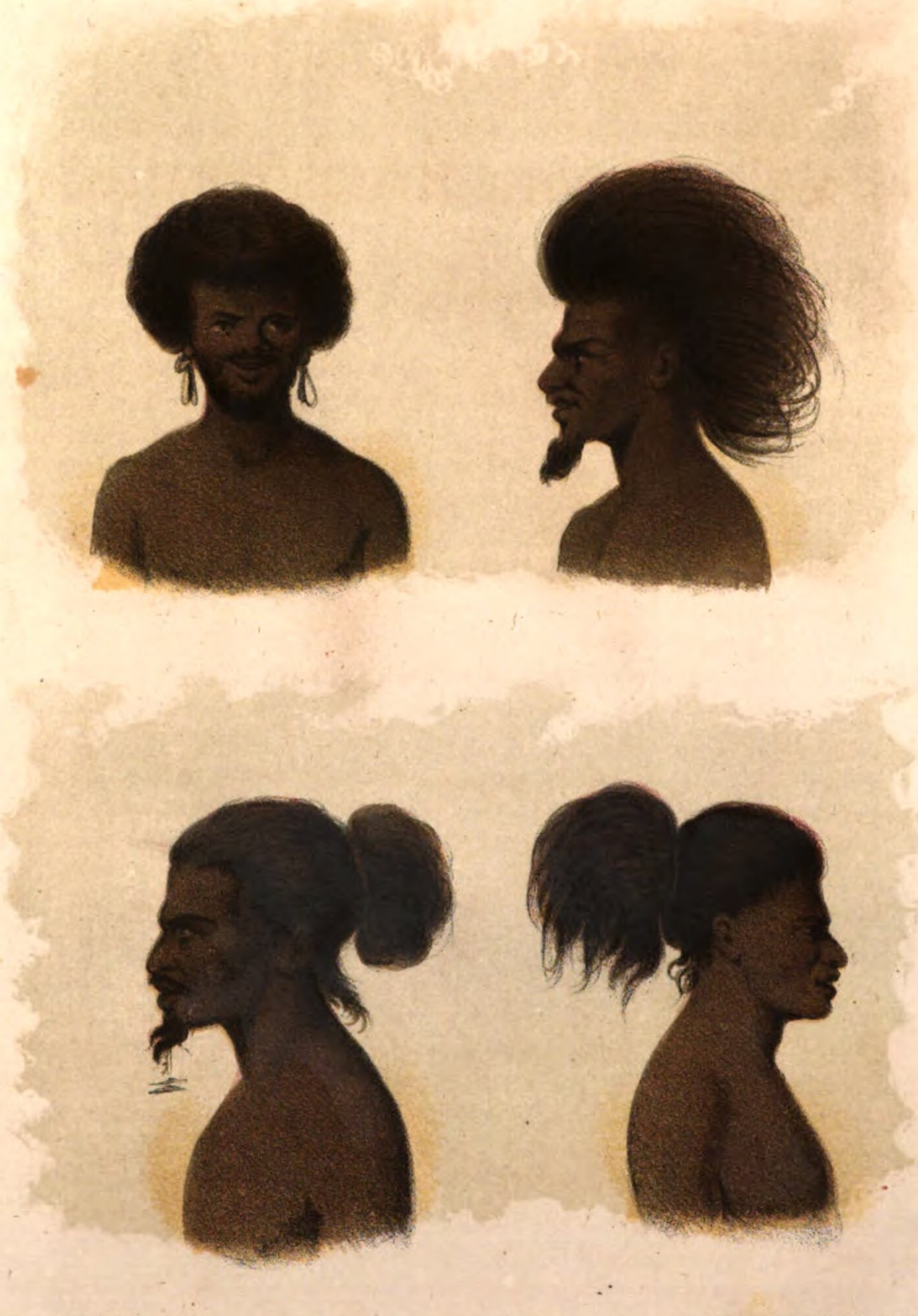


C.S. del. Lith. Jnst. Arnz & C° Düsseldorf.

EINGEBORNE VON JNUI ODER FREUNDSCHAFTS-INSEL.

Reise um die Welt

mit

der Schwedischen Kriegsfregatte

Eugenie.

In den Jahren 1851—1853

ausgeführt unter dem

Befehl des Admiral C. A. Virgin.

Herausgegeben

von

C. Skogman.

Mit 20 Bildern in Farbendruck, Karten, Plänen und vielen in den Text gedruckten Holzschnitten.

Aus dem Schwedischen.

Zweiter Theil.

Berlin, 1857.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Theiles.

Als Kunst-Beilagen sind dem zweiten Bande beigegeben:

Zeichnungen in Farben-Buntdruck.

Zeichnungen in Holzschnitt.

X.

Fahrt nach San Franzisko und Aufenthalt daselbst; Fahrt von dort nach Tahiti.

1852. Juli 2. bis September 13.

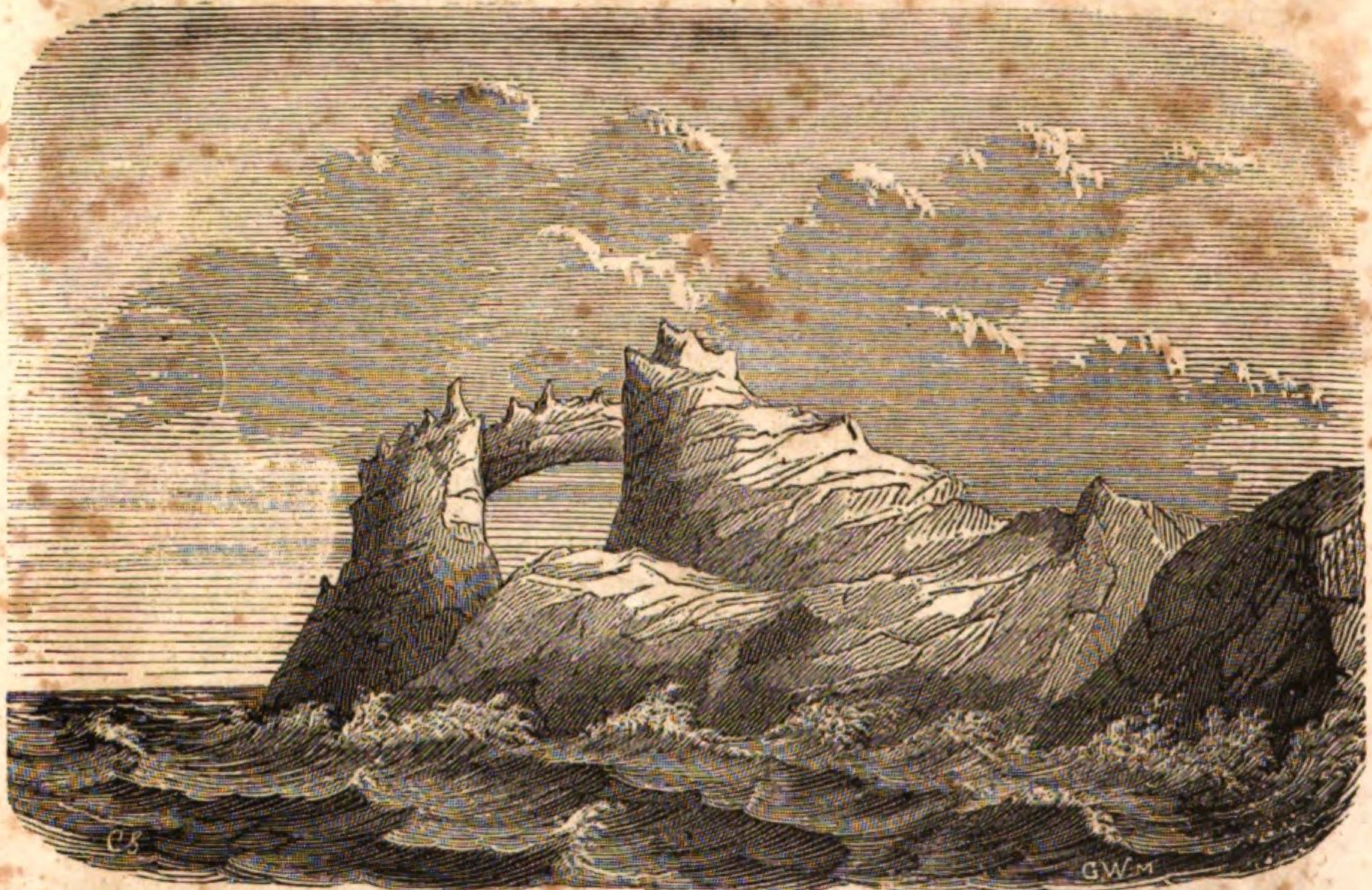
Mit einem mäßigen frischen Passatwinde schritten wir am Nachmittage des 2. Juli längs den südlichen und südwestlichen Seiten Oahus vor; es bieten auch diese ganz denselben Anblick dar, den wir schon beschrieben haben, nämlich den dürrer, braungelber Kuppen, deren vulkanische Bildung auf das deutlichste aus ihrer Form zu erkennen ist, und zu welchen die belaubten, schattigen Hügel in der Mitte der Insel den Hintergrund bilden. Erst um 9 Uhr hatten wir das Vorgebirge Kaena, den westlichsten Vorsprung der Insel, passirt, worauf wir unseren Cours mehr nach Norden nahmen, so weit es der Wind uns gestattete, ohne dem guten Vordringen der Fregatte hinderlich zu werden. Der fast ununterbrochene Nordostpassat macht es unmöglich, von den hawaiischen Inseln aus den Weg direct nach Californien zu nehmen, sondern man muß sich im Gegentheile vielmehr gegen den Passat aufkreuzen, oder mit demselben nordwärts steuern, bis man die Breiten gewonnen hat, in denen man mit Sicherheit auf westliche Winde rechnen kann. Jeder Seeman weiß es, daß die letztere dieser beiden Alternativen die einzige ist, von der die Rede sein kann, und die unter gleichgearteten Verhältnissen immer gewählt werden wird. Die Eugenie setzte also ihren Cours auch nach Norden fort; in der Dämmerung des 3. war Kauai im Westsüdwesten in Sicht, gegen Mittag war die Sonne auf einige wenige Minuten nahe dem Zenith, und ein Paar Stunden später schnitten wir den nördlichen Wendekreis unter dem 159° westlicher Länge. Der Passat fuhr fort frisch und gleichmäßig aus Ostnordost zu wehen, bis wir zum 33.° nördlicher Breite gekommen waren, worauf wir dann bis unterm 39.° schwache und unbeständige östliche

Winde vorherrschend fanden. Der letzterwähnte Parallelkreis wurde von uns am 11. geschnitten, und zwar ungefähr unter dem Meridiane des westlichsten Vorgebirges von Oahu. Vögel (ein Paar Arten Prozellarien) hatten schon ein Paar Tage vorher sich zu zeigen angefangen, der bisher völlig klare Himmel begann mit einem Male ganz dunkel zu werden, der Thermometer erreichte am Tage keine größere Höhe, als 22°, und die Temperatur des Meeres betrug 19 bis 20°. Fast kein Zeichen einer Deinung (Wellenschlag nach einem Sturme) wurde fühlbar, und wenige oder gar keine Spuren einer Strömung hatten sich mit unserer Abfahrt von Honolulu wahrnehmen lassen.

Vom 11. ab bis zum 17. einschließlich hielten wir uns immer in der Nähe des 39. Parallelkreises. Die beiden ersten Tage hatten wir nordwestliche Windstöße, die mit plötzlicher Stille abwechselten, darauf frisches aber ungleichmäßiges Blasen aus den Strichen zwischen Nordnordost und Ost. Der Himmel war während dessen mit schwerem Gewölk bedeckt, und Nebel traten mehrere Male ein. Den 16. kam der Wind aus Nordnordost und Ost, und wir hielten nun mit allen Segeln, die unser Fahrzeug zu tragen vermochte, unter der scharfen Briese nach Osten. Diesen östlichen Cours setzten wir auch am folgenden Tage fort, ohnerachtet sich der Wind uns bald mehr entgegenstellte, und am 20. fing dann auch eine westliche Deinung an sich erkennen zu lassen. Bis zum 23. blieb jedoch die Eugenie dabei nur äußerst langsam gegen östliche Winde fortzuschreiten, die bald eine Zeit lang frisch bliesen, und dann wieder die nächsten Stunden fast eine vollständige Stille herrschen ließen. Ungeachtet der Himmel im Allgemeinen bewölkt war, verging dennoch nur ein einziger Tag ohne Beobachtung. Die folgenden Tage bis zum 27. einschließlich ging der Wind von Osten nach Süden, Südwesten und Nordwesten herum, und setzte sich endlich als frisches Blasen aus dieser letzteren Ecke fest. An dem erwähnten Tage zeigte es sich ganz klar, daß wir uns in der Nähe der californischen Küste befinden mußten, längs welcher das von Norden herabkommende kalte Wasser einer Strömung eine bedeutende climatische Veränderung hervorbringt. Die Temperatur der Luft war am 26. um 9 Uhr Abends noch 17 Grad, aber am 27. zu derselben Stunde nur 13 Grad, und die des Meeres sank zwischen 6 Uhr Nachmittags am ersteren Tage bis zu derselben Stunde des letzteren von 18,0 Grad bis zu 13,6 Grad; ein Paar Stunden darauf zeigte es aber nur noch 11,8 Grad, was ein Sinken von 6,2 Grad in der kurzen Zeit von 27 Stunden beträgt, in welcher Zeit die Fregatte eine Strecke von ungefähr 260 Meilen (46 schwedische) durchschnitten hatte. Die Strömung setzte hierbei ungefähr 14 Meilen ($2\frac{1}{2}$ schwedische) nach Südsüdwest in je 24 Stunden um.

Am 28., um 2 Uhr des Morgens, befanden wir uns den, in einer Entfernung von ungefähr 20 Meilen ($3\frac{1}{2}$ schwedische) von der Küste, außerhalb der Einfahrt des Hafens von San Franzisko, gelegenen Klippen Farallones so nahe, daß wir beilegen mußten, um die Tagesdämmerung abzuwarten. Die Breite wurde mehrere Male während der Nacht durch die Höhenahme des Polarsternes genommen, eine Vorsichtsmaaßregel, welche man in Beziehung auf diese Küstenstrecke nicht versäumen darf, wenn sich irgend wie die Gelegenheit zu einer Beobachtung darbietet; es kann sich sonst sehr leicht ereignen, daß man von der Strömung zu weit nach Süden geführt wird, und so gezwungen werden kann, wieder seewärts zu halten, um sich abermals gegen Norden hinauf zu bringen. Um $4\frac{1}{2}$ Uhr Morgens hielten wir auf das Land zu, und bald darauf schimmerte uns auch die nordwestlichste der genannten Klippen entgegen, zeichnete sich aber in der grauen, etwas nebligen Morgenluft doch nur schwach ab. Bald darauf zeigten sich dann noch ein Paar weitere Klippen, binnen Kurzem waren sie aber sämmtlich wieder in einen undurchdringlichen Dunstschleier gehüllt, der dann die ganze Nacht hindurch, wie eine schwarze Wand im Osten, am Horizonte stand. Wir tappten uns unter kleinen Segeln, mittelst steten Auswerfens des Lothes, langsam vorwärts; um 6 Uhr schimmerten die südöstlichen Inseln durch eine in dem Nebel entstandene kleine Oeffnung hervor, um $7\frac{1}{2}$ Uhr mußten wir aber wieder nach außen wenden. Man konnte jetzt von dem Halbdecke der Fregatte aus kaum noch das Bugspriet derselben sehen. Der Wind hatte eine nordwestliche Richtung, und zeigte sich als mäßige Briese. Das Wasser hatte eine graugrüne Farbe, viel Seegras floß längs unseren Schiffsseiten, und große Schaaren von Seevögeln plätscherten mit lautem Geschrei rund um uns her. Die Temperatur der Luft betrug um 6 Uhr nur noch 12 Grad, und die des Meerwassers sogar nicht mehr als 11,7 Grad.

Eine Stunde etwa, nachdem wir uns wieder nach außen gewendet hatten, fing der Nebel an sich zu vermindern, und um $8\frac{1}{2}$ Uhr klärte es sich auf, worauf wir uns abermals nach dem Lande zu richteten. Eine halbe Stunde später befanden wir uns südlich von der südöstlichsten der Farallones. Dieser Klippen, auch „Frayles," die Mönche, genannt, sind sieben, der Zahl nach, von welchen die vier nordwestlichst gelegenen eine Gruppe, und die drei übrigen eine zweite für sich bestehende bilden.



Süd-Ost-Farallon.

Die südöstlichste der Inseln ist die größte, und dürfte ungefähr eine halbe schwedische Meile im Umkreise enthalten; sie besteht aus kahlen, rauhen und unebenen Bergen und Klippenspitzen von gelblicher oder grauer Färbung. An ihrem westlichen Ende befindet sich ein natürliches Gewölbe, und südlich von dem höchsten Hügel zeigt sich in einer geringen Entfernung vom Ufer ein hölzernes Haus.

Um 10 Uhr kam ein kleiner Schooner an unsere Seite, und von ihm wurde die Fregatte erwünschter Weise mit einem Lootsen versehen. Kurze Zeit darauf fing der Wind an abzusterben und ging endlich zu vollstandiger Stille über, zur Mittagszeit aber sprang eine kleine Briese aus der Südecke auf, und frischte sich bald auf. Nun begann auch das die Einfahrt umgebende Land sich zu zeigen, aber obschon der Himmel klar war, blieb die Luft so dick und undurchsichtbar, daß fast nichts von den Contouren der Höhen deutlich unterschieden werden konnte. Um 3 Uhr Nachmittags passirte die Fregatte mit frischer Fahrt zwischen den Höhen hindurch, welche die Mündung der Einfahrt bilden, und ankerte um 4 Uhr in der Saucelito-Bucht in einer Tiefe von 15 Faden und Schlammboden, nach einer Reihe von 26 Tagen seit der Abfahrt von Honolulu. Zum Vergleiche mag es hier nur angeführt sein, daß eine amerikanische Brigg, welche denselben Ort bereits am 12. Juni verlassen

hatte, doch erst am Tage vor uns hier angelangt war, was also eine Reise von 46 Tagen beträgt.



Einfahrt von San Franzisko.

Das Land um San Franzisko herum besteht aus einer Menge von höheren und niederen Hügeln, von denen die sogenannten „Table Hills" nordwärts von dem Einlaufe gelegen, eine Höhe von ungefähr 2600 Fuß erreichen. Der ganz nahe der Stadt befindliche „blaue Berg" steigt nur bis zur Höhe von 1100 Fuß auf. Die obenstehende kleine Zeichnung giebt möglichst treu den Anblick wieder, den das Land, von der See aus zuerst gesehen, gewährt.

Außerhalb vor der Einfahrt liegt parallel mit der Küste laufend eine Bank*), neben welcher die Tiefe nirgends über neun Faden beträgt, und an dem nördlichen Strande derselben sogar nur vier und einen halben erreicht. Man muß sich sehr in Acht nehmen dieser Bank zu nahe vor Anker zu gehen, weil oft vor derselben sehr heftige Schlagseen vorkommen. Der englische Capitain Beechey, der in der Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts diese Gegenden besuchte, erzählt, daß sein Fahrzeug, während einer solchen Schlagsee, den Sand des Bodens aufrührte, obschon das Wasser vier und einen halben Faden tief war, und sein Fahrzeug nicht tiefer als 15 Fuß ging. Die Einfahrt selbst wird gegen Norden von „Punta Boneta" begrenzt, es ist dies ein breites

*) Eine solche Bank, wie sie auf englisch „bar" genannt wird.

Vorgebirge, an welchem oft eine starke Brandung heftig tost; und nach Süden zu bezeichnet sie die Punta de los Lobos, die ihren Namen von der Menge von Seehunden bekam, die sich dort und besonders auf den sie ganz nahe umgebenden kleinen Klippen aufzuhalten pflegen. Auch jetzt bei unserer Ankunft lagen große Schaaren dieser Thiere auf denselben, und sonnten sich, während andere ab und zu schwammen, eine scharfe Jagd auf die sich auf der Oberfläche des Wassers schaukelnden Seevögel anstellend, welche zu fangen es ihnen mitunter auch glückte, und zwar durch das listige Manoeuver, unfern von dem großen Haufen unter zu tauchen und unter dem Wasser so nahe zu rücken, daß sie, von unten herauf, Einen oder den Anderen der Vögel überraschen konnten. Wir sahen es mit an, daß im Verlaufe einer ganz kurzen Zeit mehrere Vögel so den Seehunden zur Beute wurden.

Der Abstand zwischen den beiden Vorgebirgen Punta Boneta und Punta de los Lobos beträgt zwei Meilen, eine drittel schwedische, und das Fahrwasser zwischen beiden ist ganz rein, wenn man ein kleines Stück zunächst jedes der Ufer ausnimmt. Zwei kleine Klippen, Mile Rocks genannt, liegen in ungefähr ein Viertel der ganzen Breite vor dem Lobos-Vorgebirge; man kann zwar ganz gefahrlos auf beiden Seiten derselben herumgehen, doch wählt man gewöhnlich die nördliche. Zwei Meilen (eine drittel schwedische) weiter hinein bildet der südliche Strand der Rinne ein schief hervorschießendes Vorgebirge, auf welchem eine kleine, jetzt fast ganz zerfallene, Schanze zu sehen ist. Das Fahrwasser wird hierdurch auf weniger, als eine Meile, ungefähr eine achtel schwedische, Breite zusammengedrängt; dieser Engpaß hat den Namen die Goldstraße (Golden Gate) erhalten. Von hier aus öffnet sich die herrliche San Franzisko-Bucht zuerst den Blicken der Ankommenden, aber die Stadt selbst bleibt noch durch ein hohes Vorgebirge verborgen. Mitten vor sich hat man die Inses Alcatrazes, und etwas südwärts von dieser eine andere etwas größere, Yerba Buena genannt, zwischen welcher und der Stadt der Ankerplatz gelegen ist.

Um während der uns hier bevorstehenden Arbeit, einer Ergänzung und Ausbesserung des Takelwerkes der Fregatte, etwas weniger durch Besuche an Bord beschwert zu werden, besonders von solchen Personen, welche das achtungswerthe „Crimp-Geschäft*)“ betreiben, wählte unser

---

*) „Crimps“ werden diejenigen genannt, welche die Matrosen zum Desertiren zu überreden suchen, um sie dann, nachdem sie die Unglücklichen so viel, als möglich, ausgesogen haben, auf andere Fahrzeuge unterzubringen, bei welchem Geschäfte nur sie gewinnen.

Der Uebersetzer.

Chef den auf der entgegengesetzten Seite der Bucht liegenden Ankerplatz in der Saucelito-Bai, welcher erst, nachdem Alles wieder in Ordnung gebracht wäre, mit dem außen vor der Stadt vertauscht werden sollte, zu dem wir von hier aus noch beinahe eine schwedische Meile hatten.

Die Strömung geht in der Rinne stark, besonders zur Zeit der Ebbe, wo sie eine Geschwindigkeit von sechs, das heißt, mehr als eine schwedische, Meilen in der Stunde erreicht, und die vielen heftigen Wirbel, welche sich hier zeigen, machen es für ein größeres Fahrzeug gefährlich, sich ohne eine einigermaßen gute Briese auf den Weg nach innen zu begeben. In der Bucht selbst zeigt sich die Strömung nirgendwo stärker, als zwei Meilen, eine drittel schwedische, in der Stunde. Die Hafenzeit ist bei der Stadt 11 Stunden 42 Minuten, bei Saucelito 11 Stunden 20 Minuten, der Höhenunterschied ist zur Fluthzeit 8 Fuß und zur Ebbezeit nur 5 Fuß. Die Ebbezeit selbst währt gewöhnlich 7 Stunden, und die Fluth nur 5; und das zuströmende Wasser ist in der Nacht in stärkerer Masse vorhanden, als am Tage*). An Lootsengeldern hat man, wenn man von der See kommt, 12 Piaster für jeden Fuß Tiefgang des Fahrzeuges zu entrichten.

Bald nachdem die Fregatte ihre Anker ausgeworfen hatte, wurde auch ein Boot nach der Stadt gesendet, um nach den etwa angelangten Briefen zu fragen; es kam am Abende zurück und brachte für die meisten der Offiziere welche mit, und wir brauchen wohl nicht zu sagen, wie willkommen solche Liebeszeichen in unserer Lage zu sein pflegen. Da die regelmäßige Post nach Europa in einigen Tagen abgehen sollte, beeilte sich ein Jeder seinen zum größeren oder geringeren Theile schon fertigen Briefwechsel abzuschließen.

Von unserem Ankerplatze hatten wir den Genuß einer sich weit erstreckenden Aussicht, welche weder der Großartigkeit, noch Schönheit entbehrt; aber während unseres ganzen Aufenthaltes am hiesigen Orte, war auch nicht ein einziger Tag so hinreichend klar, daß man einige Details von auch nur in mäßiger Entfernung liegenden Gegenständen hätte unterscheiden können, und von den entfernteren konnten nicht einmal die hauptsächlichsten Contouren wahrgenommen werden. Ein dicker Sonnenrauch lag beständig über die ganze Gegend ausgebreitet; die Sonne wurde eine lange Zeit hindurch von ihm verborgen, auch noch, nachdem sie schon weit über den Horizont aufgestiegen war, und wieder ebenso, ehe sie bei dem Untergange denselben erreicht hatte. Dieser Sonnenrauch ist hier kein unbedeutendes Hinderniß für die Seefahrt, indem er oft dem Gewahrwerden der Merkzeichen hinderlich wird, welche der Untiefen halber aus-

*) Siehe Ringgolds Karten von Californien. Washington, 1852.

gelegt sind, und die Course, die gesteuert werden müssen, gar nicht sehen läßt. Zuweilen war Alles in dicken Nebel gehüllt, und die Wolken hingen den ganzen Tag hindurch an den Gipfeln der Berge. Das uns zunächst liegende Land bestand aus terrassenförmig übereinander liegenden Reihen ziemlich steiler Hügel, die durch tiefe Thäler unter sich selbst geschieden waren, in welchen einige kleine Gerinne rieselten, die nach starken Regen in brausende Bäche verwandelt werden. Die Hügel sind zum größten Theile kahl, aber weitverzweigte Ketten von Gebüsch und kleinen Bäumen werden hier und dort angetroffen. Eine Art Eiche mit zackigen Blättern bildet den Hauptbestandtheil in diesen kleinen Laubholzstrecken. Größere Bäume trifft man nur tiefer in den Thälern an. Das Gras zeigte sich während der Zeit unseres Aufenthaltes ganz kurz und vollkommen verwelkt; aber nach dem schönen Aussehen des weidenden Viehes zu urtheilen, mußte es dennoch saftig und nährend sein. Der in der ganzen Landschaft herrschende Farbenton war gelbbraun, so daß Alles einen etwas wüsten und öden Charakter hatte, der noch um so mehr hervorgehoben wurde, als sich nur sehr wenige Menschenwohnungen zeigten.

Am Strande lagen einige schmutzige Häuser, in denen sich ein Paar armselige Schenken und Läden befanden; nahe bei den Häusern sieht man ein Sägewerk, welches jedoch jetzt in Folge des Wassermangels still stand, Einige ungeheuere Fichtenstämme von vier bis fünf Quarter Diameter lagen außen vor demselben im Wasser. Weiter unten stand auf einem steil gegen den Strand abschießenden Felsen ein kleines Haus, unter welchem sich eine ziemlich hoch aufgezimmerte Wasserzisterne befand, aus der dann das Wasser in bleiernen Röhren zu einer hölzernen Brücke hinabgeführt wird, an der sich Schiffsboote bequem anlegen und dort ihre Fässer füllen können. Die Zisterne gehört einer in der Stadt ansässigen Person, von welcher man erst die Erlaubniß zur Füllung einholen muß; der Preis des Wassers war zu unserer Zeit ein Cent pro Gallon (etwa 10 Reichsthaler Banco) für die schwedische Kanne. In einem großen, sich weiter nach Norden erstreckenden Thale liegt ein Landhaus, welches einem schon seit lange hier ansässigen Amerikaner, mit Namen Richardson, gehört. Das Haus sah jetzt ziemlich zerfallen aus, und ein größeres, unvollendet gebliebenes Fachwerksgebäude war schon im völligen Untergange. Die Einwohner waren einige Indianer mit ihren Weibern, die sämmtlich damit beschäftigt zu sein schienen, Nichts zu thun. Sie hatten eine auffallende Aehnlichkeit mit den Pampas-Indianern; denselben kurzen und untersetzten Wuchs, dieselben krummen Beine, denselben dicken Kopf mit dem breiten Munde, die gleiche flache Nase, kleine, unter buschigen Brauen hervorstechende Augen, stark heraustretende Backenknochen und schwarzes, struppiges Haar. Ein Paar derselben beschäftigten

sich gerade damit ein junges Pferd zuzureiten, welches jedoch kaum der geringen Mühe, die man sich mit ihm gab, werth zu sein schien. Noch war es nicht weiter gekommen, als daß es sich hinwarf und wälzte, sobald ihm das Sattelzeug aufgelegt worden war, und die ganze Lection schien darin zu bestehen, daß es sich eben nicht ganz ungestraft und nach Gutdünken mit dem Sattel auf dem Rücken hinlegen und umherwerfen durfte, worauf es nach einigen Schlägen wieder auf die Weide geführt wurde.

Während der acht Tage, die wir hier lagen, besuchte ein Theil des Offiziercorps der Fregatte die Stadt, während sich Andere damit belustigten in den Gebüschen und auf den nächstliegenden Bergen zu jagen; da aber keine Hunde herbei zu schaffen waren, beschränkte sich das Ergebniß der ganzen Jägerei auf einige Hasen, Wachteln und verschiedene kleine Vögel, welche hauptsächlich zur Vermehrung der zoologischen Sammlung, aber weniger für die Küche beitrugen. Auch wurde mit Netzen gefischt, und verschiedene Arten Fische gefangen, worunter große Rochen, die am meisten in die Augen springend waren. Die Besatzung war mit den Arbeiten an dem Segelzeuge und der Takelage hinreichend beschäftigt, und überdies mußte auch noch Wasser gefüllt und Holzvorräthe geschlagen und an Bord geschafft werden.

Am 5. August segelte die Fregatte um 5 Uhr des Morgens, unter Führung eines Lootsen, aus der Saucelito-Bucht ab, und ankerte eine Stunde später, zwischen der Stadt und Yerba-Buena, in einer Tiefe von neun Faden und sandigem Boden. Von dem Ankerplatze wurde Alcatrazes im Nord-Westen zum Westen ½ West gepeilt, und der Telegraph, nördlich von der Stadt liegend, im Süd-Süd-Westen ½ West; etwas weniger nördlich davon liegt die Klippe Blossone Rock unter der Wasseroberfläche verborgen, doch ist dieselbe jetzt durch eine schwarze Boje kenntlich gemacht worden. Die Entfernung bis zur Stadt ist von hier aus ungefähr noch eine achtel schwedische Meile. Ein Paar hundert Fahrzeuge lagen in dem Busen; viele unter denselben waren von ihren Besatzungen gänzlich verlassen, ja einzelne sogar auch von ihren Befehlshabern.

Die San Franzisko-Bucht ist ungefähr acht schwedische Meilen lang, und wird von einer durch die Stadt und Yerba-Buena gezogenen Linie in zwei ziemlich gleich große Theile zerlegt. Die Breite derselben ist sehr verschieden, und wechselt oft, man kann sagen zwischen einer halben und zwei schwedischen Meilen, wenn schon auch ein Paar noch schmalere Sunde vorkommen. Die Form ist vollkommen unregelmäßig, und die Strande bilden eine Menge Vorgebirge und Buchten. Der nördlichste Theil macht ein rundes Becken aus, welches ungefähr einen Durchmesser von zwei schwedischen Meilen hat; es wird San Pablo-Bucht genannt;

auf dem nordöstlichsten Strande derselben liegt der Hauptort des Staates Californien, Vallejo, so benannt, nach einem angesehenen Californier, welcher sich schon vor der Eroberung als ein sehr eifriger Amerikanisch-gesinnter gezeigt hatte. Aus der San Pablo-Bucht gelangt man durch den Carquines-Sund in die Suisun-Bucht, an deren östlichem Ende sich die Mündung des goldreichen Sakramento-Stromes befindet. Von dem Capitain in der Flotte der vereinigten Staaten von Nordamerika, Cadwalader Ringgold, sind sehr vollkommene Karten aller einzelnen Theile dieses Fahrwassers herausgegeben worden.

Ein großer Theil der weitläuftigen Ausdehnung dieser Bucht ist für durchaus keine anderen Fahrzeuge, als ganz kleine Boote zugänglich, und auch mit solchen findet man oft noch Schwierigkeiten bei niedrigem Wasserstande an die Außenseite zu landen. Besonders ist dies der Fall an dem Strande der südlichen Hälfte der Bucht, an welchem große Strecken bei niedrigem Wasser selbst während der Fluthzeit trocken liegen bleiben. Die starke Strömung am nördlichen Theile der Bucht hat diesen reiner von Untiefen erhalten; denn durch sie ist die Menge Sand und Schlamm, welchen der Sakramento-Fluß mit sich führt, in den südlichen Theil hinübergetrieben, wo das stillere Wasser ihn zu Boden sinken ließ. Die Bank außen vor der Einfahrt ist natürlich auf dieselbe Art entstanden. Eine schmale Rinne mit vier bis neun Faden Wassertiefe leitet jedoch bis zu dem südlichsten Winkel der Bucht; sie wird wahrscheinlicherweise durch die auf den letzterwähnten Punkt ausmündende Stromfurche des Guadalupe-Flusses rein erhalten.

Die Stadt San Franzisko liegt auf derselben Stelle, wo ehemals die kleine spanisch-mexikanische Stadt gestanden hatte. Der beste Ankerplatz in der ganzen Bucht befindet sich gerade außen vor derselben, aber auch hier war die Stadt mit langen und schmalen Untiefen und Sandbänken umgeben, welche die Landung selbst für kleine Boote unbequem machte, und den Zwang mit sich führten sich zur Löschung der Waaren Prahme zu bedienen, die zu den Fahrzeugen gehen mußten, aber selbst auch nur bei hohem Wasserstande nahe an das Ufer herankommen konnten, wodurch natürlich die Ladung nicht ohne viel Zeitverlust und Kosten auf das Trockene zu schaffen war. Kaum hatte jedoch die Stadt begonnen so zu wachsen, daß man mit einiger Zukunft auf ihre Erhaltung und zukünftiges Aufblühen rechnen konnte, als man auch schon an eine Abhülfe der erwähnten, so viel Ungelegenheiten herbeiführenden Uebelstände zu denken anfing, um so mehr, als gleichzeitig ein anderer wichtiger Zweck auf diese Art erreicht werden konnte. Zwischen dem Gestade des Wassers und den in dem Rücken der Stadt gelegenen Bergen war der Abstand nur ein sehr kurzer; für den Fall nun, daß die

Stadt bedeutend wachsen möchte, mußte man sie sich entweder längs dem Strande hinziehen lassen, oder sie auf den Abhängen der Berge erbauen. Im ersteren Falle würde die zwischen ihren beiden äußersten Theilen entstehende Entfernung eine sehr große geworden sein, im letzteren mußten aber die Berge dem inneren Verkehre sehr hinderlich und für die schnelle Communication störend werden. Man grub also die nächstliegenden Berge ab, und füllte mit dem dadurch gewonnenen Erdmaterial die See aus, und durch dieses Mittel können nun die größten Fahrzeuge an den weit ausspringenden hölzernen Landungsbrücken vertaut in aller Sicherheit liegen, so wie auch dadurch eine große Menge sehr gut und für Verkehrszwecke passend gelegener Baustellen gewonnen wurden. Bis zu welcher Werthhöhe die letzteren hinaufgehen, kann man aus den folgenden Thatsachen schließen, nämlich, daß ein mexikanischer Soldat im Jahre 1850 für eine dergleichen, welche er sich drei Jahre vorher für ein Paar alte Stiefeln eingetauscht hatte, 25,000 Piaster als Bezahlung erhielt, und daß ein hier seit vielen Jahren ansässiger Deutscher, mit Namen Leydersdorf, ein anderes, ganz unbedeutendes Erdstückchen, für das er im Tausche einen Anker Wein gegeben hatte, für 17,000 Piaster verkaufte. Leydersdorf ist jetzt todt, aber eine Straße in San Franzisko trägt seinen Namen und bewahrt sein Andenken der Nachwelt.

Die Häuser sind, wie man es sich leicht vorstellen kann, von der allerverschiedensten Beschaffenheit. Einige große Handelsfirmen haben in der Stadt Comptoire etablirt, und sich stattliche Häuser erbaut, deren kostspieliges Material aus in China gebrochenem Granite besteht, der, sauber behauen, von dort hierher geschafft wurde; dicht neben einem solchen findet man dann aber auch oft wieder eine anspruchslose und bewegliche Hütte, und auch alle zwischen diesen beiden extremen Punkten liegenden Abstufungen. Der kürzlich erst ausgefüllte Theil der Stadt findet in der locker zugeschütteten See natürlicherweise keinen Grund, der für die Aufführung größerer Gebäude zuverlässig genug wäre, und man zeigte uns ein Paar fast vollendete Häuser von Ziegeln, welche so tief eingesunken waren, daß man sich gezwungen sah, statt sie weiter auszubauen, unverzüglich mit ihrer Einreißung vorzuschreiten; überall eine die Vermögensverhältnisse sehr herunterbringende Sachlage, aber von ganz besonders gefährlichem Einflusse in San Franzisko.

Eine Kirche gab es zur Zeit unserer Anwesenheit im Jahre 1852 noch nicht, aber es war bereits die Rede davon ein Paar dergleichen in Angriff zu nehmen. Die Straßen sind noch nicht gepflastert; in dem oberen Theile der Stadt sind sie ziemlich sandig, in dem niederen mit Brettern belegt, die an jenen Punkten, wo die Aufschüttung noch nicht bis zu der Höhe der übrigen vollendet ist, von Böcken gestützt werden.

Verschiedene Personen hatten sich an solchen Orten unter der Straße, die ihnen in dieser Weise als Dach diente, einquartiert. Mehrere Fahrzeuge, welche bei dem ersten Grassiren des gelben Fiebers ihrer Besatzungen beraubt, oder von ihnen verlassen waren, und dann auf den Grund trieben oder bugsirt wurden, sind durch die erwähnten Zuschüttungen in die sonderbare Lage versetzt worden, sich nun mitten in der Stadt aus dem Sande zu erheben; sie werden als Magazine, Schenken und zu dergleichen Zwecken mehr verwendet; von ihrem Werthe ist selbstverständlich in den meisten, ja wir möchten fast sagen in allen Fällen, auch nicht ein Heller dem Rheder oder der Versicherung zu Gute gekommen. Ungeheuere Schilder hängen überall an den Wänden des Hauses, und ein großer Theil der Waaren pflegt am Tage draußen auf den Straßen zu liegen, um dadurch etwas mehr Raum in den Läden zu bewirken.

Ein Paar recht gute Gasthäuser waren bereits entstanden; in Jacksons Hause ißt man vollkommen eben so gut, wie in den ersten Hôtels des gebildeten Europas, und die Preise sind, wenn man die obwaltenden Verhältnisse, wie es sich gehört, in Betracht zieht, nicht besonders hoch; wenn schon zehn oder zwölf Reichsthaler für ein ganz einfaches Mittagsessen einem nicht daran Gewöhnten etwas hoch vorkommen muß; woher wir uns auch wohl hüteten das Haus zu besuchen, sondern uns statt dessen gern mit der einfacheren Kost begnügten, die uns an Bord unserer schwimmenden Heimath geboten wurde, und in welcher das einzige billige Lebensmittel in Californien, nämlich Rindfleisch, während unseres ganzen hiesigen Aufenthaltes den höchst willkommenen, in frischem Zustande lang entbehrten Hauptbestandtheil ausmachte. Für denjenigen, der zwanzig Piaster und mehr an einem Tage verdient, ist eine Ausgabe von einem halben Dutzend derselben für ein Mittagsmahl eine große Kleinigkeit, und die guten San Franziskaner sind auch keinesweges diejenigen, welche die Güter des Lebens verachten, vielmehr knallen die Champagnerpfropfen eben so tapfer, wie an irgend einem Orte eleganten Thuns in Europa. Zahlreiche „drink-shops" werden auf allen Straßen gefunden; es sind meist nur offene Stände, und man muß stehenden Fußes und öffentlich, vor den Augen des großen Publikums, die Erfrischungen zu sich nehmen, zu denen man durch seine Scene gelockt wird. Ihre Namenliste wetteifert an Länge mit den in Schweden für den „Schluck" zur Imbißkost aufgezählten; man hat zwischen „Ging-sling, brandy-cocktail, mint-julep, sherry-cobler" und viele, viele andere Sorten zu wählen, außerdem kann man aber natürlicherweise noch alle die verschiedenen Mischungen der Spiritusarten mit Sodawasser, oder auch das reine unverfälschte Element, bis zu den höchsten Procentegraden bekommen.

Die Spielhäuser von San Franzisko haben bereits einen in der

ganzen Welt verbreiteten Ruf bekommen. Es hieß jedoch während der Zeit unseres Besuches, daß sie schon nicht mehr in einem so blühenden Zustande befindlich wären, als sie es ein Paar Jahre vorher gewesen. Eine junge einnehmende Dame, mit dem ausgesuchtesten europäischen Luxus bekleidet, pflegt gewöhnlich die Honneurs am grünen Tische zu machen, und sie versteht es in der Regel sehr gut mit schmachtenden Blicken und zärtlichem Augenwinken, oder anziehendem Lächeln die thörichten Adamssöhne in ihr Verderben zu ziehen. Diejenigen unter diesen liebenswürdigen Sirenen, welche es bewiesen haben, daß sie im Besitze der Gabe sind, Kunden anlocken zu können, werden von den Spielhauswirthen unglaublich hoch für ihren Beistand bezahlt; wir hörten zum Beispiel angeben, daß eine derselben zehn Piaster für die Stunde empfinge, und natürlicherweise unterlassen dieselben es nicht, während dieser Zeit auch noch Privatspeculationen auf die Gewinnung der Herzen zu treiben, so daß ein hübsches Aeußere und ein verführerisches Geschick auf wenigen Punkten der Welt einen größeren Capitalwerth haben kann, als hier. Als fernere Lockmittel werden einige an der Bank Antheil besitzende Personen angewendet, welche mit den hinreichenden Geldern ausgestattet, nur ein Scheinspiel aus den Bankmitteln selbst betreiben, und den in der Kunst weniger Bewanderten leicht einbilden, daß bei diesem Spiele auf guten Gewinnst zu rechnen sei, ein unglücklicher Irrwahn, der oft erst damit endet, daß der neu Hinzugekommene recht gründlich gerupft ist. Alle Arten des falschen Spieles werden mit der größten Unverschämtheit betrieben, und die eben erwähnten, als Lockvögel auftretenden Herren, sind stets bereit, diejenige Person höchst unsanft auf die Straße hinauszuwerfen, welche unverschämt genug sein sollte, Einen der Gentlemen, oder auch wohl gar Eine der jungen höchst achtungswerthen Lady's, welche den Banken vorstehen, anzuklagen, das Spiel auf eine weniger ehrliche Art zu betreiben. Es soll sich sogar mehr als einmal ereignet haben, daß eine unbesonnene Aeußerung dieser Art unmittelbar darauf und an Ort und Stelle mit einem Pistolenschusse beantwortet worden. Damit man die Geldsorten mit größerem Vergnügen springen lassen könne, findet man in den meisten Spielhäusern, wenigstens des Abends, an welchem natürlicherweise erst die rechte Spielzeit beginnt, Musik; man kann übrigens auch darauf rechnen, daß man eine oder die andere auserwählte Gesellschaft antrifft, die für eine Sünde ansehen würde, den ganzen heiligen Vormittag der Sonn- und Festtage, wo anders, als im Spielhause zuzubringen, wo dann eine kleine unschuldige Partie die Stelle des Gottesdienstes vertritt. Haufen von gemünztem Golde, kleine Goldklumpen und Beutel mit Goldsand bilden den strahlenden Contrast mit dem grünen Kleide des Tisches, und bei dem hellen Scheine der Menge von Lampen ist der Effect davon ganz besonders

großartig. Ein oder das andere Silberstück sieht man auch zuweilen sich bescheiden einen Weg durch die vornehmeren, runden oder achteckigen Kameraden bahnen, aber auch diese Wanderer sind nicht verachtet, und können eben so gut, als jene, darauf rechnen, eine freundliche Aufnahme in der stets geöffneten Freistatt im Tische des Banquiers zu finden. Wir müssen bekennen, daß wir diese Herrlichkeit nur höchst flüchtig betrachtet haben; man kann sich aus Schaam nicht lange darin aufhalten, ohne zu spielen, und wir fühlten gar kein Verlangen einen Theil unseres Soldes weder dem Herrn Bankhalter, noch einer von seinen liebenswürdigen Mithelferinnen zu Gute kommen zu lassen.

Das spielende Publikum zählte seine Mitglieder zu allen den verschiedenen Arten Menschen, die von den entlegentsten Enden der Welt hier in Californien zusammengeströmt sind. Die Söhne des himmlischen Reiches geben an Eifer und Hartnäckigkeit keinesweges dem Chilensen oder Peruaner, dessen Naturgaben in dieser Hinsicht wir bereits in einem früheren Capitel erwähnt haben, etwas nach. An sehr wenigen Orten unseres Erdballes möchte man wohl noch im Stande sein, eine solche Sammlung scheußlicher Gesichter zu sehen, wie in dieser einen Stadt, und wir vermuthen, daß das Verhältniß oben in den Goldgruben mindestens dasselbe sein wird. Wir sind weit davon entfernt, alle diejenigen, welche sich mit dem Goldwaschen abgeben, für Taugenichtse und Schurken anzusehen, sondern glauben im Gegentheile, daß sich gewiß auch viele ehrliche Menschen darunter finden mögen, wenn schon dieselben jedenfalls eine Minderzahl bilden und in sehr schlechte Gesellschaft gerathen sind. Vielleicht ist es jedoch auch der Fall, daß die Gesammtheit jetzt im größeren Theile aus ziemlich angenehmen Individuen besteht. Aber über die Mehrzahl der Bevölkerung, die man sich auf den Straßen San Franziskos bewegen sieht, liegt der entschiedenste Ausdruck von Rohheit, Uebermuth und niedriger Gesinnung ausgebreitet; man fühlt es sogleich heraus, daß der Mammon dort mit unumschränkter Gewalt herrscht, wenn auch nicht alle seine Unterthanen für beständig ihre anderen Herren verlassen haben. Möglicherweise ist dies Urtheil ein etwas zu hartes; vielleicht sucht die Menge nur ein Mittel um ein durch jugendlichen Leichtsinn oder ähnliche Ursachen zerrüttete Gegenwart und untergrabene Zukunft wieder herzustellen, einen Ausweg, um alte Schulden zu tilgen, früheres Unrecht wieder gut zu machen, und sich schließlich in der Heimath eine bescheidene Scholle Landes anzuschaffen, um dort die noch übrig bleibenden Tage in beschaulicher Ruhe, oder noch besser stiller und bescheidener Thätigkeit zu verbringen. Mindestens kommt dies als Ausnahme vor, da der Verfasser einen jungen, aus Gottland gebürtigen Mann persönlich zu kennen das Vergnügen hat, der mit den in Californien

beschwerlich gewonnenen Geldern seinem unverschuldet in übele Vermögensumstände gerathenen Vater geholfen, und dann, als er sich durch diese gute Handlung wieder mit leeren Händen dastehen sah, zum zweiten Male sich zu der beschwerlichen Waschung hinaus begeben hat.

Ein ungeheurer Ueberfluß von Industrierittern aller Arten ist natürlich auch in San Franzisko zu finden. Es fehlen dort weder die Quacksalber mit ihren alle Gebrechen heilenden Arzeneien, der Revalenta arabika, der die Verstopfung hebenden Pillen 2c. 2c., noch vermißt man die Magnetiseure und Geisterbeschwörer. Ein Frauenzimmer kündigte, um nur mindestens ein Beispiel anzuführen, unaufhörlich in den Zeitungen an, daß sie den sie Besuchenden eben sowohl ihre Vergangenheit, wie ihre Zukunft enthüllen würde, und ihre Offenbarungen in allen europäischen und außerdem noch verschiedenen anderen Sprachen mittheilen könne. Als Curiosum wollen wir auch noch folgenden Auszug aus der Zeitung „San Franzisko Daily Whig" hierher setzen:

Vorlesungen über eine Gemeinschaft mit der Geisterwelt.

„Professor Pinham beabsicht einen Cursus von zwölf Vorlesungen über geistige Offenbarungen, in ihrer Erstehung und in ihren Fortschritten betrachtet, zu halten, und nachzuweisen, wie die Geister die Electricität dazu verwenden, um leblose Gegenstände, wie zum Beispiel Tische, Stühle, Sophas und dergleichen Dinge mehr, zu bewegen. Diejenigen, welche vielleicht nicht an Geister glauben, oder es ihnen nicht zutrauen, daß sie sich den Menschen mittheilen können, erhalten ein Jeder eine Zeit von funfzehn Minuten bewilligt, um ihre etwaigen Widerlegungen vorbringen zu können. Die Hälfte dieser Zeit soll darauf verwendet werden, um mit ihnen über den in Rede stehenden Stoff zu disputiren, und die andere Hälfte zu practischen Versuchen im Tischrücken, der Hervorrufung von Klopfgeistern, des im Ringe Sitzens um geisterhaften Schlaf zu erzeugen, in welchen die Personen dann selbst mit den Geistern reden können u. s. w.

Die Billets kosten einen Dollar für jede Vorlesung, für den ganzen Cursus nur sechs Dollars. Die Anmeldung muß jedoch frühzeitig geschehen, weil nur 75 Billets ausgetheilt werden können. Ein besonderer Cursus für Damen beginnt am 30. Juli um 5 Uhr Nachmittags.

Im Laufe der nächsten Woche wird eine Arbeit die Presse verlassen, worin die geistigen Offenbarungen in ihrer Entstehung und in ihren Fortschritten, wie sich dieselben im Osten gezeigt haben, behandelt sind, mit besonderer Beziehung auf die letzte Entwickelung derselben, die in San Franzisko stattfand."

Wir sehen, daß man sich in Europa in dieser Beziehung noch auf einem Standpunkte befindet, der, in Vergleich zu dem der San Franziskaner, der einer kindlichen Unschuld genannt werden kann, mindestens ist dies das Verhältniß, das sich in unserem lieben Vaterlande zeigt. Nach dem ungemein billigen Preise zu urtheilen, scheint es aber doch, als ob der sehr werthe Herr Professor von seinen Geistern nur einen sehr niedrigen Gedanken hegte, da er sonst die Vortheile, welche durch einen näheren Umgang mit denselben zu erhalten gewesen sein müßten, gewiß besser veranschlagt und ausgebeutet haben würde, denn daß ein Mensch aus bloßem uneigennützigen Eifer für die Ausbreitung der Wissenschaft in diesem Lande des Goldes mit solchen vortrefflichen Dingen auftreten würde, ist gewiß höchst unwahrscheinlich.

Uebrigens hat in den letzten zwei Jahren die Zahl der ordentlichen und ehrenhaften Leute im beträchtlichen Maaße zugenommen, und obschon man annehmen kann, daß das Verlangen zu Reichthümern zu kommen, sie hierher geführt hat, muß man es doch anerkennen, daß dieselben auch in moralischer Beziehung vortheilhaft gewirkt haben. Im Uebrigen können wir nicht mit denjenigen übereinstimmen, die, wenn sie auch selbst den Weg der größten Ehrlichkeit dazu eingeschlagen sehen, über das Bestreben ein Vermögen zu sammeln, sich kränken und ärgerten. Wie schon oben bei Gelegenheit der Bauten berührt wurde, haben mehrere höchst angesehene Handelshäuser hier Comptoire etablirt, und viele kleinere selbstständige kaufmännische Geschäfte haben sich, in der Absicht da zu bleiben, hierher übersiedelt, oder sind hier neu begründet worden. Sehr wenige unter den Besitzern haben aber ihre Familien mit sich geführt, weil Dienstleute nur mit großer Mühe und gegen unerhört hohen Lohn zu bekommen sind. Die, welche etwa ihre Gattinnen mitgenommen hatten, leben auf reisendem Fuße, das heißt, sie bewohnen ein Paar kleine Zimmer im Gasthause, oder vermietheten Wohnungen, und nehmen ihren Mittagstisch in öffentlichen Kosthäusern ein.

Etwas, einem eigentlichen gesellschaftlichem Leben entsprechendes, oder nur entfernt ähnlich sehendes giebt es in San Franzisko durchaus nicht, aber dennoch fehlt es auch hier nicht gänzlich an einer Gelegenheit zum Umgange mit Damen für diejenigen, welchen dies zu einem durchaus unentbehrlichen Bedürfnisse geworden ist. Eine nicht geringe Anzahl junger Frauenzimmer hat sich hierher begeben, um ihr Glück zu machen. Eine Art und Weise ihres Verdienstes ist schon bei den Spielhäusern von uns geschildert worden, und wir fügen nur noch hinzu, daß die meisten anderen auch keinesweges die verschiedenen schwierigen Proceduren des Goldwaschens sind, sofern man diesen Ausdruck nicht in seiner bildlichen Bedeutung für ihren Lebenswandel anwenden will. In diesem letzteren

Falle mußte man zugeben, daß verschiedene der in Rede stehenden Individuen nicht ohne glücklichen Erfolg gearbeitet haben; so hörten wir erwähnen, daß eine oder die andere mit einem hinreichenden Sparpfennig in ihr Vaterland zurückkehren konnte, um von der Rente desselben ein besseres, als nur sorgenfreies Leben führen zu können. In dieser Gesellschaft lassen sich Töchter aus aller Herren Länder antreffen; die größte Zahl soll jedoch aus den vereinigten Staaten von Nordamerika herüber gekommen sein, und unter diesen wieder besonders New=York den bedeutendsten Antheil geliefert haben; aber Frankreich, Peru und Chile haben ein nicht unbedeutendes Contingent zu dem bunt zusammengewürfelten Heere beigetragen. Man trifft übrigens gar nicht selten ausgezeichnet schöne Individuen darunter an, und in Beziehung auf die Toilette wird nichts gespart, um die Anmuth so viel, als möglichst hervorzuheben, da dies den meisten Vortheil bringen heißt. Sogar von China kommen ganze Ladungen von Mädchen an, aber ohnerachtet sie von dem himmlischen Reiche herkommen, können wir sie keinesweges Engel nennen, nicht einmal in Beziehung auf ihr Aeußeres. Die Probekarte von chinesischen Schönheiten, welche hier vor unseren Blicken ausgeboten wurde, war nicht dazu geeignet, die Erwartung auf das, was man im Lande zu sehen bekommen würde, sehr zu steigern, man sah es auf's Deutlichste, daß die auf den Theekisten und dergleichen Dingen dargestellten Typen wirklich aus der Natur gegriffen sind.

Unter den Figuren der vielen prosaischen Fremdlinge leuchtet ein oder der andere spanische Californier, als ein Wesen aus einer anderen Zeit, hervor und bietet mindestens eine gefällige Augenweide dar. Die meisten, die wir sahen, waren ausgezeichnet wohlgebildete und schöne Menschen, und ihre Tracht ist äußerst malerisch. Die weiten goldgalonirten Reiterhosen sind auf der äußeren Seite des Beines von den Knieen nach unten hinab offen, und innerhalb derselben werden kurze Sammethosen und Damenschuhe von braunem Leder sichtbar. Um den Leib herum wird ein rother Gürtel getragen, die Jacke hat aufgeschnittene Aermel, und ist ebenso, wie die Reithosen, mit goldenen Borten verziert, und das Haupt wird von einem spitzen, mit goldenen Galonen versehenen Hut bedeckt. Ein solcher Herr nimmt sich namentlich zu Pferde sehr gut und ungemein stattlich aus; das Sattelzeug steht in vollkommenster Uebereinstimmung zu dem Costüme, und zuweilen sitzt eine Frau, vor ihrem Herrn und Gemahle, quer über dem Sattel.

Man hat sehr viel von der in Californien herrschenden Unsicherheit reden hören, die Einem oft in Erhaltung des Besitzes und selbst des Lebens bedrohen; wir hegen jedoch die vollkommene Ueberzeugung, daß es damit jetzt weit besser steht, als man es im Allgemeinen glauben mag.

Daß oben in den Gruben zuweilen noch offen Gewaltthätigkeiten vorfallen, und sich mitunter auch noch gar in der Stadt San Franzisko ereignen, kann allerdings nicht geleugnet werden, doch gehört solches keineswegs, wie man es in Europa zu schildern pflegt, zu den Alltäglichkeiten und zur gewöhnlichen Ordnung. Diejenigen Personen, denen das meiste Böse, was hier geschehen ist, zuzuschreiben war, sind fast immer aus den Strafcolonieen Australiens entflohene Verbrecher gewesen, die mehrere Male sogar ihre Mordbrennereien in so großem Maaßstabe betrieben haben, daß die ganze Stadt zweimal durch sie in Asche gelegt worden ist. Einer Bande dieser Buben war es geglückt die Polizeigewalt so einzuschüchtern, daß es dieselbe nicht mehr wagte ihr gerade auf den Leib zu gehen, sondern auf heimliche Mittel und Wege ihr entgegen zu arbeiten bedacht sein mußte, jedoch wurden dann eines schönen Tages die Anführer der Bande ergriffen, und durch ein Lynch-Gericht verurtheilt gehängt zu werden, welcher Urtheilsspruch auch sogleich ausgeführt wurde, indem man die Dachstühle einer großen, zum Bau eines steinernen Hauses dienenden Winde die Stelle der Galgen ersetzen ließ. Was man jetzt vielleicht am meisten zu fürchten hat, ist die Einmischung oder zufällige Hineingerathung in eine Zänkerei, weil man dann dazu genöthigt werden könnte, in einer mehr oder minder unbehaglichen Entfernung, als Zielscheibe eines mit dem Gebrauche des Stutzers oder der Pistole wohl vertrauten Schützen dazustehen. Duelle kommen ungemein häufig vor, doch ist das ja auch in den südlichen der vereinten Staaten der Fall, und ein selbst in den gebildetsten Kreisen Europas nicht auszurottender Rest von Barbarismus. Uebrigens zeigen sich wenige der Einwohner von San Franzisko jemals ohne Waffen, die Pistolen werden allgemein in den Taschen mitgeführt, und ein sechsläufiger Revolver, nach dem Modelle von Celts, hängt in den meisten Fällen, auch in den Hauptstraßen, an dem Bettpfosten der Bewohner.

An Fuhrwerk und Reitpferden ist durchaus kein Mangel, jedoch ist der Preis für die Benutzung desselben ein so unverschämt hoher, daß die Besucher Californiens, die ihr Vermögen nach anderem Maaßstabe, als die Bewohner messen müssen, sich nur höchst selten das Vergnügen verschaffen können. Durch die große Gefälligkeit eines ehemaligen amerikanischen Schiffscapitains, der sich jetzt als Handelsmann hier etablirt hatte, erhielten einige unter uns die Gelegenheit zu Pferde einen kleinen Ausflug in der Nähe der Stadt zu unternehmen. Dieser Mann hatte mehrere Male Schweden besucht, und aus Erkenntlichkeit für das Wohlwollen, mit welchem ihm dort begegnet ist, bot er uns freundlichst an, uns vollkommen ungenirt seiner Pferde zu bedienen, und folgte uns selbst in eigener Person. Eine eigentlich unterhaltene Straße giebt es im



C. S. del.

Lith. Jnst. Arnz & Co. Düsseldorf.

ALTE MISSIONSKIRCHE

Innern des Landes noch nirgends, jedoch stellt sich die Beschaffenheit des Bodens fast überall so heraus, daß sich dort, wo das Gras von den Pferden der Reiter niedergetreten ist, ein guter Weg gebildet hat. Die hauptsächlich angewendete Art Reisen zu unternehmen, ist daher noch immer die zu reiten. Das Land ist ziemlich hügelig, mit großen, offenen, sich zwischen den Höhen ausdehnenden Feldern. Von geordnetem Feldbaue findet sich beinahe nirgends eine Spur, das Gras zeigte sich unseren Blicken als verwelkt und gelbbraun, und nur weniges Vieh wurde sichtbar, so daß der ganzen Gegend der Stempel eines öden, wüsten Charakters aufgedrückt war, welchen auch die wenigen Reiter, denen man unmittelbar außerhalb der Stadt begegnete, nicht zu beleben im Stande waren. Wir hielten einen kurzen Augenblick bei der alten Mission von San Franzisko an, und besahen die dort befindliche anspruchslose Kirche; das lange niedrige Gebäude, welches mit derselben zusammenhängt, diente früherhin den frommen Brüdern zum Aufenthalte, ist aber jetzt, als ein deutlich redendes Zeichen der hier vorgegangenen Veränderung, in eine Schenke verwandelt worden. Wir setzten darauf unseren Weg noch ungefähr anderthalb Meilen weiter fort, und nahmen dann an einem Orte, der der „Rancho de las Pulzos" genannt wurde, unser Frühstück ein. Die Uebersetzung des spanischen Namens nehmen wir uns die Freiheit in der kurzen Bezeichnung „Flohnest" wieder zu geben, und müssen gestehen, daß er mit unübertrefflicher Wahrheit gewählt wurde. Wir kehrten sodann etwas später auf einem anderen Wege, als den wir gekommen, nach der Stadt zurück; es führt derselbe näher die Küste entlang, aber der tiefe Sand war für unsere schon etwas hart angegriffenen Pferde sehr ermüdend. Um denselben ein wenig Ruhe und Erholung zu gönnen, traten wir in einem kleinen Wirthshause ab, bei welchem sich ein neu und recht geschickt und gefällig angelegter Garten befand. Man wurde hier auch recht gut, wenn gleich für einen, sich als nicht californisch zu erkennen gebenden Preis, bedient. Die Möblirung von ein Paar Zimmern gab uns allen Anlaß zu der Vermuthung, daß dieser Ort zu galanten Abenteuern und „parties fines" benutzt zu werden pflegte, und ein Paar Damen, über deren Art und Erwerbsbeschaffenheit auch die harmloseste ländliche Unschuld sich nicht hätte täuschen können, langten in demselben Augenblicke dort an, in welchem wir uns fortzubegeben beabsichtigten, worin wir uns übrigens auch durch sie keineswegeges stören ließen. Bei dem ehemaligen sogenannten „Presidio," oder dem Wohnsitze des mexikanischen Gouverneurs vorüberkommend, waren wir endlich nach unserem sechs- oder siebenstündigen Ritte wieder in der Stadt angekommen. Die Anzahl Schenken und Krüge von bald besserer und bald schlechterer Beschaffenheit, die wir auf unserem Ritte gesehen hatten,

können wir nicht angeben, dürfen aber versichern, daß dieselbe wohl im Stande ist, mit der in der Umgebung jeder in dieser Beziehung am meisten gesegneten europäischen Hauptstadt zu wetteifern.

Schon werden in San Franzisko sechs oder sieben Zeitungen herausgegeben, und man sieht überall auf den Straßen Gestelle mit Tafeln errichtet, auf denen eine große Zahl solcher aufgeklebt sind. Man kann an denselben für eine geringe Abgabe lesen, was Einem gefällt, und vor verschiedenen dieser ambulanten literarischen Etablissements finden sich sogar Stühle aufgestellt. Der berühmte Staatsmann Henry Clays gab durch seinen kürzlich eingetretenen Tod allen Blättern einen höchst willkommenen Stoff, um ihre Spalten zu füllen, und große Festlichkeiten waren in der Vorbereitung begriffen, um sein Andenken zu feiern. Eins der größten Spielhäuser war mit transparenten Gemälden, Inschriften und Flaggen geziert, die alle zur Verherrlichung der Verdienste des Dahingeschiedenen dienen sollten.

Die hier herrschende Theuerung und die hohen Preise auch der allereinfachsten Lebensbedürfnisse sind eine in der ganzen Welt bekannte Thatsache, jedoch stehen diese letzteren keinesweges in einem so hohen Preise, daß man sie nicht billig nennen müßte, wenn man nämlich californischen Maaßstab anlegt und sie in ein Verhältniß zu dem Tagelohne bringt; denn man kann es als gewiß annehmen, daß ein Arbeitsmann mindestens fünf Piaster täglich einnimmt. Ein Pfund Rinderfleisch kostet ungefähr zwölf Schilling Banco, und Brod ist auch durchaus nicht theurer. Für zehn bis zwölf Piaster in der Woche kann man unter Dach und Fach kommen, und sich auch noch ziemlich hinreichend ernähren. Dagegen kostet ein Dutzend Eier zwei und zwei und einen halben Piaster, ein Hummer zwei, ein Pfund Butter anderthalb und so weiter. Für das Waschen von einem Dutzend leinener Hemden muß man fünf Piaster bezahlen, so daß es für den Arbeiter billiger ist seine schmutzige Wäsche wegzuwerfen und sich neue Hemden zu kaufen, als dergleichen Waschrechnungen zu bezahlen. Daher kommt es denn auch, daß man in allen Ecken und Winkeln der Straßen, zerlumpte Hemden, Jacken, Strümpfe und dergleichen liegen sieht, was gerade eine der charakteristischsten Eigenthümlichkeiten der Stadt bildet.

Californien besitzt einen ungemeinen Reichthum an Wildprett aller Arten, und auf den Märkten der Stadt findet man Elenthiere, mehrere Arten von Rothwild und Hirsche, Enten und wilde Gänse, Hasen, Rebhühner, Wachteln, Waldschnepfen, Bekassinen und dergleichen köstliche Braten mehrere. An Fischsorten ist gleichfalls kein Mangel, doch stehen sie sämmtlich in sehr hohem Preise. Gartenbau und Baumzucht fing man bereits an in einem etwas größeren Maaßstabe zu betreiben, und

es soll, nach verschiedenen Angaben, dieselbe so lohnend sein, daß man in dem Laufe eines einzigen Jahres dadurch ein kleines Vermögen verdienen kann. Apfelsinen werden aus Tahiti herbeigeschafft, Ananas aus Panamá und von der mexikanischen Küste, Federvieh kommt, wie wir schon bei Gelegenheit ihrer Beschreibung erwähnt haben, von den hawaiischen Inseln.

Acht große Dampffahrzeuge, von der Form und Einrichtung, wie die in der Flotte der vereinigten Staaten von Nordamerika gebräuchlichen, unterhalten die Gemeinschaft zwischen San Franzisko und Sakramento, mit Anlauf der dazwischen liegenden Hafenpunkte Vallejo, Benicia, New-York und Suisun. Andere weniger großartige gehen zu allen übrigen bewohnten Plätzen im Umkreise der Bucht Für die Communication mit dem atlantischen Meere sind von verschiedenen Handelsgesellschaften drei Dampfbootslinien eingerichtet. Der Pacific Mail und New-York and San Francisco Steamship Company's Boote gehen nach Panamá, die Vanderbilt'sche Linie gehört nach San Juan del Sud, von wo aus dann die Reise über Nicaragua*) gemacht wird. Verschiedene Segelfahrzeuge machen gleichfalls regelmäßige Touren nach und von Panamá, das heißt: jedoch nur so regelmäßige, wie es die schwierige Beschaffenheit der Fahrt und die Ströme erlauben.

Unter den vielen Fahrzeugen im Hafen zogen verschiedene Klipperschiffe die Aufmerksamkeit auf sich. Eines derselben, Tornado benannt, war von 2600 Tragkraft.

Es war die wohlmeinende Absicht unseres Chefs gewesen, während unseres Aufenthaltes in San Franzisko der Besatzung Urlaub auf's Land zu geben, und zwar in der Weise, daß immer ein Viertel der dienstfreien Mannschaft Erlaubniß bekommen sollte. Es wurde der Anfang mit der einen Hälfte der Steuerbordswacht gemacht; als aber fünf Mann von den Beurlaubten am folgenden Morgen noch nicht wieder zurückgekehrt waren, wurde selbstverständlich das Vertrauen gestört und die weitere Beurlaubung ganz eingestellt. Polizeibeistand wurde requirirt, um die Vermißten suchen zu helfen, und ein Offizier wurde nach dem oben erwähnten Klipperschiff Tornado abgesendet, welches auf seinem zur See angetretenen Weg von einer Windstille überfallen war, woher man

*) Pacific Mail Company hatte zu Anfang des Jahres 1853 im stillen Meere 14 Fahzeuge von zusammen 15,536 Tonnen, und auf der atlantischen Seite 19,600 Tonnen; die Vanderbiltsche Gesellschaft 10 Fahrzeuge von 18,000 Tonnen und N.Y. u. S.F. Gesellschaft 4 Fahrzeuge von 7,400 Tonnen. Eine vierte Linie ist erst ganz kürzlich zu Stande gekommen, nämlich die Empire City Line mit 3 Booten von 6000 Tonnen.
Hunts Merchants Magazine. March. 1855.

glaubte, daß ein Theil der entwichenen Mannschaft sich möglicherweise an Bord desselben verheuert hatte. Ein Polizeibeamter wurde, der Aufrechterhaltung der Form wegen, mit in das abgeschickte Boot aufgenommen. Bevor dasselbe aber noch das Schiff hatte erreichen können, wußte dasselbe schon eine frisch aufgesprungene Briese zu benutzen, und war so weit von demselben abgekommen, daß es durchaus keine Möglichkeit mehr war, es einzuholen. Weiter in den Weg hinein kamen wir wieder zu dreien unserer vermißten Bootsleute. Der Commandeur-Capitain Virgin hatte, wie es sich eigentlich von selbst versteht, durch den schwedischen Consul der Polizeibehörde von dem Vorfalle Kenntniß geben, und amtlich seinen vollen Beistand zur Nachsuchung und wo möglichen Wiedererlangung der Vermißten beanspruchen lassen, jedoch zur Antwort erhalten, daß man wohl bereit wäre mit allem Eifer sein Bestes zu leisten, aber daß man trotz dem geringer Hoffnung Raum geben solle, da wenig oder gar keine Wahrscheinlichkeit auf Erfolg vorhanden wäre. Kurze Zeit darauf wurde der Chef auf der Straße von einer fremden Person angeredet, die ihn fragte, ob er der Befehlshaber der schwedischen Fregatte sei, und als sie eine bejahende Antwort erhalten hatte, erbot sie sich gegen eine Bezahlung anzugeben, wo die drei Vermißten gefunden werden könnten. Der Mann folgte dem Chef auf sein Verlangen zu dem Consul, und erklärte dort, daß die Drei, von denen er Kenntniß habe, in demselben Augenblicke, in welchem sie sich hätten an Bord begeben wollen, in eine Schenke eingeladen wären, wo man sie mit einem schnell und vollständig berauschenden Trunke tractirt habe, der sie bald in einen besinnungslosen Zustand versetzt habe, in dem man sie bis zum Einbruche der Nacht versteckt gehalten, und dann in der Dunkelheit an Bord eines Fahrzeuges gebracht, in welchem sie noch zurückgehalten würden. Ein Offizier wurde sogleich von der Fregatte dorthin gesendet, dem der Angeber und ein Polizeiconstapel folgen mußten, und richtig fanden sie die drei Kerle an Bord des bezeichneten Fahrzeuges. Sie waren sichtlich sehr damit zufrieden wiedergefunden zu sein; ihre Aussagen, die ihnen einzeln abgenommen wurden, stimmten in Beziehung auf den Verlauf ihres hierher Gelangens unter sich und mit dem Berichte des Angebers überein. Außerdem hatte man ihnen ihre neuen und guten Kleidungsstücke mit elenden Lumpen vertauscht. Von den übrigen beiden Fehlenden erhielten wir nicht die geringste Kunde. Der eine unter ihnen war ein Musikant, der andere ein Marinesoldat. Des ersteren Art sein Instrument zu behandeln war keinesweges eine solche, daß seine Entweichung eine fühlbare Lücke in der Harmonie gelassen hätte; der letztere sollte nach der Erzählung einiger seiner Kameraden in Karlskrona in etwas unbehagliche Verhältnisse gerathen sein,

die es wohl verursacht haben möchten, daß er gerade nicht mit besonderer Sehnsucht an die Rückkehr in sein Vaterland dachte.

Die oben beschriebene Art Matrosen zu erheuern, oder sie sich so vollsaufen zu lassen, daß sie in völlig bewußtlosen Zustand gerathen und dann in demselben an Bord der Fahrzeuge gebracht werden, ist eine in verschiedenen Ländern ganz gebräuchliche. In den Häfen der vereinigten Staaten von Nordamerika gehört es zur Tagesordnung, und auf Rechnung des besinnungslosen Kerles erhebt oft noch derjenige, der ihn abliefert, außer dem Unterhändlerlohn, noch die Heuer für einen oder mehrere Monate, zur Bezahlung für Kleider oder Zehrung, die der arme betrogene Kerl nie empfangen hat. Die Befehlshaber der Fahrzeuge, die froh sind ihre Besatzung vollzählig bekommen zu haben, oder mindestens doch so zahlreich, daß sie es wagen können in die See zu stechen, wollen weder, noch können sie diese Schenkenrechnung einer genauen Prüfung unterwerfen. Dadurch, daß der Ordnungssinn, und namentlich die Nüchternheit, auch unter den weit umherschweifenden Seeleuten zugenommen hat, ist dies gräuliche Pressungssystem jetzt etwas in Verfall gerathen, ohne daß jedoch der geschehene Abbruch so bedeutend wäre, es ganz außer Brauch zú bringen.

Unsere alte Bekannte von Valparaiso, die englische Fregatte Thetis, lag bei unserer Ankunft im Hafen, segelte aber bereits wieder ab, ehe wir noch die Saucelito-Bucht verlassen hatten. Unerachtet aller nur erdenklichen Vorsichtsmaaßregeln glückte es dennoch dem Chef derselben nicht die Desertirung vollständig zu verhindern; vier Mann war es möglich geworden, durch Täuschung der Posten, zu entkommen. Es gereicht den beurlaubt gewesenen Leuten der Fregatte Eugenie zu großer Ehre, daß sie sich nicht verlocken ließen ihr Fahrzeug und ihre Flagge zu verlassen, ungeachtet es an Versuchungen dazu keinesweges gefehlt hatte, und sogar, wie wir gesehen haben, auch List zu diesem Zwecke angewendet wurde, und selbst gewaltsame Angriffe nicht gescheut waren. Von einem solchem trug einer unserer ehrenwerthen Wasserholer, der gottländische Bootsmann Quick, für die Zeit von mehreren Wochen ein Erinnerungszeichen in Gestalt eines blauen Auges, welches er davongetragen hatte, als er den Unterschiffer Lomann befreite, der bereits in eine Schenke geschleppt worden war, um von dort in einen sicheren Verwahrungsort geschmuggelt zu werden. Nur die ganz ungewöhnlichen Körperkräfte Quicks setzten ihn in den Stand diese für ihn so ehrenvolle That auszuführen.

Am Sonntage, den 8. August, wurde an Bord der Eugenie ein feierlicher Gottesdienst abgehalten, der auch von mehreren der in der Stadt anwesenden Schweden und einem schwedischen Frauenzimmer besucht

wurde. Der Tagestext der Predigt war „von dem ungetreuen Verwalter." Wahrlich, ein für die Bewohner von San Franzisko höchst passender.

Während der kurzen Zeit, die wir uns hier an diesem Orte aufgehalten hatten, schienen die hauptsächlichsten Eigenheiten des Klimas in dem dicken Sonnenrauche, in den die Gegend stets eingehüllt schien, zu bestehen, und höchstens wäre noch der frische Seewind zu bemerken, der gewöhnlich regelmäßig am Tage bläst. Auf eine ruhige klare Nacht, mit Windstille oder schwachem Windsäuseln aus der Nordecke her, folgt zuweilen am Morgen Nebel, der allmählig von dem Seewinde gelichtet wird, welcher darauf im Laufe des Vormittags in den Hafen eindringt, und zur Mittagszeit oft steif bläst, um mit dem Sonnenuntergange plötzlich abzusterben. Die Richtung desselben ist ungefähr von Südwest her. Wir haben im Anfange dieses Capitels bereits der niedrigen Temperatur des Meeres Erwähnung gethan. Eine ganz natürliche Folge davon ist, daß auch der Seewind sehr kühl ist, und sich die Luft, während er weht, rauh und feucht anfühlt, ungeachtet die Sonne während dieser Zeit ganz heiß scheint. Das Unbehagen wird durch gräßliche Staubwolken vermehrt, die bei jedem Windstoße umherwirbeln. Zahlreiche Abweichungen von der beschriebenen Ordnung treffen selbstverständlicherweise ein, aber doch nicht so oft, daß man hier am Orte nicht das Klima des Winters für behaglicher hielte, als das des Sommers, weil zur Zeit des ersteren der Seewind nicht so herrschend ist. Die höchste von uns am Tage beobachtete Temperatur war 23,3 Grad Reaumür, aber an einem Tage stieg sie sogar nur bis auf 15,8 Grad. Die niedrigste in der Nacht war ungefähr 12 Grad, und die des Wassers in der Bucht hielt sich auf beiden Ankerplätzen auf 15 bis 16 Grad. Was wir hier bemerkt haben, gilt natürlicherweise nur für die Küste selbst; schon einige wenige Meilen in das Land hinein hat man ein ganz anderes Klima, mit äußerster Hitze im Sommer und schon ganz scharfer Kälte im Winter.

Da wir erst darauf rechnen konnten in Sydney wieder mit Proviant versehen zu werden, wurde in San Franzisko so viel davon erstanden, wie wir nur irgend in den Vorrathsräumen der Fregatte zu bergen wußten. Da aber ein ganzer Theil Artikel hier nicht zu einigermaaßen werthentsprechenden Preisen erlangt werden konnte, beschloß unser Chef, auf dem Wege nach Tahiti, Honolulu noch einmal anzulaufen, wo wir einen reichlichen Zugang gerade dieser Waaren bei unserer ersten Anwesenheit bemerkt hatten.

Ein Deutscher, Herr Herrlich, der früher, als schwedisch-norwegischer Consul, in Pernambuko residirt hatte, versieht jetzt dasselbe Amt in San Franzisko. Er hatte die Artigkeit für den Chef und die Offiziere unserer Expedition ein großartiges Mittagsmahl zu veranstalten; und auch noch

von anderen Seiten sind uns während unseres hiesigen Besuches Wohlwollen und Gastfreiheit bewiesen worden.

Am 10. August, in der zehnten Vormittagsstunde lichtete die Eugenie wieder die Anker, und fing sogleich an sich dem dicken Nebel zum Trotze hinauszukreuzen. Um die Mittagsstunde klärte es sich einige Augenblicke auf, da aber die Strömung um 1 Uhr Nachmittags umschlug, sahen wir uns genöthigt, die Anker auf's Neue auszuwerfen, und blieben dann auch den ganzen Tag über liegen. Die eine dicke Nebelschicht löste unaufhörlich die andere ab, aber zwischen durch war die Luft auf Augenblicke ganz ungewöhnlich durchsichtig. Am folgenden Tage gingen wir abermals des Morgens um 10 Uhr unter Segel. Die Luft war nicht völlig so dick, doch mußten wir ganze Stunden lang mit Vormarssegel back legen, und die größte Aufmerksamkeit darauf richten, um mit nicht irgend einem der vielen kleinen Segler, die denselben Weg, wie die Eugenie, verfolgten, Bord an Bord zu gerathen. Zur Mittagszeit nahm die durch den Nebel erzeugte Dämmerung wieder zu, jetzt waren wir aber mitten in der „Golden Gate," in der die Tiefe kein Gehen vor Anker mehr gestattet, und es blieb uns daher nicht Anderes zu thun übrig, als unter geringen Segeln zu liegen und gute Ausschau zu halten. Um $12\frac{3}{4}$ Uhr Nachmittags wurden wir plötzlich gerade vor uns Land gewahr, der Klüverbaum berührte bereits beinahe die jähe, steil abschießende Wand des Felsufers, längs welchem eine heftige Strömung zischte und wirbelte. Das Ruder wurde augenblicklich herumgeworfen, die Stagsegelschoten fahren gelassen, und die Segel auf der Leeseite vorgebraßt, worauf unsere schnelle Eugenie, gehorsam und thätig, wie jederzeit, einem Boote gleich sich durch den Wind drehte, zur großen Sinneserleichterung aller Mann an Bord, des Lootsen mit eingerechnet, dessen Sorge um einen glücklichen Ausgang deutlich aus seinen Gesichtszügen zu lesen war. Das Land, auf welches wir so nahe daran waren, zu laufen, war ein auf dem nördlichen Ufer der Rinne der kleinen Schanze gerade gegenüber liegendes und sehr weit hervorspringendes Vorgebirge, das „Punta Diabolo" genannt wird, so daß wir mit Recht von uns sagen konnten, wir seien kaum und mit knapper Noth aus seinen Klauen entkommen. Wir befanden uns jetzt in einem geräumigeren Fahrwasser, und um $2\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags verließ uns der Lootse, dessen Schooner ihm zu seiner Abholung entgegen gekommen war. Aus unserem Abenteuer ist zu ersehen, daß auch das californische Fahrwasser seine Gefahren hat; denn im Sommer 1853 sind drei oder vier Dampffahrzeuge außerhalb der Einfahrt von San Franzisko in Folge des dicken Nebels auf den Grund gerathen und total verunglückt; nur mit segelnden Fahrzeugen geschieht es sehr häufig, während andere nur eben mit so genauer Noth, wie die Eugenie, der Strandung entgehen.

Mit einer frischen Bramsegelbriese, aus Nordwesten herwehend, setzten wir nun unseren Cours nach den hawaiischen Inseln fort, und bereits am folgenden Tage, dem 12., befanden wir uns in einem ganz anderen Klima; die Temperatur des Meeres war gleichfalls gestiegen, und zwar von 15 Grad auf fast 19, und wenn gleich der Wind die nordwestliche Richtung noch beibehielt, fühlte man dennoch, daß die Luft schon eine ganz andere Beschaffenheit hatte. Derselbe Wind hielt sich auch noch bis zum 16., wo wir unter dem 30. Grade nördlicher Breite den Nordostpassat abfingen; während dieser Tage hatten wir jedoch das herrlichste Wetter mit einer Temperatur von 22 bis 24 Grad am Tage und 18 bis 20 Grad in der Nacht. Der Passat war nicht besonders frisch; die Fregatte wiegte sich mit dem Winde gerade von hinten auf recht bequeme Weise in die Deinung hinein, die Segel standen aus Mangel an Wind nicht recht voll, sondern schlugen während des Rollens auf den Wellen unaufhörlich gegen die Masten. Wenige oder keine Strömung war während dieser angenehmen, einförmigen Segelung zu bemerken. Am Vormittage des 23. schnitten wir wieder den Wendekreis, die Briese frischte sich jetzt auf, und am folgenden Tage des Nachmittags um 3 Uhr bekamen wir Maui in Sicht. Ebenso, wie es uns auch das erste Mal geschehen war, wurde uns die Annäherung an die Insel durch einige kleine Regenschauer und bewölkteren Himmel, als wir ihn die vorhergehenden Tage gehabt hatten, verboten. Molokai zögerte auch nicht lange sich uns zu zeigen, und wir mußten weiter in den Abend hinein die Segel vermindern, um nicht vor Tagesanbruch unserem Bestimmungsorte vorüber zu segeln. Der erste Streifen vom Tageslichte zeigte uns sogleich Oahu, und nach einer Reise von vierzehn Tagen ankerten wir am 25. um 8½ Uhr Vormittags auf der Rhede von Honolulu in zweiundzwanzig Faden Tiefe, dicht außerhalb der äußersten der Bojen, welche die in den Hafen hineinführende Rinne bezeichnen. Am Tage zuvor war eine amerikanische Brigg nach einer Fahrt von dreiundzwanzig Mal vierundzwanzig Stunden von San Franzisko bis hierher angelangt, und einige Stunden nach uns kam eine dänische Brigg, welche am 5. August, oder sechs Tage vor der Eugenie, denselben Ort verlassen hatte.

Eine große Anzahl Kanots mit Herren und Damen in den schon beschriebenen Kostümen waren herausgekommen, um unsere Fregatte zu empfangen; aber die vielfachen Gesuche um Kleider zum Waschen zu bekommen, mußten diesmal ohne jegliche Berücksichtigung gelassen werden, weil die Nähe der auf den nächsten Abend festgesetzte Abfahrt Zweifel über die Sicherheit, die abgeschickten Kleidungsstücke wieder zu erhalten, gerechtfertigt erscheinen ließ. Ein Jeder, der nicht durch den Dienst an Bord zurückgehalten wurde, eilte an's Land, um seine alten Bekannten

wenigstens flüchtig zu begrüßen und einen kurzen Spazierritt zu unternehmen. Natürlicherweise wurden sogleich Anstalten getroffen, die uns noch nöthigen Proviantartikel zu beschaffen, um derenwillen ja lediglich die Fregatte hier angelaufen war. Jetzt däuchte es uns so, als wären die Preise, welche wir hier herrschend fanden, billig, oder mindestens erträglich, obschon bei unserem ersten Besuche uns dieselben ganz unverschämt hoch vorkamen.

Während unserer Abwesenheit hatte ganz Oahu das Unglück gehabt, von einer Epidemie heimgesucht zu werden, von der fast eine jede Person mehr oder weniger berührt worden war, doch ist sie von nicht ernsthafterer Art gewesen, und hatte nur ein Paar vereinzelte Todesfälle herbeigeführt. Ebenfalls hatte ein Schiff mit nach Californien bestimmten Auswanderern aus Mangel an Lebensmitteln Honolulu angelaufen; dessen Schicksale merkwürdig genug waren, um hier ihren Platz zu verdienen. Bei unserer Ankunft hatte sich jedoch dasselbe schon wieder auf den Weg begeben, um seinen schließlichen Bestimmungsort zu erreichen.

Im Februar hatte dieses Fahrzeug, die Barke Sarmiento unter der Flagge von Neu-Granada fahrend, und unter dem Befehle von einem amerikanischen Capitain stehend, sich durch die Zeitungen in Panamá, als eine günstige Gelegenheit für Passagiere nach San Franzisko verkündigen lassen. Es wurde angegeben, daß es eine Trächtigkeit von 800 Tonnen habe, neugebaut und als ungewöhnlicher Schnellsegler rühmlichst bekannt sei; so wie auch versichert wurde, daß der Proviant mit ungeheueren Kosten, und von bester Beschaffenheit nur zu dieser Reise über Hals und Kopf gekauft sei. Da das Fahrzeug draußen bei Taboga lag, wollte sich Niemand unnützer Weise die nicht unbedeutenden Kosten machen, hinauszufahren, um es in Augenschein zu nehmen, und als die 240 Personen, welche sich zur Passage darauf hatten einschreiben lassen, und ihre Gebühren bereits gezahlt hatten, am Tage vor der festgesetzten Abreise an Bord kamen, fanden sie zu ihrer großen Ueberraschung und Aerger, statt des ihnen beschriebenen großen und prächtigen Fahrzeuges, eine elende Bütte von einem kassirten Walfischfängerschiffe, welches schon 1823 erbaut worden war, und nur 332 Tonnen Trächtigkeit hatte. Für den Augenblick war natürlich nichts zu machen, als sich der Nothwendigkeit zu fügen und sich in Geduld seinem Mißgeschicke zu unterwerfen. Es hieß, daß der Capitain keinen Antheil an der Schaamlosigkeit dieses Verfahrens gehabt hatte, die ausschließlich von den Rhedern des Fahrzeuges betrieben sei. Das Schiff segelte am 27. März von Taboga ab, wählte seinen Weg längs der Küste, wurde an derselben fast volle zwei Monate hindurch von den Strömungen und wechselnden Winden ergriffen und hin und her geworfen, und lief am 28. Mai San Blas an, um Proviant und

Wasser zu erhalten. Schon drei Tage, nachdem das Fahrzeug unter Segel gegangen war, wurden alle Mann auf Rationen von ungefähr fünf Quarter (etwa drei Pinten) Wasser für den Tag gestellt; am 17. Mai aber wurde das schon geringe Maaß noch bis auf weniger als ein Stopp (zwei Pinten) herabgesetzt, und am 25. wurde eine Flasche Wasser mit einem Piaster bezahlt. Von den Proviantartikeln war das Fleisch schon seit dem Beginnen der Reise in Fäulniß übergegangen, und an Speck wurde nur eine unzureichende Quantität, wenn auch von guter Qualität, aufgefunden.

Am 1. Juni verließ der Sarmiento San Blas, und die beklagenswerthen Passagiere desselben hofften, daß der noch übrige Theil der Reise, etwas weniger, als die Hälfte der ganzen Tour, nunmehr glücklicher werden würde, als der überstandene, aber Täuschung harrte ihrer und noch bitterere Leiden mußten sie aushalten. Die schlechte Segelkraft des Fahrzeuges erlaubte ihm bei den hier herrschenden schwachen Winden kein rasches Fortkommen, und der Capitain sah sich abermals genöthigt in Honolulu anzuhalten, woselbst das Fahrzeug am 3. Juli ankam. Nachdem alle nur möglichen Brocken die letzten Tage über verzehrt waren, hatte der Brodvorrath am 19. Juni sein gänzliches Ende erreicht. Acht Personen waren, während ihrer Hierherfahrt, im Elende gestorben.

Als charakteristisch für den herrschenden Zustand müssen wir einen an Bord dieses unglücklichen Fahrzeuges sich ereignet habenden Vorfall mittheilen. Ein Deutscher und ein Amerikaner aus Kentucky waren um den Gebrauch eines zinnernen Kruges in Zank gerathen; als ihn der Deutsche an sich riß, zog der Kentucker eine Pistole aus der Tasche und schoß, ohne Zögern, seinem Widersacher gerade durch das Herz. Der Befehlshaber des Fahrzeuges wollte den Verbrecher in Haft nehmen, um ihn in San Franzisko der Strafe der Gesetze zu überliefern, aber die Mehrzahl der Passagiere beschloß im Voraus für sich einen Gerichtshof abzugeben. Eine Jury wurde gewählt, und der Mann dazu verurtheilt erhängt zu werden, und nachdem man ihm zwei Stunden bewilligt hatte, um in ihnen seine Rechnung mit der Welt und seinem Gewissen abzuschließen, wurde er, mit der Schlinge um den Hals, unter der Fockraaennocke aufgehißt. Was soll man wohl über solche Sitten sagen, wenn es an Bord eines Fahrzeuges gestattet ist, mit geladenen Pistolen in den Taschen umher zu laufen?

Zwischen Panamá und Honolulu hatte der Sarmiento neunundneunzig Mal vierundzwanzig Stunden zugebracht, von denen es nur drei in San Blas lag, so daß also immer noch sechsundneunzig für die Fahrt übrig blieben. Die Eugenie, welche einen anderen Weg eingeschlagen hatte, wenn schon auch der ihrige nicht der beste war, hatte dreiundsechszig Mal

vierundzwanzig Stunden zwischen denselben beiden Häfen gebraucht, davon gehen aber siebzehn für den Aufenthalt auf den Perl- und Galapagos-Inseln ab, so daß nur sechsundvierzig Mal vierundzwanzig Stunden auf Zurücklegung ihres Werthes verwendet wurden.

Im Laufe des 26. wurden wir klar, um wieder unter Segel zu gehen, und stachen um 8¼ Uhr des Abends in die See hinaus. Eine ziemlich starke Strömung aus Südwest machte sich im Lee der Inseln sichtbar, und der Wind war etwas unbeständig. Sobald wir auf das offene Meer hinausgekommen waren, wurde der Wind frisch, aus Osten her wehend, kleine Regenschauer mischten sich mitunter hinein, und die Strömung setzte ungefähr in vierundzwanzig Stunden zwölf, das heißt zwei schwedische Meilen nach Westen um. Am 30. des Vormittags passirten wir in einer nur mäßigen Entfernung von dem Punkte, an welchem eine Menge einzelner Angaben die Klippe Manuel Rodrigues liegen lassen. Auf der von Lauries in den Jahren 1847 und 1848 herausgegebenen großen Karte des stillen Meeres liegt sie unter 10° 58′ N. Br. und 153° 54′ W. L., an welcher Stelle sie vergeblich von dem Capitain Ringgold von der amerikanischen Orlogsbrigg Porpoise gesucht wurde. Er hatte nur eine fünftägige Fahrt von Honolulu gehabt, und da er gut mit Chronometern versehen war, kann man keinen Zweifel darüber hegen, daß sich die Klippe auf jener Stelle nicht befindet. Auf den neuen französischen Seekarten findet man sie gar nicht angegeben. Eine uns anderweitig mitgetheilte Angabe verlegt sie unter den 10° 58′ N. Br. und 153° 54′ W. L. Hätte sie dort gelegen, würden wir sie aber sicherlich gesehen haben, denn wir hielten sehr genaue Ausschau nach ihr, und unsere Chronometer-Länge kann nur mit äußerst unbedeutenden Fehlern behaftet gewesen sein, was auch noch durch die in Honolulu und Tahiti angestellten Beobachtungen leicht zu bestärken ist, obschon wir hier denselben keinen Platz gönnen dürfen.

Am 31. schnitten wir wieder im Laufe des Vormittages den Parallelkreis des neunten Grades, und fast zu derselben Zeit fing auch der Wind an stiller und unbeständiger zu werden. Ueber unserem Haupte hatten wir klaren Himmel, aber rund um den Horizont herum standen dicke Wolkenmassen. Am 1. September blieb es ganz ebenso; der eine kleine Windstoß löste den anderen ab, aber ihre überwiegende Richtung war von Südsüdwesten her, und seit dem vorhergehenden Mittage hatte die sonst gewöhnlich flinke Eugenie doch nicht mehr als funfzehn Meilen (zwei und eine halbe schwedische) zurücklegen können. Die Strömung nach Westen hatte gänzlich aufgehört, und die Temperatur war 28 bis 29 Grad. An den vier folgenden Tagen, vom 2. bis 5. September, fuhren dieselben schwachen Winde fort sich zwischen Nordost und Süden herum zu werfen,

der Regen stürzte mitunter in wahren Strömen hernieder, und eine starke Deinung ließ sich aus Osten her erkennen. Am 3. war in der Mittagsstunde die Höhe des Mittelpunktes der Sonne 89° 58′. Gegen Mittag des 6. fing der Wind an sich in Ostsüdost festzusetzen, der Himmel klärte sich schnell auf, und alle Anzeichen einer Annäherung an den Südost-Passat offenbarten sich uns. Am 7. wehte der Passat schon sehr frisch. Seit dem 2. hatte uns die Strömung hundertundfunfzig Meilen (sechsundzwanzig schwedische) nach Osten zum Norden, oder fünfundzwanzig (vier und eine halbe schwedische) Meilen in je vierundzwanzig Stunden versetzt. Es ist dies dieselbe Strömung, die wir bereits zweimal unter anderen Längegraden bemerkt hatten. Die Grenzen derselben waren unter dieser Länge (150° W.) scharf bestimmt, wir können sagen 9° und 4°. Ein fühlbarer Temperaturunterschied wurde nicht im Wasser des Meeres bemerkt, weder innerhalb, noch außerhalb dieser Strömung.

Am 7. schnitten wir auch den Parallelkreis von Walkers Insel, der auf verschiedenen Karten gleichfalls ganz verschiedene Lagen hat. Unser Cours lag zwar nicht innerhalb der Gesichtsweite derselben, die Gegenwart einiger Möwen ließ es uns aber erkennen, daß sich Land in der Nähe, etwa in der Entfernung von einem oder dem anderen Grade, befinden mußte.

Bei Sonnenuntergang am 3. schnitten wir nun bereits zum fünften Male während dieser Reise den Aequator, und zwar unter dem 148° W. L. und setzten unsere Fahrt mit frischer Briese gerade nach Süden fort. Am 11. und 12. hatten wir viele kleine Regenschauer, in denen einige von unseren jetzt sehr abgenutzten Segeln ganz zerrissen. Die Carolinen-Inseln wurden von uns in viel zu großer Entfernung passirt, um unterschieden werden zu können, aber wir können es bezeugen, daß ihre Länge nicht unter 148° 25′ W. ist, unter welche sie ein Theil der Angaben verlegen. Am 13. des Morgens zeigten sich mehrere weiße Meerschwalben, und am Mittage befanden wir uns zwanzig, oder drei und eine halbe schwedische Meile im Westen von der Lagunen-Insel Malivi, der westlichsten von der weitausgedehnten und zahlreichen Inselgruppe, welche bei den Seefahrern und Geographen den Namen des niedrigen oder gefährlichen Archipelagus erhalten hat, jedoch von den Eingeborenen Paamotu oder Paumotu genannt wird, welcher Name in der Uebersetzung „Inselgewölk" bedeuten würde. Diese Inseln, sind ihrer Zahl nach noch immer nicht ganz genau bekannt, und wenn gleich die Lage mehrerer derselben bestimmt ist, bleibt doch noch die vieler anderer derselben festzustellen. Mit Ausnahme der südöstlichsten „Mangareva" oder der Gambier-Gruppe sind alle von Corallenbildung, und auf manchen mangelt es ganz an Holz. Schon um das Jahr 1600 herum besuchten

die Holländer Lemaire und Schouten einige derselben, und von den im vorigen und in diesem Jahrhunderte stattgefundenen Seefahrten zu wissenschaftlichen Zwecken, landeten viele hier auf einer oder der anderen Insel. Ein großer Theil der Einwohner ist jetzt zum Christenthume bekehrt, und auf Mangareva hat sich schon seit dem Jahre 1834 eine feste katholische Mission befunden. Die einzigen Handelsfahrzeuge, welche sich in diesen mit Recht „gefährlich" genannten Archipelagus hineinwagen, sind kleinere Schooner, die unter dem Beistande der Eingeborenen die Perlfischerei betreiben. Für größere Fahrzeuge finden sich nur sehr wenig Ankerplätze, aber kleinere Schuiten können oft mitten in den Lagunen dergleichen recht gute finden, die mehr oder weniger ganz von Corallenriffen umgeben sind. Zu verschiedenen dieser Lagunen findet sich aber keine Einfahrt; die Boote werden über Land in dergleichen geschafft, um in ihnen wenigstens die Fischerei zu betreiben.

Es ist keine leichte Sache die Verwirrung, welche in Bezug auf die Benennungen dieser einzelnen Inseln herrscht, lösen zu wollen. Die ersten Entdecker sahen sich genöthigt, ihnen die auf die verschiedenen Zufälle passenden Namen zu geben, der einzige Ausweg, welcher sich darbot, wenn keine Gelegenheit mit den Eingeborenen zu verkehren möglich war. Auch selbst wenn die rechten Namen bekannt waren, haben sie dieselben wahrscheinlich nicht als genügend angesehen. Wenn nun die verschiedenen Lagen der Inseln nicht ganz zuverlässig bestimmt waren, wurde oft ein und dieselbe Insel von den nachfolgenden Seefahrern für mehrere verschiedene gehalten, deren Längen in den Angaben oft bedeutend genug von den vorher mitgetheilten abwichen, und so Anlaß gaben, sie natürlicherweise mit eigenen Namen zu belegen. Auch wollten die Engländer und Franzosen aus Nationalstolz keine anderen Bezeichnungen, als die von ihren Entdeckungsreisen verliehenen anerkennen, und noch kürzlich haben auch ein Paar Russen, den ganzen Kalender ihres Vaterlandes geleert, um aus demselben unaussprechliche geographische Namen abzuleiten. Der französischen Marine kommt die Ehre zu sich auf eine ernstere und würdevollere Weise mit der Auffindung der rechten Namen beschäftigt zu haben, und in'sbesondere hat d'Urville sich darin ein nicht unbedeutendes Verdienst erworben. Sein Beispiel ist von den meisten neueren Reisenden befolgt worden, und man hat dies jetzt allgemein als Grundprincip angenommen. Die oben erwähnte Insel Malivi ist auf der Mehrzahl der Karten russisch „Lazareff's Insel" genannt.

In den sechs letzten Tagen hatte uns die Strömung hundert (siebzehn schwedische) Meilen nach Westnordwest versetzt.

Früh am Morgen passirte die Eugenie die nördlich von Tahiti gelegene niedrige Insel Tetuaroa, welche in Betreff der noch herrschenden

Finsterniß nicht unterschieden werden konnte. Beim Aufgange der Sonne gab eine an dem sonst ganz klaren Himmel schwebende, völlig abgesonderte Wolkenbank zu erkennen, wo die Königin des stillen Meeres, die weitberühmte Tahiti, ihren Platz hatte, und um 7½ Uhr Vormittags fingen die Contouren derselben an aus dem Wolkenschleier hervorzutreten. Der Wind wurde nun ganz schwach und frischte sich nicht vor der Mittagszeit wieder auf. Der nach der französischen Fregatte Artemise benannten, und bis zu ihrem vor etwa funfzehn Jahren erfolgten Stranden auf derselben völlig unbekannten Bank ausweichend, nahten wir ihr darauf sehr schnell, und es öffnete sich eine höchst malerische Aussicht nach der anderen vor unseren Blicken. Um 1½ Uhr wendeten wir um das in der Geschichte so merkwürdige Venus-Vorgebirge herum, woselbst Cook, Green und Solander am 3. Juni 1769 das Vorbeigehen der Venus vor der Sonnenscheibe beobachteten. Das Vorgebirge ist niedrig, nur ein wenig ausspringend, aber mit schönen, hohen Cocospalmen geschmückt. Westwärts von dem Vorgebirge liegt die Matavai-Bucht, in welcher der Entdecker der Insel, Samuel Wallis, am 21. Juni 1767 ankerte, und die lange Zeit hindurch der am meisten gesuchte Ankerplatz der Insel war.

Wir setzten unseren Weg bis zu dem acht (anderthalb schwedische) Meilen weiter westwärts gelegenen Papeiti fort, wo man in besserem Schutze gegen alle Winde liegt. Auch hat der französische Gouverneur dort seine Residenz. Um 3 Uhr Nachmittags drehten wir bei, um einen Lootsen zu erhalten. Nach einigem Warten kam denn auch ein solcher an, der gerade dabei beschäftigt war eine amerikanische Brigg hinaus zu lootsen. Wir wendeten wieder auf das Land zu, und eilten mit frischer Fahrt durch die schmale Rinne zwischen den Riffen. Der Lootse, ein Franzose, stand auf dem Ende des Bugspriets, um Ausschau nach den aus dem Boden hervorstehenden Corallenklumpen zu halten. Es blies nun so steif, daß uns ein fast neuer Klüver vom Stagtau weggerissen wurde, so daß die Vorstange eiligst gehißt werden mußte. Um 2½ Uhr warfen wir unsere Anker in fünf Faden Tiefe aus, nachdem wir von Honolulu bis hierher eine Reise von vollen neunzehn Mal vierundzwanzig Stunden gemacht hatten. Im Hafen lagen das französische Dampfboot „Phoque" mit dem Stander des Gouverneurs, Schiffscapitain Payes, und der Lastcorvette „Moselle." Ein Offizier kam gleich darauf mit dem Bewillkommnungsgruß des Gouverneurs an Bord, und machte uns das Anerbieten jeden Beistandes, wenn wir etwa irgend wo oder wie desselben bedürfen sollten. Gegen Abend legte sich die Briese etwas, und kurz nach dem Sonnenuntergange herrschte eine vollkommene Ruhe.

XI.

Aufenthalt in Tahiti*); Fahrt von dort nach Sydney.

1852. September 13. bis October 21.

Es währte nicht lange, so lagen auch schon mehrere Kanots an unserer Seite, und die darin befindlichen Inselbewohner beeilten sich, so wie ihnen die nachgesuchte Erlaubniß bewilligt war, sich an Bord der Fregatte zu begeben, um der Ehre theilhaftig werden zu können, unser schmutziges Linnenzeug zu waschen, eine Ehre und Industrie, die nicht selten das Streben und Ziel der Speculationen selbst von Häuptlingen niederen Ranges wurde. Nebenbei führten unsere neuen Bekannten Apfelsinen, Muscheln, Corallen und dergleichen für die Seefahrenden angenehmen Kleinigkeiten zum Verkaufe mit sich. Der größere Theil derselben bestand aus langen schöngewachsenen Kerlen, von weit angenehmerer Gestalt und Gesichtszügen, ja selbst lichterer Farbe, als die Einwohner der hawaiischen Inseln. Ihr Antlitz trug fast immer den Ausdruck der Freude und Gutmüthigkeit, und alle schienen mit einer fließenden Redegabe beschenkt zu sein. Mehrere sprachen ganz geläufig englisch, wenn gleich die Aussprache mancher Worte eine solche war, daß eine Gewohnheit erfordert wurde, um zu verstehen, was damit gemeint sei.

Papeiti präsentirt sich von dem Hafen aus höchst malerisch. Die Häuser schimmern zwischen Palmen, Apfelsinen- und Brodfruchtbäumen hervor, und Massen von üppig blühenden Gebüschen umgeben sie. Nach Westen zu wurde das Fort Urania sichtbar, eine starke Batterie, welche die Einfahrt zum Hafen auf das Vollständigste beschützt, und es für jeden nicht stärker, als dieselbe, armirten Feind es zu einer ganz bedenklichen

*) Die ältere Benennung Otaheiti ist jetzt, wo sie als falsch erkannt wurde, allgemein verworfen.

Der Uebersetzer.

Sache macht, einen gewaltsamen Versuch zum Eindringen zu wagen. Das Corallenriff, welches den Hafen bildet, wird bei niedrigem Wasser fast trocken gelegt, und von einer Reihe schäumender Brandungen gekrönt. Dicht an demselben, auf seiner inneren Seite, ragt die kleine Insel Motu-Utu, wie ein großer Blumenstrauß aus dem Wasser hervor. In einiger Entfernung zeigt Eimeo oder Morea seine kecken, förmlich ausgezackten Contouren. Das Riff dehnt sich längs dem Strande bis nach Matavai aus, zwischen sich und der letzteren Insel eine Rinne lassend, durch welche Fahrzeuge von nur mäßigem Tiefgange ihren Weg nehmen können. Die Häfen Papaoa und Toanoa (oder Taone) liegen an dieser Rinne. Außer den bereits erwähnten hat Tahiti noch neue gute Häfen, und eben so viele, welche nur für kleinere Fahrzeuge zugänglich sind. Es sind diese alle von dem Corallenriffe gebildet, welches den größeren Theil der Insel umgiebt, und in welchem die von den höheren Bergen herunterstürzenden Ströme süßen Wassers die Oeffnungen verursacht haben. An einzelnen Orten hängt das Riff mit dem Strande zusammen, aber im Allgemeinen befindet sich eine Rinne zwischen. Das regelmäßig eintretende Steigen des Wassers beträgt nicht mehr als einen Fuß, und das hohe Wasser trifft immer mit dem Mittage oder der Mitternacht zusammen, unabhängig von der Culminationszeit des Mondes.

Die Stadt liegt längs des Strandes ausgedehnt; einige Straßen gehen zwar rechtwinklig auf denselben zu, sind aber nur von einer unbedeutenden Länge. Die meisten der von Europäern bewohnten Häuser liegen in der Uferstraße, aber der Pallast des Gouverneurs und andere von den Franzosen aufgeführte öffentliche Gebäude stehen ein Stück weiter in die Stadt hinauf. Der ersterwähnte ist geräumig und bequem, und wird von einem weit ausgedehnten Garten umgeben. Nahe bei demselben befand sich ein zur Zeit unserer Anwesenheit noch im Baue begriffenes Theater. Unter den übrigen Anlagen muß noch eine von Dampfmaschinen getriebene Werkstatt zur Verfertigung von Lafetten und den übrigen kleinen Artilleriearbeiten angeführt werden. Mittelst einer Röhrenleitung wird gutes Wasser bis in den Hafen hinaus geführt, so daß die Boote, ohne sich einander zu behindern, bei der Füllung verwendet werden können. Unter den Wasserstrahlen dieser Röhrenleitung sieht man die Eingeborenen jederzeit mit dem lautesten Gejubel Duschbäder nehmen. Die ganze Stadt ist von einer befestigten Linie umgeben, aber die Werke waren bereits in den wenigen Jahren, die seit ihrer Aufführung verflossen sind, durch die Einwirkung der zu üppigen Vegetation fast ganz zerstört und werden nicht mehr unterhalten.

Gute Wege laufen von Papeiti aus nach mehreren Seiten, obgleich nur die beiden, welche parallel mit dem Strande gehen, ein weiteres

Stück fortgesetzt werden. Sie sind dadurch zu Stande gebracht, daß auf Veranlassung der Missionäre, es als eine Strafe für allerlei geringere Vergehungen den Gesetzesübertretern auferlegt wurde, sie auf eine größere oder kleinere Strecke durch Ausrodung der Ueberwachsung anzulegen oder zu unterhalten. Der Besucher Tahitis kann mit aller Gemächlichkeit ziemlich weit ausgedehnte Promenaden unternehmen, welchen durch die außerordentliche Schönheit der Gegend eine Anmuth verliehen wird, die wahrlich nicht von vielen anderen Punkten der Erde übertreffen wird. Die auf den Berg hinaufführenden Steige sind dagegen an vielen Stellen höchst halsbrechend, aber die herrlichen Aussichten, die man dazwischen findet, sollen, nach dem Zeugnisse Aller, welche die inneren Theile der Insel besucht haben, ein vollkommener Ersatz für die Mühe und selbst Gefahren sein, die man während der Wanderung auszustehen hat. Der Verfasser wurde leider durch dienstliche Verrichtungen in Papeiti zurückgehalten und konnte keine weiteren Ausflüge in das Innere der Insel unternehmen.

Tahiti besteht gleichsam aus zwei besonderen fast kreisförmigen Inseln, welche durch eine schmale und lange Nase zusammenhängen. Die westlichste derselben ist die größte und von den Seefahrern am häufigsten besucht. Die ganze Oberfläche von Beiden beträgt ungefähr zehn schwedische Quadratmeilen. In dem Mittelpunkte jeder derselben befindet sich gewissermaßen ein Kern von hohen Gebirgen, von welchen steile Berge mit scharfen Rücken sich wie Radien gegen den Strand hinabziehen. In den engen Thälern zwischen diesen Bergen stürzen kleine Ströme und Bäche hinab, welche von den Wolken unterhalten und genährt werden, die man sehr oft sich um die bis zur Höhe von siebentausend Fuß aufsteigenden Bergesgipfel sammeln sieht. Diese Bäche bilden eine Menge Wasserfälle, von denen einzelne mehrere hundert Fuß Höhe haben. Die Berge reichen nicht bis zum Meere hinab, sondern lassen zwischen sich und demselben einen Strich aufgeschwemmten Landes, dessen Breite an einzelnen Stellen bis zu einer halben schwedischen Meile anwächst, an anderen Stellen aber nicht einmal ein Viertel Theil derselben erreicht. Dieser Strich Landes ist ungemein fruchtbar und bildet den eigentlich bebauten Boden. Strecken desselben bedecken tiefe Sümpfe. An dem äußersten Rande des Ufers läuft nämlich eine etwas erhöhte Kante um die Insel und verhindert dort den Ablauf des Wassers, wo dasselbe nicht die Kraft hat, sich selbst einen Weg durchzubrechen; die Eingeborenen beschweren sich nicht gern mit einer geringen Arbeit, um den Wasserüberfluß abzuleiten.

Aber nicht allein das Küstenland kann mit seiner Fruchtbarkeit prahlen. Auch die steilen Bergabhänge sind mit einer üppigen Vegetation überzogen, in der sich eine Menge verschiedener Gewächse bemerkbar machen, von

welchen mehrere höchst nützlich sind, sei es, daß sie entweder Nahrungsstoff oder Bauholz geben, oder auch noch auf andere Art verwendet werden können. So wachsen zum Beispiel in den Bergen allein einige zwanzig verschiedene Arten Platanen, während in den Thälern und in dem niedrig gelegenen Lande über dreißig Sorten Bananen angebaut werden. Der Brodfruchtbaum hat nicht weniger als funfzig mit eigenen Namen bezeichnete Varietäten, deren Früchte in den verschiedenen Zeiten des Jahres reifen, der Stamm liefert außerdem gutes Holz, was meist bei dem Baue der Kanots gute Dienste leistet, und ein Harz bildet sich in ihm, das als Pech benutzt zu werden pflegt, um die Fugen und Risse in demselben wieder zusammen zu fügen. Von der Tarowurzel (Arum) werden dreiunddreißig noch unbekannten Arten gefunden, und außerdem hat man Bataten, Yams, Arrow-rot, Cocosnüsse, Melonen und dergleichen mehr. Von den letzteren werden ganze Schiffsladungen nach Californien versendet. Der Guava-Busch hat, wie ein zerstörendes Unkraut, die ganze Insel überzogen; die Schweine fressen seine Früchte und verbreiten dadurch seine Saamenkörner nach allen Seiten. Das Zuckerrohr gedeiht ganz vortrefflich, und Kaffee von ausgesuchter Beschaffenheit wächst auf den Höhen. Die Guava soll jedoch bereits einen großen Theil der Anpflanzungen desselben erstickt haben*).

Das Thierreich ist nicht so reich vertreten, wie das Pflanzenreich. Die Viehzucht ist zwar eingeführt, jedoch ist der Zugang an Vieh noch knapp. Schweine werden in großer Menge gefunden und in den Waldstrichen verwildert angetroffen. Eigentliche Raubthiere kommen nicht vor, eben so wenig Schlangen. An Vögeln stößt man gleichfalls nur auf wenige Arten. Dahingegen ist das Meer sehr reich an Fischen verschiedener Sorten, und einzelne Arten giebt es auch in den Bächen. Die Schildkröten besuchen auch zuweilen diese Insel, und viele verschiedenen Sorten Muscheln, Corallen und Seethiere können an dem sie umgebenden Riffe gefangen werden.

Das Klima ist warm, aber sehr gesund; wir werden weiter unten die unter den Eingeborenen am häufigsten vorkommenden Krankheiten erwähnen. Während unseres kurzen Aufenthaltes stieg die Temperatur an jedem Tage bis auf ungefähr 30 Grad und sank in der Nacht bis auf 24 oder 22 Grad. Das Wasser im Hafen hielt sich immer um 26 Grad herum. Die Regenzeit fängt an, wenn die Sonne den Zenith der Insel erreicht hat, oder am Schlusse des Novembers, und hält an bis zum Ausgange des Monats März. Während dieser Jahreszeit sind westliche Winde gewöhnlich und wehen oft hart. Es ist bemerkenswerth,

*) Der größere Theil dieser Angaben ist aus Ellis Polynesian Researches entlehnt.

daß die hawaiischen und Gesellschaftsinseln, wenn schon sie auf verschiedenen Seiten des Aequators unter fast gleicher Länge und im offenen Meere liegen, ihre Regenzeit und westliche Winde in denselben Monaten des Jahres haben. Die Verschiedenheit in ihrer Entfernung vom Aequator (19 Grad 22 Minuten für die Ersteren und 17 bis 18 Grad für die Letzteren) scheint nicht groß genug zu sein, um einen solchen Widerspruch herbeizuführen. Möglicherweise giebt es schon eine genügende Erklärung dieses Phänomens, obschon wir keine derartige zu unserer Kenntniß zu bringen vermochten. Daß die Grenzen der Passatwinde in den beiden Hemisphären ganz verschieden sind, ist jedoch bekannt. Südlich vom zwanzigsten Parallelkreise soll im südlichen stillen Meere auf wenig Passatwind zu rechnen sein, wenn man eine kleinere Strecke zunächst der südamerikanischen Küste ausnimmt. Stürmiges und nebeliges Wetter soll dort sehr oft vorkommen, auch in den Tropen.

Wir haben es schon erwähnt, daß die Männer auf Tahiti, was das Aussehen betrifft, sich vortheilhaft von ihren Geschlechtsverwandten auf den hawaiischen Inseln auszeichnen, wenn schon die Gesichtsbildung in der Hauptsache dieselbe ist. Die Tahitier sind unstreitig eine ausgezeichnet schöne Menschenraçe, und ihre Stellung hat nicht das Niedergedrückte, ihr Gang nicht das Schleppende, welches man so oft auf Oahu zu bemerken Gelegenheit hat. Ihr Blick ist auch offener und freier. Die nunmehr allgemein angenommene Tracht besteht aus einem Hemde und einem um den Leib gewickelten Zeugstücke, das „Pareu" genannt wird, und bis auf das Schienbein, auch bis auf die Fußknöchel hinabreicht, und je nach Laune, Gutdünken und Geschmack bald über, bald unter dem erwähnten Stücke getragen wird. Ein Strohhut vollendet das Costüm, wird aber auch oft vermißt, und nicht selten ist das Verhältniß dasselbe mit einem der eigentlichen Kleidungsstücke. Das Pareu ist am häufigsten blau, oft aber auch roth. Die Hemdsärmel sind gewöhnlich aufgeschlagen, so daß man die schöne Muskelbildung der Arme sieht, die jedoch nicht so voll ist, wie die eines kräftigen Individuums der weißen Raçe, welche sich dem Auge eben so stark entwickelt zeigt. Die Muskeln der Polynesier fühlen sich auch bei Weitem nicht so fest und knotig an, wie die der Weißen. Die Tätowirung wird jetzt nicht mehr vorgenommen, oder mindestens nicht mehr in dem Grade, wie es früher üblich war. Das Haar, welches sonst auf vielfach verschiedene, immer sehr künstliche Art aufgesteckt war, pflegen sie nun meist kurz geschoren, oder rund abgeschnitten zu tragen, so wie es allgemein auf dem flachen Lande Nord- und Ost-Europas Mode ist.

Auch die Frauen übertreffen dem Aeußeren, wie der Anmuth des Wesens nach, die hawaiischen höchst bedeutend, obschon der Typus ganz

derselbe ist. Der etwas zu grobe und fast viereckige Bau der Schultern, welchen wir bei den Letzteren bemerkt haben, wird auch hier gefunden. Dagegen hat die Tahiterin schöne Extremitäten mit Ausnahme vielleicht der Füße; Arme und Hände sind aber meistentheils wohl geformt. Unter den halberwachsenen Mädchen sieht man in der That kleine Schönheiten, aber die Züge werden fast immer zu grob, sobald sie ausgebildet sind. Die Augen sind oft wohl gezeichnet und lebendig, jedoch ist das Weiße im Innern derselben in der Regel etwas zu gelb, um wahrhaft schön zu sein. Die Tracht ist ganz wie die der Kanakfrauen, aber hellere und lichtere Farben sind hier meist dem Geschmacke entsprechend. Eine oder die Andere sieht man mitunter auch in ungeschorene Zeugstücke gekleidet. Das Haar wird meist gleichmäßig abgeschnitten, und zwar bis zur mäßigen Länge, dann mitten über den Kopf gescheitelt und frei herunter hängen gelassen; die eigenthümliche Form der Stirn und des Nackens treten ganz deutlich hervor. In den Ohren werden Gehänge, oder ein Paar weiße Blumen getragen, meistens stark duftende, wie Jasmin und dergleichen, und ein Kranz von Blumen oder Federn pflegt bei feierlichen Gelegenheiten als Zierde das Haupt zu schmücken. In Verfertigung von dergleichen verrathen die Töchter der neuen Cythere eine wahrhaft künstlerische Begabung. Der Gebrauch der Blumen, als Schmuck, wurde eine Zeit lang von den nach der größten Strenge strebenden Missionären verdammt, und sogar die Anpflanzung derselben zu verhindern versucht, aber die freigebige Natur ließ sich nicht daran verhindern sie wachsen zu lassen, und einige verständigere Amtsbrüder der thörichten Eiferer haben die früherhin schon hier befindlichen Blumengärten im Gegentheile mit neuen glänzenden Arten bereichert. Beide Geschlechter beobachten ungemein hohe Sauberkeit, sowohl an ihren Personen und Kleidern, als auch bei dem Einnehmen ihrer Mahlzeiten. Man ist hier des unangenehmen Anblickes des Poiessens überhoben, und fühlt vielmehr im Gegentheile eher seine Eßlust durch den Anblick einer tahitischen Mahlzeit geweckt. Das einzige, was bei den hiesigen Inselbewohnern unbehaglich auffällt, ist das etwas überflüssige Benutzen des Cocosnußöles für ihre Haare.

Die Häuser sind ihrer Form nach elliptisch oder viereckig; sie bestehen aus in die Erde gesteckten breiten Pfählen, zwischen denen kleine Zwischenräume gelassen werden, und sind sehr nett mit Blättern gedeckt. Das Innere wird sehr sauber gehalten, und man spürt durchaus Nichts von dem in Grashütten sonst so gewöhnlichen moderigen Geruch. Der Fußboden wird mit Matten bedeckt, und in mehreren der Hütten, welche wir besuchten, fanden wir ganz gute Betten mit engen Netzen von baumwollenem Zeuge gegen die Insekten und Fliegen geschützt. Die Hausgeräthe sind im Uebrigen natürlicherweise höchst einfach. Die Zubereitung



C.S. del. Lith. Jnst. Arnz & C° Düsseldorf.

TAHITISCHE FRAU.

der Speisen geschieht auf folgende Art: Es wird eine kleine Grube in die Erde gegraben; in dieselbe werden Späne gelegt, die man anzündet, worauf eine Anzahl Steine von der Größe eines Apfels in das Feuer gelegt werden, um sich stark zu erhitzen. Nachdem das Feuer ausgebrannt, werden die Steine wieder aufgenommen, die Asche hinausgeschoben und die Seiten der Grube mit Bananenblättern bekleidet. Dann werden ganze oder in Stücke gebrochene Früchte des Brodfruchtbaumes, Tarowurzeln, Platanen oder unreife Bananen, so wie auch Fische und Stücken Fleisch, die vorher sauber in Bananenblätter geschlagen sind, hineingelegt. Zwischen jede Schicht der Eßwaaren wird einer der heißen Steine gesteckt, und wenn die Grube voll ist, alles zusammen mit abgefallenen Blättern des Brodfruchtbaumes dick bedeckt. Nach Verlauf einer halben oder einer ganzen Stunde, ganz nach der Beschaffenheit des Anzurichtenden, wird die Grube geöffnet, und man hat Alles auf eine wirklich leckere Art zubereitet. Zum Salzen bedient man sich des Meerwassers, das in einer Cocosnußschaale verdampft. Man wäscht sich stets, sowohl vor, als nach der Mahlzeit. Vor der Einführung des Christenthumes durften die beiden Geschlechter nicht zusammenessen, und es mußte sogar die Speise für jedes derselben in besonderen Gruben zubereitet werden. Fleischspeisen und mehrere Arten Früchte waren dem zarten Geschlechte bei Strafe des Verlustes ihres Lebens verboten. Nur bei gewissen Festlichkeiten fanden Ausnahmen von diesen Bestimmungen Statt.

Man kann natürlicherweise keine ausgezeichnete Arbeitsamkeit bei einem Volke erwarten, dem die Natur als freiwilliges Geschenk fast Alles, was es zu seinem Lebensunterhalte bedarf, überreich schenkt. Bei dem Eintritte in eine Hütte findet man oft die Familie in allen ihren Mitgliedern behaglich ausgestreckt in den Betten oder auf Matten, die über den Erdboden ausgebreitet sind, liegen; vielleicht ist eine oder die andere unter den Damen damit beschäftigt ihr Haar zu kämmen oder kleine Papier-Cigarren zu machen, eine Fertigkeit, die sie zu eigenem Nutzen schon in ihrem zartesten Alter erlernen. Man sieht oft kleine Mädchen von vier oder fünf Jahren ganz behende mit der Verfertigung derselben zu Stande kommen, und sie dann auch mit einer Fertigkeit rauchen, die der unserer am meisten eingerauchten europäischen Löwinnen völlig gleich kommt. Ein Paar Andachtsbücher sind jetzt in den meisten Hütten anzufinden und scheinen auch fleißig genug benutzt zu werden, und man kann es oft hören, daß Psalmen gesungen werden, gewiß auf eine höchst einfache, aber dennoch höchst wohlklingende Weise. Die Frauen pflegen reine und wohlklingende Stimmen zu haben und halten gut und sicher den Takt fest. Wie weit sie eine tiefer gehende Meinung mit dem geistlichen Gesange verbinden, wollen wir ungesagt sein lassen; uns kam es eher so vor, als

betrachteten sie es mehr als einen angenehmen Zeitvertreib, und oft hörten wir sie, durch ein ganz munter und heiter klingendes Gespräch unterbrochen, um dann nach einer kleinen Weile neu angefangen zu werden.

Man wird jederzeit in den Hütten sehr wohl aufgenommen, und gebeten sich zu setzen, oder eigentlich, richtiger gesagt, niederzulegen, und die Jungen aus der Familie werden, wenn sie zugegen sind, sogleich weggeschickt, um in den Cocosbaum nach Nüssen zu klettern, deren Saft oder Milch höchst erfrischend ist und auch von manchen Europäern sehr geschätzt wird. Das Gespräch wird unter Lachen und muntern Scherzen fortgesetzt, aber unglücklicherweise kann der Fremde nicht daran Theil nehmen, weil nur wenige von den Damen einige Worte englisch können, und man sich also so gut, als es eben gehen will, mit der Zeichensprache durchhelfen muß. Bis zu welchem Grade eigennützige Berechnungen mit zu dem freundlichen Empfange beitragen mögen, können wir nicht sagen, jedoch kam es uns stets so vor, als ob der Besuch eines Fremden eine kleine angenehme Zerstreuung für die ganz Gesellschaft wäre. Es dürften jedoch im Allgemeinen nur wenige Schwierigkeiten der Entstehung genauerer Bekanntschaften mit den jungen Mädchen entgegen stehen, und die Verwandten pflegen niemals derartigen Verhältnissen ein Hinderniß in den Weg zu legen. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß es auch hier in ähnlicher Weise, wie auf den hawaiischen Inseln, geschieht, daß Eltern und Brüder den Fremden ihre Töchter und Schwestern zum innigsten Umgange anbieten. Eine unbegrenzte Liederlichkeit war auch hier vor der Einführung des Christenthumes herrschend, und wenn gleich die Sitten jetzt bedeutend besser, als früher, sein sollen, so muß man doch in dieser Beziehung keine zu großen Ansprüche machen, besonders da die Anwesenheit einer französischen Garnison nicht geeignet scheint, strenge Keuschheitsbegriffe einzupflanzen.

Die Schaaren von Kindern, die man in den herrlichen Palmenhainen spielen sieht, bieten einen entzückenden Anblick dar. Einige springen um die Wette, andere belustigen sich mit Speerwerfen, wobei sie nur darum wetteifern am weitesten zu werfen. Die Speere sind einfache dicke Ruthen von zwei bis drei Ellen Länge. Die Kinder sind meistentheils nackt, jedoch mit Ausnahme eines kleinen Stückchen Zeuges um die Mitte ihres Körpers, dessen lebhafte grelle Farbe in der Regel angenehm gegen die rothbraune Färbung der Haut absticht. Das Haar ist oft auf dieselbe Weise geschoren, wie es die Mönche zu tragen pflegen, nämlich so, daß nur ein Kranz von Haaren um den sonst ganz kahlen Scheitel stehen bleibt. Die etwas älteren Mädchen pflegen sich mit einer Art Spiel zu belustigen, das darin besteht, runde Steinchen oder Cocosnüsse in die



Farbendruck b. Gebr. Delhus in Berlin.

MÄDCHEN VON TAHAITI.

Luft zu werfen, und sie nach einer gewissen feststehenden Ordnung wieder aufzufangen.

Cook schätzte den Belauf der Seelenzahl Tahitis auf 240,000; wenn man aber das Areal der Insel in Betracht zieht, und den Umstand erwägt, daß ein großer Theil derselben überdies noch völlig unbebaulich ist, so scheint es deutlich daraus hervorzugehen, daß diese Berechnung ziemlich ungereimt war. Sein Nachfolger Forster schätzt die Zahl der Einwohner auf 120,000. Wilson, der Befehlshaber des Schiffes Duff, das 1797 die ersten Missionäre dorthin führte, berechnet mit größerer Wahrscheinlichkeit die Volksmenge auf 16,000, und jetzt wird sie auf ungefähr 10,000 Köpfe sich belaufend angenommen. Diese Abnahme der Bevölkerung soll, nach der eigenen Aussage der Inselbewohner, schon vor dem ersten Besuche der Weißen angefangen haben. Die Hauptursache derselben werden wohl die unaufhörlichen Kriege zwischen den verschiedenen kleinen Staaten gewesen sein, deren es so viele gab, als Thäler, in welche die Insel von der Natur getheilt ist; und außerdem durch den allmählig immer mehr und mehr zunehmenden Kindermord, der seine Höhe in dem Brauche erreicht hatte, daß die Hälfte der Nachkommen gleich bei der Geburt getödtet zu werden pflegte. Durch die Berührung mit der weißen Raçe sind später noch verschiedene Krankheiten zu diesen Grundursachen hinzugekommen; wir haben es schon in einem der vorhergehenden Capitel erwähnt, welche unter denselben, auf so vielen Inseln der Südsee, die meisten Zerstörungen angerichtet haben. Wallis, der erste Entdecker der Insel, betheuert, daß kein Mann seiner Besatzung von der Seuche angesteckt gewesen sei; aber als Bougainville im folgenden Jahre, im April 1768, ohne das Geringste von dem Besuche Wallis auf derselben zu wissen, auf der Insel anlangte, fand er dieselbe schon weit verbreitet. Cook giebt in seiner zweiten Reise an, daß die Eingeborenen allgemein der Besatzung Bougainvilles die Einschleppung der Seuche zugeschrieben. Sie hat sich hier jedoch bei Weitem nicht so zerstörend gezeigt, als auf den hawaiischen Inseln, und man ist der Meinung, daß die Volksverminderung in den letzten zehn Jahren sogar etwas nachgelassen habe. Die auf den Inseln sonst am häufigsten vorkommenden einheimischen Krankheiten sind die Elephantiasis, die Wassersucht und Hautkrankheiten.

Man darf sich keinesweges darüber wundern, daß diejenigen, welche die Gesellschafts-Inseln zuerst besuchten, ihre Einwohner so betrachtet haben, als lebten sie in dem reinsten und unschuldvollsten Naturzustande. Die schöne Natur der Insel führt leicht auf solche Gedanken, und die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts herrschende philosophische Ansicht des gesellschaftlichen Zustandes hatte schon im Voraus die Sinne für eine solche Ansicht eingenommen. So hat unter Anderen Forster den häus-

lichen Tugenden und großartigen, edlen Eigenschaften der Tahitier ein Loblied gesungen. Eine etwas genauere Untersuchung hat gezeigt, wie falsch im Ganzen diese romantische Schilderung ist, und schon la Peyrouse drückte seinen Aerger über diese und ähnliche Erdichtungen aus*). Das von Forster so gepriesene gewissenhafte eheliche Verhältniß hat sich späterhin als das Gegentheil ausgewiesen, ja selbst innerhalb der Familienbande herrscht ein grenzenlose Liederlichkeit; die Zärtlichkeit für die eigenen Nachkommen hat den Kindermord im gräßlichsten Maaßstabe nicht ausgeschlossen. Die große Friedfertigkeit hat sich in unaufhörlichen Kriegen zwischen den Bevölkerungen der verschiedenen Thäler kund gethan, und das allgemeine Mitleidsgefühl hat sich mit Menschenopfern vereinigen lassen, ja sogar auch mit der Zubereitung getödteter Feinde, als Nahrungsmittel, wenn gleich dies auf den Gesellschafts-Inseln gewiß sehr selten vorgekommen ist. Schon die Beobachtungen der Lobredner selbst reden den von uns hier aufgestellten Behauptungen ein Zeugniß. Wir dürfen nur auf verschiedene der von Cook beschriebenen Auftritte hinweisen, und seine Aeußerungen über die scheußlichen Areoy-Gesellschaften, gerade eine Eigenheit der Gesellschafts-Inseln in's Gedächtniß zurückrufen. Ihre Organisation und ihr Zweck sind von Ellis**) genau genug mitgetheilt worden, und wenn man es ihm auch vorwerfen will, daß er zu sehr in's Schwarze gemalt habe, um dadurch das Christenthum in desto hellerem Lichte hervortreten zu lassen, so zeigt doch seine Uebereinstimmung mit Cook, daß seine factischen Angaben vollkommen richtig sind. Die erwähnten Gesellschaften waren eine Art Gilde von herumstreifenden Gauklern, welche den Häuptlingen zur Belustigung dienten, und von dem gemeinen Manne wie Heilige betrachtet wurden. Die Mitglieder gehörten beiden Geschlechtern an, und eins der hauptsächlichsten Gesetze der Gesellschaft war die Tödtung

*) So sagt er, nachdem er eine wenig lockende Schilderung eines Volksstammes gegeben hat: „Les philosophes se récrieraient en vain contre ce tableau. Ils font leurs livres au coin de leur feu, et je voyage depuis trente ans; je suis témoin des injustices et de la fourberie de ces peuples qu'on nous peint si bons, parcequ'ils sont très près de la nature.“ Auf einer anderen Stelle schreibt er, nachdem seine Begleiter de Langle und Lamanon gleichzeitig mit zehn Mann von der Besatzung seines Fahrzeuges, ohne irgend einen wissentlich gegebenen Anlaß, auf Manua, einer der Samoa- oder Schifferinseln, ermordet worden: „Mon opinion sur les peuples incivilisés était fixée depuis long-temps; mon voyage n'a pu que m'y affermir; j'ai trop, à mes périls, appris à les connaître. Je suis cependant mille fois plus en colère contre les philosophes qui exaltent tant les sauvages, que contre les sauvages eux-mêmes. Ce malheureux Lamanon qu'ils ont massacré, me disait la veille de sa mort, que ces hommes valaient mieux que nous.“

**) In Polynesian Researches, London, 1831.

aller Kinder der Gesellschaft, im Augenblicke ihrer Geburt. Die von Rousseau so hoch gepriesene natürliche Gleichheit fand auf Tahiti eben so wenig Statt, wie auf den hawaiischen Inseln, aber die Sitten waren bedeutend milder und geordneter, als dort, und der Bodenerwerb stand allen offen.

Tahiti war zuerst von allen Inseln des stillen Meeres ein Ziel für die Thätigkeit der Missionen. Schon im Jahre 1796 ging das Schiff Duff, unter Führung des Capitains Wilson, mit einer größeren Anzahl Missionäre an Bord, dorthin ab. Anfangs 1797 wurde ein Theil von ihnen auf Tahiti an's Land gesetzt, woselbst sie freundlich aufgenommen wurden; das Schiff segelte weiter nach Tongatabu, wo zehn Missionäre zurückblieben, und dann abermals weiter nach den Marquesas-Inseln, wo sich ein Paar Andere niederließen. Otu, oder Pomare der Erste, welcher zur Zeit von Cooks Besuch der mächtigste Fürst der Insel war, lebte noch, aber sein Sohn Otu oder Pomare der Zweite, damals ein junger Mann von zwanzig und einigen Jahren, war ihm bereits in der Regierung gefolgt. Es war nämlich der allgemeine Gebrauch, daß der Regent in demselben Augenblicke aufhören mußte ein solcher zu sein, in welchem ihm ein Sohn geboren wurde; er stieg dann wieder auf die Rangstufe eines Unterthans zurück, fuhr aber fort die Regierung zu führen, bis der Sohn das Alter erreicht hatte, daß er sich selbst mit den Sorgen derselben beladen konnte. Pomare der Erste starb jedoch 1803 ungefähr in dem Alter von sechzig Jahren, ohne einige Lehren von den Missionären annehmen gewollt zu haben, denen er aber trotz seiner Ungläubigkeit stets mit der größten Freundlichkeit begegnete.

Die Herleitung des Namens Pomare ist in der vorhin citirten Arbeit von Ellis enthalten. Otu hatte während einer Wanderung in's Innere der Insel eine Nacht oben in den Bergen zugebracht, und sich dabei eine Erkältung zugezogen, welche sich am folgenden Morgen durch einen starken Husten zu erkennen gab, woher seine Begleiter ihm den Namen Pomare gaben, von „Po," Nacht, und „Mare," Husten, abgeleitet. Otu schien der Name sehr wohllautend, und er nahm ihn an, und seit jener Zeit ist es der königliche Name Tahitis geblieben, wie Kamehameha der der hawaiischen Inseln.

Pomare der Zweite zeigte sich bereits von Anfang an den Missionen sehr zugethan, aber erst um's Jahr 1812 herum äußerte er eine etwas ernstere Neigung die Verehrung seiner Abgötter aufzugeben, ungeachtet der Glaube an die Kraft derselben bei ihm schon lange wankend geworden war. Blutige Kämpfe wurden zu dieser Zeit zwischen den verschiedenen Parteien auf Tahiti und Eimeo ausgefochten, aber Pomare behielt schließlich die Uebermacht. Um 1815 und 1816 herum fing das Christenthum an allgemeiner aufgenommen zu werden, und die Götzenbilder wurden

verbrannt. Pomare starb 1821 an der Wassersucht im Alter von nur siebenundvierzig Jahren, und es folgte ihm sein vier Jahr alter Sohn im Besitze des Thrones, aber schon 1827 auch dem Vater in's Grab. Durch seinen Tod kam seine Schwester Aimatta (die Augenesserin) auf den Thron, auf welchem sie unter dem Namen „Pomare der Vierte" sich europäischen Ruf erworben hat, und auf dem sie noch heutigen Tages sitzt, obschon auch der Schatten von Macht, den sie früher noch besessen hatte, jetzt ganz erbleicht ist. Sie ist seit dem Jahre 1822 mit Faiti, dem Fürsten von Tahaa, einer der anderen Inseln aus der Gesellschaftsgruppe vermählt. Wir müssen die Beschreibung der Persönlichkeiten des Königspaares etwas hinausschieben, um einen Blick auf die Begebenheiten zu werfen, durch welche der gegenwärtige Zustand der Insel Tahiti verursacht wurde.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die auf Tahiti ansässigen Missionäre der Beobachtung der äußeren religiösen Gebräuche bis zur Pedanterie getrieben haben, wenn gleich gewiß nicht alle zu einem gleich hohen Grade derselben. Des Verbotes gegen die Benutzung der Blumen, als Schmuck, erwähnten wir schon. Durch ihren Einfluß auf die Königin, welche sich aber anfangs sehr dagegen sträubte, glückte es ihnen jedoch immer ihren Willen durchzusetzen. Dies wurde besonders der Fall, seit der berüchtigte Pritchard*) der Leiter der Mission geworden war. Dieser Mann ist von Einigen hoch gepriesen worden, von Anderen aber, besonders von allen Franzosen, als ein des Durchpeitschens werther Bube geschildert. Von Unverträglichkeit, Sectirerwesen, Herrschgier und Eigennutz kann er wohl von Niemand freigesprochen werden. Ein Anlaß zu Streitigkeiten wurde bald gefunden, da nach der Begründung der katholischen Mission auf Mangareva, im Jahre 1834, ein Paar von den Mitgliedern derselben sich nach Tahiti begaben. Diese beiden Herren, Laval und Carret, stiegen dort heimlich an's Land, und fingen an zu predigen, und erhielten auch, nach ihrer eigenen Aussage, sehr bald zahlreiche Anhänger, obgleich Anlaß vorhanden ist zu glauben, daß die Zahl derselben in Wahrheit höchst unbedeutend war. Sie wurden indessen bald aufgegriffen und nach Papeiti geführt, woselbst ihnen zu verstehen gegeben wurde, daß sie sogleich die Insel verlassen sollten. Wir nehmen uns die Freiheit d'Urvilles Bericht über den Verlauf, so wie ihn derselbe von Laval**) vernommen hat, folgen zu lassen.

„Pritchard, dessen Uebermuth und Ansprüche durch den Erfolg, den

---

*) Derselbe wurde hernach englischer Consul auf Tahiti, ist aber seit der französischen Occupation auf den Samao-Inseln wohnhaft.

**) Voyage au Pole. Sud III, 207.

er in dieser Angelegenheit erzielt hatte, gewachsen waren, kannte nun keine Grenzen mehr, und beobachtete auch nicht die geringste Mäßigung. Die beiden katholischen Priester waren von Herrn Mörenhout, einem Belgier, der auf Tahiti die Perlenfischerei betrieb und von der Regierung der vereinigten Staaten zu ihrem Consul ernannt worden war, beherbergt. Man muß hier erwähnen, daß Herrn Mörenhouts Betragen ein um so ehrenvolleres war, als er sein Amt als Consul dabei auf's Spiel setzte; denn es war wahrscheinlich, daß die amerikanischen Missionäre mit ihren Glaubensverwandten, den Engländern, gemeinsame Sache machen, ihm feindlich gesinnt werden, und ihm so viel zu schaden suchen möchten, als es ihnen nur irgend möglich sein würde."

„Als es beiden Missionären aufgegeben wurde die Insel zu verlassen, antworteten sie, daß sie der Gewalt weichen würden, und bereit seien zu gehorchen, verlangten aber Zeit, um den Abgang eines Fahrzeuges nach Mangareva, oder mindestens nach Valparaiso zu erwarten, und verpflichteten sich, während dieser Zeit, öffentlich keinerlei religiöse Demonstration zu unternehmen. Dieses so natürliche Verlangen wurde auf Pritchards Anstiften abgeschlagen."

„Weiter, immer auf Veranlassung Pritchards, der sich nicht eher Ruhe gönnte, bis er seine Widersacher von der Insel vertrieben hatte, wurden einige Banditen, denen man den Namen Polizeibeamte beilegte, in die Wohnung der beiden Missionäre abgesendet, um der Sache der Ausschlag zu geben. Damit man sich nicht vorzuwerfen habe, die häusliche Freiheit eines Consuls verletzt zu haben, erfand der würdige Pritchard den Ausweg, seine Trabanten durch das Dach des Hauses eindringen zu lassen. Auf diesem Wege zogen sie nun die beiden französischen Missionäre hinaus, schleppten sie hinunter an den Strand, und warfen sie an Bord einer kleinen Schuite von zwanzig Tonnen Tragkraft, deren Schiffer gezwungen wurde sie dorthin zu führen, wohin es ihnen gefiele. Ohne Zweifel hoffte man, daß sie auf diesem gebrechlichen Fahrzeuge umkommen würden. Es ist festgestellt, daß alle ihre mitgeführten Gegenstände geplündert wurden, und ihr Verlust, die gehabten Reisekosten nicht mit eingerechnet, wurde auf 10,000 Francs geschätzt. Das Boot begegnete außen vor Tahiti einem amerikanischen Fahrzeuge, welches die beiden Missionäre nach Mangareva führte."

Das eigentlich Factische in diesem Berichte ist wohl Wahrheit, und wir billigen weder, noch versuchen wir die brutale Verfahrungsart zu entschuldigen. Jedoch kann es andererseits auch wieder dem unbefangenen Leser nicht entgehen, daß die ganze Erzählung den Stempel der Unehrlichkeit trägt. Eine ungeheuere Menge Insinuationen kommen darin vor, deren Grundlosigkeit ziemlich handgreiflich ist; wie zum Beispiel die, daß

es in der Absicht gelegen habe, die katholischen Missionäre dem Ertrinken auszusetzen. Ein brennender Haß gegen England durchzieht die ganze Arbeit d'Urvilles, und daher ist er auch nicht so scharf erwägend, wo sich eine Gelegenheit bietet demselben Luft zu machen. Das, was noch mehr Veranlassung giebt daran zu zweifeln, daß Alles darin seinen richtigen Zusammenhang habe, ist die von einem der Offiziere der Astrolabe gemachte Darlegung des Inneren der Handlungsweise Mörenhouts*). Mörenhout betrieb, wie wir es schon erwähnt haben, die Perlenfischerei, und es wird behauptet, daß er mit den heiligen Vätern ein kleines Uebereinkommen getroffen habe, wonach ihm das Monopol auf diese Fischerei um Mangareva herum zugewendet werden sollte, was allerdings für die Mission den Vortheil gehabt hätte, daß andere Fahrzeuge nicht ferner dorthin gekommen sein würden, und sie dann auf den Inseln ganz so hätten schalten können, wie es ihnen beliebt hätte. Wir wollen es keinesweges den Mitgliedern der Mission verdenken darnach gestrebt zu haben, sondern fragen nur ganz einfach, wie sie es in diesem Streben aufgenommen haben würden, wenn ein Paar protestantische Missionäre nach Mangareva gekommen wären.

Frankreichs Regierung beeilte sich indessen, die gegen ein religiöses Bekenntniß gerichteten Unternehmungen, als einen gegen ihre Nation gerichteten Schimpf zu betrachten und zu rächen, und die Königin Pomare mußte bald die traurigen Folgen von Pritchards gewaltsamen Verfahren empfinden. Die Fregatte Venus langte unter dem Befehle des Capitains Dupetit-Thouars an, und verlangte eine Genugthuung für die zugefügte Beleidigung und 2000 Piaster, als Schadenersatz für die Missionäre. Es scheint dennoch, als ob diese Herren nicht hinreichend mit einer Reisekasse versehen gewesen wären, und wenn man Insinuationen gegen die Herren Laval und Carret erheben wollte, so würden die Schwierigkeiten gewiß nicht zu groß sein, mit Bezug auf diese Forderung dergleichen hervor zu bringen. Das Geld wurde ausgezahlt, doch war der Geschmack, den Frankreich an eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Inseln gewonnen hatte, nun einmal gereizt, und eben so, wie auf den hawaiischen Inseln, wurde auch hier nicht das Geringste versäumt eine solche zu beweisen. Der schon erwähnte Capitain Laplaçe von der Fregatte Artemise zeigte hier dasselbe Benehmen, von dem wir oben eine Probe ablegten, und wenn die Beschuldigungen, welche der amerikanische Commodore Wilkes gegen ihn erhebt, gegründet sind, so hat ohne Zweifel die Bevölkerung der Insel den gegründetsten Anlaß sich über das Verfahren der Franzosen zu beklagen. Wir nehmen es als entschieden an, daß die

*) In der erwähnten Voyage au Pol Sud, Seite 403.

Religion die ganze Zeit hindurch nur ein Vorwand war, und der wirkliche Zweck allein dahin ging einen festen Stützpunkt zu gewinnen, von welchem dem steigenden Einflusse Englands im stillen Meere entgegengearbeitet, und seinem Handel dorthin im Falle eines Krieges geschadet werden könnte. Binnen kurzer Zeit sehen wir denn auch den Admiral Dupetit-Thouars im Namen der französischen Regierung das Protectorat über Tahiti und alle derselben unterworfenen Inseln übernehmen, und gleichzeitig die Markesas-Gruppe occupiren. Dies Protectorat ist jetzt zehn Jahre alt, und die Königin hat Zeit gehabt es zu erkennen, daß ein Beschützer eine ziemlich unbehagliche Person werden kann, wenn man immer mit derselben zu thun hat. Sie kann z. B. nicht aus die Thür gehen, ohne Gensd'armen auf den Fersen zu haben. Noch weniger kann sie den Theil ihres Reiches besuchen, nach dem gerade ihre Lust steht; die ritterliche Sorgfalt des Gouverneurs für die Sicherheit ihrer hohen Person erlaubt ihr dieses nicht. Sie steht aber im Genusse eines jährlichen Unterhaltes von 10,000 Francs.

Der Chef der Eugenie und die Offiziere derselben hatten in Gegenwart des Gouverneurs Audienz bei der Königin. Sie darf ohne seine Erlaubniß nicht einen einzigen Besuch empfangen, nicht einmal ihre tägliche Umgebung. Die Audienz ging in einem durchaus anspruchslosem Hause vor sich, das in nächster Nähe des Gouvernements-Hauses befindlich ist. Die Königin residirt gewöhnlich in Papaoa, war aber jetzt in Beziehung auf einen Rechtsgang, der sich um ihre eigene Person handelte, nach Papeiti befohlen. Sie ist jetzt (im Jahre 1852) zweiundvierzig Jahre alt, von nur mittlerer Größe, etwas zur Fettheit geneigt, und besitzt durchaus nichts Ausgezeichnetes in ihrem Aeußeren. Ihre Gesichtszüge sind die unter dem Volke gewöhnlichen, und die Haut ist sogar noch etwas dunkler, als es im Allgemeinen unter ihren Landsleuten der Fall ist. Sie war mit einem Ueberrock von carrirter Seide bekleidet. Ihr Mann ist ein großer, grobgestalteter Kerl mit gebogener Nase und einem höchst einfältigen Aussehen. Er ist den starken Getränken ergeben, und hat früherhin von seiner geliebten Ehehälfte deßhalb sowohl Vorwürfe, als auch Schläge erdulden müssen, welche er jedoch auch mitunter mit gehörigen Zinsen wieder bezahlt haben soll. Theil an der Regierung hat er eigentlich nie genommen. Ihre Ehe ist mit fünf Söhnen und einer Tochter, welche den Namen ihrer Mutter Aimatta trägt, und sehr hübsch sein soll, reich gesegnet. Die fünf Söhne wurden der Ehre theilhaftig von dem Gouverneur einen Händedruck zu erhalten. Prinz Faiti war in einen goldgalonirten Frack gekleidet, die Söhne dagegen in kurze Röcke, doch trugen sie alle sowohl Strümpfe, als Schuhe. Eine Umgebung wurde nicht

sichtbar. Ein Portrait von der Königin in weißseidener Kleidung hing an der Wand, eben so einige Aussichten auf Tahiti.

Es that uns das arme Weib, dem der Aerger und die Verlegenheit in ihren Gesichtszügen aufgeprägt standen, in der Seele Leid. Nachdem wir uns gesetzt hatten, fingen wir unser Gespräch durch den Dolmetscher an. Unser Chef drückte ihr seine Bewunderung über ihre schöne Insel aus, worauf sie uns antwortete, daß sie jetzt schon bedeutend an Reiz verloren habe, seitdem die Guava-Büsche eine Menge Anpflanzungen erstickt und die Aussichten durch die Haine zerstört hätten. Der Gouverneur fragte in ziemlich höhnischem Tone, wie lange Ihre Majestät in Papeiti zu verweilen gedächten, wo sie sich ja weit weniger comfortable befinden müßte, als in ihrer schönen Heimath in Papaoa, und woher es käme, daß er Ihre Majestät nie mit Mademoiselle Aimatta, der er mehrmals begegnet sei, zusammen spazieren gehen sähe. Die Königin antwortete, aus leicht begreifliche Ursachen, nicht auf diese Fragen, aber ihre sonst niedergesenkten Augen wurden einen Augenblick in die Höhe geschlagen, und mit einem wenig freundlichen Ausdruck auf den Frager geheftet; doch legte sie sich augenscheinlich Gewalt auf und behielt ihre gleichgültige Stellung bei, wenn schon die Bewegung um ihren Mund herum zu erkennen gab, daß sie deutlich das Beleidigende in diesen Fragen fühlte. Es gewährte uns Allen wirklich ein erleichterndes Gefühl wieder von dieser peinlichen Audienz hinaus in's Freie zu gelangen.

Die Franzosen kamen nicht ohne Streitigkeit in den Besitz der Inseln. Die Bewohner derselben zeigten sich ganz muthig, aber ohnerachtet des zur Vertheidigung günstigen Terrains in ihrem Inneren war es doch vorauszusehen, daß der Widerstand kein lange anhaltender sein konnte. Theils verstanden sie sich zu wenig auf Benutzung der Schießgewehre, theils fehlte es ihnen an hinreichender Munition, und überdies bot ihnen die Berggegend auch ihre gewöhnlichen Lebensmittel nicht einmal in hinreichender Menge; auch ist die Hartnäckigkeit, oder nur hinreichende Ausdauer außerdem nie eine hervorragende Eigenschaft der Tahitier gewesen. Der französische Soldat versteht es übrigens zur Genüge sich mit jedem Volke gut zu stellen, und wir hörten sogar von einem englischen Missionär, Mr. Hove, zugeben, daß die Einwohner sich durchaus nicht über die Behandlung zu beklagen hätten, mit der ihnen von der Seite der einzelnen Individuen begegnet würde. Demohnerachtet haben wir von mehreren Männern, wenn wir sie fragten, was sie von den Franzosen dächten, mit einer sehr martialischen Miene die Antwort vorbringen gehört: „no good." — Die Ursache dazu ist wohl die sichtliche Verminderung der Zahl der sonst zum Besuche der Inseln ankommenden Fahrzeuge, und damit auch der Gelegenheit zur Arbeit und zum Verdienste für die Inselbewohner, und

diese Verminderung ist allerdings eine Folge der weitläuftigen und mannigfachen Hafenverordnungen, die hohe Strafen auf jede Außerachtlassung irgend einer Formalität festsetzten, in denen die Franzosen gerade besonderen Geschmack zu finden scheinen, theils rührt sie aber auch aus dem verminderten Zugange an Lebensmitteln her, der durch die auf die Insel verlegte Garnison verursacht wird. Möglicherweise liegt gerade jenen Hafenverordnungen die wohlmeinende Absicht zu Grunde alle englischen Fahrzeuge von den Inseln wegzuscheuchen; wenn aber, wie es als sicher anzunehmen ist, die amerikanischen dem Beispiele derselben folgen, dürfte der Handel derselben auf so gut, als nichts beschränkt werden. Im Allgemeinen scheinen die Franzosen nicht die Kunst zu besitzen eine Colonie zur Blüthe zu bringen. Allen Eingeborenen ist die Last auferlegt einen Tag in der Woche auf den Anpflanzungen der Regierung zu arbeiten, und man kann leicht begreifen, daß dies gar nicht nach ihrem Geschmacke ist.

Aus der Bitterkeit, mit welcher die Franzosen, die über diese Gegenden geschrieben haben, sich über die Unverträglichkeit der protestantischen Missionäre geäußert haben, sollte man Grund zu der Vermuthung schöpfen, daß die französische Regierung, nachdem sie einmal Herr auf diesem Boden geworden, mit einem Beispiele in entgegengesetzter Richtung vorgehen sollte und lauter Verträglichkeit und Liberalität zeigen. Solches ist aber dennoch nicht der Fall gewesen. Es ist den protestantischen Geistlichen zwar nicht verboten worden zu predigen, jedoch sind ihre Vorträge einer solchen Censur unterworfen worden, daß die meisten freiwillig aufgehört haben ihrem Berufe zu folgen, ja daß sich einige in Folge der unaufhörlichen Trakasserien genöthigt gesehen haben die Inseln zu verlassen. Den Eingeborenen ist es gänzlich verboten worden, ohne besonders eingeholte Erlaubniß des Gouverneurs zu predigen. Es wird behauptet, daß nur eine geringe Anzahl Eingeborener zur katholischen Lehre übergegangen ist. Die Regierung erlaubte Anfangs den Eingeborenen den Verkauf von Spirituosen, aber die Wirkung davon zeigte sich bald auf die zerstörendste Weise, so daß das von den englischen Missionären ausgegangene Verbot gegen den Verkauf wieder neu in's Leben gerufen wurde.

Uns persönlich bezeigte der Gouverneur, M. Paye, die allergrößeste Artigkeit und Gastfreiheit. Unter den Offizieren, sowohl von der Flotte, als auch von den beiden zur Garnison gehörenden Regimentern, waren die meisten, wie es bei den französischen Offizieren gewöhnlich der Fall ist, Leute von Bildung und Kenntnissen. Wir wurden mit ausgezeichneter Gastfreiheit empfangen, was jedoch die Unannehmlichkeit mit sich führte, für unseren kurzen Besuch hier an Ort und Stelle fast zu viel Zeit auf Annahme derselben verwenden zu müssen, die man hier wahrlich besser

benutzen kann, als zum Essen und Trinken. Die Mittagsmahlzeiten, zu denen wir eingeladen wurden, waren nichts desto weniger ganz interessant und belustigend, und mit Hülfe der Produkte der Inseln und aus Frankreich herbeigeführten Leckerbissen war die Küche von der Art, daß sie auch Personen mit viel größeren Ansprüchen, als die Unsrigen, zufriedengestellt haben würde. Außer dem Chef waren täglich noch drei Offiziere oder Gelehrte der Expedition zu dem Gouverneure zu Tisch gebeten.

Während des ganzen Aufenthaltes auf Tahiti wurde am Bord ein lebhafter Handel mit Früchten, Muscheln und Corallen getrieben, die entweder mit Geldern oder auch mit altem leinenen Zeuge bezahlt wurden. Vor und noch bei dem Absegeln sah man, wohin man sich auch wendete, nur Naturprodukte; aber nach einem nur kurzen Aufenthalte auf der offenen See verschwanden dieselben allmählig, und sie wurden dann zerschlagen oder ihre Eigenthümer hatten sich satt an ihnen gesehen.

Eines Tages kam ein Engländer an Bord, der seine Frau mit sich führte, die eine Eingeborene von den Marquesas-Inseln war; auch ihr Bruder befand sich in ihrer Begleitung. Die Frau war nur von sehr kleinem Wuchse und zeichnete sich durch keinerlei Schönheit aus; auch schien ihr die europäische Kleidung etwas Beschwerde zu verursachen. Es fehlte aber auch nichts daran, sie trug ebensowohl Handschuhe, als Hut, Strümpfe und Schnürstiefeln von Zeug. Ihr Bruder war ein kleiner, schmächtiger junger Mann mit sehr schönen Gesichtszügen; seine Gesichtsfarbe, wo sie nicht mit den großen tätowirten Figuren bedeckt war, schien etwas röthlicher, als die der Tahitier zu sein. Nachdem er an Bord gekommen war, zeigte er sich ganz hingerissen vor Bewunderung, weil größere Fahrzeuge selten oder nie zu seinen heimischen Inseln kommen. Er schien sehr lebendig und aufmerksam zu sein; zu einem Glase Wein eingeladen, wußte er erst nicht recht, ob er es wagen sollte davon zu kosten, aber endlich nippte er, nachdem er sich erst mit seinem Schwager darüber berathen hatte, doch daran, und stürzte dann mit sichtbarem Vergnügen das ganze Glas hinunter.

Am 19. hatte die Fregatte Besuch von dem Gouverneur, seinem Stabe und den Chefs der beiden französischen Orlogsfahrzeuge, welche Personen von dem Commandeur-Capitain sämmtlich zum Frühstück eingeladen waren. Die Abfahrt sollte am Nachmittage desselben Tages vor sich gehen, aber die Fregatte wurde durch Windstille zurückgehalten.

In der Tagesdämmerung am 20. September lichteten wir die Anker und hielten mit einem leichten Landwinde in die See hinaus, worauf die Briese bald frisch von der Südecke her wehte. Um 9½ Uhr drehten wir außerhalb der auf der nördlichen Seite von Eimeo gelegenen Talubucht bei, und zwei Boote wurden an's Land gesendet, in denen sich unsere



C. S. del. Lith. Jnst. Arnz & Co. Düsseldorf.

TALU BUCHT.
(Eimeo.)

Naturforscher und ein Paar Offiziere befanden. Der Chef begab sich ebenfalls in seinem Gig nach der Insel, und die Fregatte hielt sich außerhalb derselben unter kleinen Sachlägen auf. Die erwähnte Bucht heißt eigentlich Opunohu, ist aber schon seit der Zeit Cooks Talu oder Tareu, nach einer kleinen darin liegenden Insel dieses Namens, genannt worden. Gegen die See hin wird der Hafen durch ein weitläuftiges Corallenriff geschützt und für den besten aller Häfen auf den Gesellschafts-Inseln angesehen. Etwas östlicher liegt Cooks Hafen oder Paopao, und noch östlicher befinden sich außerdem noch zwei andere Häfen. Alle sind sicher, Opunohu hat die weiteste Einfahrt. Wir landeten bei dem Dorfe Papituai, dicht am Westen der Bucht gelegen. Eine amerikanische Brigg lag außerhalb derselben.

Das Erste, was bei einer Landung an dieser Stelle auffallend in die Augen springt, ist ein großes achteckiges steinernes Gebäude, unmittelbar am Strande selbst gelegen; es wurde 1824 aufgeführt und hatte den Zweck zu einer Art höheren Schule für die Eingeborenen zu dienen, und trägt auch heut noch die prunkende Benennung: „South Sea Academy." Viele Eingeborene hatten sich am Strande versammelt, um uns zu treffen; sie gleichen in der äußeren Erscheinung auf's Vollständigste den Tahitiern, kamen uns jedoch etwas weniger munter vor. Unter ein Paar Schuppen im Dorfe wurde fleißig an der Verpackung von Apfelsinen gearbeitet, da die erwähnte amerikanische Brigg sich hier zu dem Zwecke aufhielt eine Ladung davon für San Franzisko einzunehmen. Der Befehlshaber derselben war der beste Typus von einem ächten Yankee; er sprach in einem so hohen Grade durch die Nase, daß man nur mit größester Mühe ein einziges Wort verstehen konnte, und es konnte keine Minute verfließen, ohne daß er freigebig den aus einem Pfriem Kautabak von den ungeheuersten Dimensionen gesogenen Saft freigebig um sie herum spritzte. Die Verpackung der Früchte schien mit großer Sorgfalt vor sich zu gehen; sowohl Männer, als Weiber und Kinder waren dabei beschäftigt.

Eimeos Natur gleicht durchaus der von Tahiti, aber die Berge haben hier fast noch keckere Formen, wenn schon sie nicht dieselbe Höhe erreichen. Die Aussicht im Inneren der Opunohu-Bucht gehört unter die schönsten, welche irgend wo zu finden sein dürften. Die beiliegende Zeichnung vermag wohl einen schwachen Begriff von der Art derselben zu geben, aber der Reichthum an Details und Farben ist zu groß, um auf irgend eine Weise recht wiedergegeben werden zu können. Die Fruchtbarkeit des Flachlandes scheint sogar noch die von Tahiti zu übertreffen; etwas üppigeres, als die Waldstrecken, in denen wir hier umher wanderten, läßt sich schlechterdings nicht denken. Einige ganz heftig rauschende Bäche stürzten in das Meer hinab, und hier und dort kamen auch Sumpf-

strecken vor. Wir wanderten längs der Bucht hinab, an welcher ein kleiner französischer Posten sein Wachthaus in einem über alle Beschreibung erhabenen schönen Thale hat. Von dort führte ein Fußweg ein weites Stück hinauf, durch einen wilden Wald, welcher, ungeachtet seines Reichthumes an Gewächsen, uns durch den Mangel an lebenden Wesen etwas öde vorkam. Vögel waren weder sichtbar, noch wurden sie gehört, von Eidechsen wurden auch nur wenige gefunden, und nicht einmal Insekten kamen zahlreich vor. Nach einem Spaziergange von einigen Stunden kamen wir wieder nach Papituai zurück, woselbst wir eine Menge Menschen versammelt fanden, die Apfelsinen, Bananen, Muscheln und dergleichen Leckerbissen mehr ausboten. Auch der Häuptling des Dorfes ließ sich sehen; es war ein langer, stattlicher Mann von gutem Aussehen, wie einer aus dem Volke gekleidet, und hieß Hoaori, was in ihrer Sprache „ohne Freund" bedeuten soll. Einige halberwachsene Mädchen zeichneten sich durch ihr schönes Aeußere aus. Viele mit der Elephantiasis behaftete konnten wir bemerken, worunter ein siebzehnjähriger Jüngling ein so angeschwollenes Bein hatte, daß der Fuß fast unter dem herabhängenden Fleische verschwand. Er schien durchaus keine Plage dadurch auszustehen, sondern hüpfte und tanzte umher, um uns zu zeigen, daß ihm das angeschwollene Bein durchaus nicht hinderlich sei.

Mit von Früchten und Naturerzeugnissen fast überfüllten Booten begaben wir uns um 5 Uhr Nachmittags wieder an Bord, und noch vor dem Sonnenuntergange steuerte die Eugenie mit guter Fahrt ihren Cours, der zwischen Raiatea und Tubuai-Manu oder Sir Charles Saunders Insel hindurch führte. Der Wind kam frisch aus Südost, und das Wetter war schön. In der Tagesdämmerung am 21. schien uns in einiger Entfernung Raiatea hervorzuschimmern. In kurzer Zeit dürfte diese Insel, nebst der um sie herumliegenden Gruppe, eine englische Besitzung werden, eine derselben ist schon zu der halben Wegs-Station für die beabsichtigte Dampfboots-Linie zwischen Panamá und Australien ausersehen. Admiral Moresby hatte kurz vor unserer Ankunft alle dort befindlichen Häfen in Augenschein genommen.

Das Wetter hielt unverändert den 22. an, viele weiße Möwen zeigten sich uns. Weiter in die Nacht hinein wurde der Wind unbeständig, und am nächsten Morgen sprang er quer über nach Norden, und fuhr fort sich durch denselben Weg weiter zu winden, so daß er noch, ehe die vierundzwanzig Stunden zu Ende gekommen waren, bis beinahe nach Süden herumgegangen war. Einige kleine Regenwolken ließen sich erkennen und entfernte Blitze wurden sichtbar. Während der folgenden Nacht passirten wir nordwärts von den Inseln Uitate und Manuai, die zu dem Cooks Archipelagus gehören, und sie wurden uns in der Morgen-



Farbendruck b. Gebr. Delius in Berlin.

HOAORI.
(Häuptling von Papituai.)

dämmerung im Südosten sichtbar. Um 8 Uhr Vormittags bekamen wir Uaitatate in Sicht und behielten es bis zum Nachmittage vor Augen. Es besteht dieselbe aus einigen Bergen und wird von einem Corallenriffe umschlossen. Ein nach Osten steuerndes Barkschiff begegnete uns. Wetter und Wind hatten die in den Regionen des Passatwindes gewöhnliche Beschaffenheit wieder angenommen.

Auf diese Weise setzten wir zwei Tage hindurch unsere Fahrt mit guter Geschwindigkeit fort, und zwar westwärts längs dem neunzehnten Parallelkreise haltend, ohne daß sich irgend etwas Bemerkenswerthes ereignete. Die kleine, abgesonderte, unbewohnte von Cook entdeckte Palmerston-Gruppe wurde von uns nicht im Gesichtskreise passirt. Am 27. um $9\frac{3}{4}$ Uhr Vormittags bekamen wir Savaye Island, oder wie es von den Eingeborenen genannt wird, Inui in Sicht. Um $2\frac{1}{4}$ Uhr Nachmittags passirten wir bei dem südlichsten Vorgebirge derselben vorüber, und drehten bald darauf außerhalb einer Bucht auf der südwestlichen Seite der Insel bei.

Düperré legt die südliche Spitze der Insel unter 19° 10′ südlicher Breite und 169° 50′ 16″ westlicher Länge. Nach den von uns angestellten Beobachtungen erhielten wir ganz dieselbe Breite, aber die Länge von 169° 58′ West. Da der Gang unserer drei Chronometer kurz vorher auf Tahiti genau bestimmt worden war, wagen wir es zu behaupten, daß unsere Länge richtiger, als die von Düperré angegebene ist, und die in Sydney erneuerten Beobachtungen des Ganges unserer Uhren verleihen dieser Behauptung noch eine besondere Stärke*). Die Länge des westlichsten Vorgebirges ist 170° 0′ 27″ West.

Die Insel erreicht nur eine mittelmäßige Höhe, ungefähr 400 bis 500 Fuß, und wird von dem Verdecke eines gewöhnlichen Fahrzeuges auf 25 bis 30 Meilen (4 bis 5 schwedische) Entfernung gesehen. Sie hat flache Contouren und bildet ein Plateau, von einem niedrigeren Absatze umgeben, der wieder näher am Strande von einem noch niedrigeren, welcher von der Brandung umspült wird, umschlossen ist. Die Abhänge zwischen dem Plateau und dem Absatze neigen sich etwa unter 45 Grad und sind kahl; im übrigen ist die Insel dem größten Theile nach bewachsen und trägt schöne Waldung. Die Gebirgsart ist der Farbe nach finster und scheint vulkanischen Ursprunges zu sein. Die Wellen haben in den Klippen, welche den Strand bilden, eine Menge höchst sonderbarer Grotten gewaschen. Eine Spur von Corallenriffen konnte von uns nicht entdeckt werden, der Wald hatte ein düsteres und graues Aussehen, eine

---

*) Duperrés Chronometer waren, wie man aus seiner Rechenschafts-Ablegung über den Gang derselben ersehen kann, nicht vom besten Schlage.

Folge von den vielen verdorrten Bäumen, welche man aus demselben hervorragen sah. Auf dem östlichsten und südlichsten Theile der Insel machen Brandungen und die Beschaffenheit des Strandes alle Landung völlig unmöglich, sofern nicht eine von uns nicht bemerkte Bucht sich finden läßt, aber auf der südwestlichen Seite bildet der Strand eine Bucht, innerhalb welcher eine sandige Stelle einen Landungsplatz darbietet, der, mindestens wenn der Passatwind weht, einigermaaßen zugänglich sein dürfte.

Das Backbord-Boot wurde armirt und in die See gelassen, und ging dann unter dem persönlichen Befehle unseres Chefs auf die Insel zu. Die übrigen die Expedition begleitenden Personen waren der Doctor Kinberg, Magister Andersson, der Pastor Pontée und der Verfasser. In allen an Bord befindlichen Reisebeschreibungen hatten wir vergeblich nach Angaben über diese Insel gesucht, wir werden aber bald zu sehen bekommen, daß solche nicht fehlen, wenn schon sie nur sehr wenige sind. Auf unserem Wege sahen wir Rauch von der Insel aufsteigen, und kurze Zeit darauf wurden wir auch einige Kanots gewahr, die uns entgegengerudert kamen. Da ihre Anzahl sich schnell vermehrte, und wir uns schon in einer ziemlichen Entfernung von der Fregatte befanden, hielt es der Chef für nicht rathsam zu landen, weßhalb wir umwendeten, um wieder an Bord zurück zu rudern. Da wir aber wünschten die Eingeborenen mit uns zu ziehen, ruderten wir ganz langsam hinaus, und bald hatten wir auch einige Kanots an unserer Seite. In jedem derselben befanden sich vier Männer von dem wildesten Aussehen; ihre Speere standen am Vordersteven des Kanots aufgerichtet oder lagen quer über den Stangen, welche den Auslieger mit dem Kanot vereinigen. Sie riefen uns an, und machten uns durch Zeichen deutlich, wir möchten landen; wir winkten ihnen auch und deuteten an, daß sie uns an Bord folgen möchten, ihnen Glasperlen und dergleichen unter den Wilden beliebte Waaren hinhaltend. Ein rothes baumwollenes Schnupftuch wurde in die See hinausgeworfen und von der Besatzung des ersten Kanots unter schallendem Freudenrufe aufgefischt.

Wir setzten unseren Weg langsam bis zur Fregatte fort, und die Bemannungen der vordersten Kanots strengten alle ihre Kräfte an, um nicht von den nachfolgenden erreicht zu werden. Bei jedem Ruderschlage schleuderte das lange üppige Haar der Wilden um ihren Kopf herum, was einen höchst komischen Anblick darbot. Als das Boot bei der Fregatte anlegte, waren nicht weniger, als vierzehn Kanots in seiner Gesellschaft, und sobald es aufgehißt war, wurden auch die Inselbewohner an Bord geladen. Sie zögerten einige Augenblicke, bevor einer von ihnen unserem Begehren nachzukommen wagte, bald aber kletterte der Erste die Fallrepps-treppe herauf und trat einen Schritt auf das Deck hinauf, woselbst ihm

der Pastor Pontée entgegentrat und ihm eine Schnur Glasperlen hinreichte, die er sogleich an sich riß, einen Speer und ein Paar Zuckerrohre zum Austausch darbietend, worauf er schnell und ohne die Hände zu gebrauchen, über Bord sprang. Nun war aber einmal das Eis gebrochen, und unter einem unerhörten Geschreie und Unwesen kletterten die Wilden auf alle mögliche Weise an Bord. In wenigen Augenblicken hatten sie jede Spur von Scheuheit verloren und machten sich vollkommen heimisch bei uns.

Von allen den Inselbewohnern, welche die Fregatte besuchten, und deren Anzahl sich bis auf etwa einhundert belief, waren nur ein Paar von mehr als mittelmäßiger Größe, die meisten eher etwas unter derselben, aber sonst von gutem Körperbaue. Brust und Schultern waren breit und stark, der Unterleib sehr eingezogen, die Hüften schmal, die Arme etwas lang und sehr muskulös, die Beine dagegen kurz und die Muskeln derselben auch etwas weniger entwickelt. Der Kopf war im Allgemeinen ziemlich groß und mit flachem Nacken versehen. Die Stirn war mäßig hoch und etwas nach hinten auslaufend, die Nase an der Wurzel eingedrückt, zuweilen etwas nach unten zu gebogen, meist breit, mit weiten Nasenflügeln, das Kinn etwas vorstehend, der Mund breit mit gerundeten Lippen und gleichmäßig großen, weißen Zähnen, die Augenbrauen stark und wohl gezeichnet, die Augen gerade gestellt und schwarz, das Jochbein etwas stark markirt, das Haar schwarz oder sehr dunkelbraun, bald schlicht, bald kraus oder wellig, was jedoch auf eine künstliche Weise hervorgebracht zu sein scheint. Der Bart war schwach und dünn, und wurde nur von Wenigen getragen. Viele waren auf Armen und Beinen sehr behaart, und das Abscheeren der Haare von anderen Körpertheilen, als dem Gesichte, schien nicht im Gebrauche zu sein. Die Hände und Füße waren von mäßiger Größe und wohlgebildet. Die Farbe war dunkelrothbraun, ungefähr wie ein unlängst gebräunter Büchsenschaft aussehend. Die meisten waren vollkommen nackend, nur ein Paar trugen eine Binde um die Schaamtheile. Das Haar wurde entweder frei herabhängend getragen, oder hinauffrisirt, oder auch in dem Nacken zusammengebunden und wie ein Pinsel abstehend, oder auch über der Stirn zusammengelegt und in einen Knoten geschlungen. Die hier folgende Zeichnung weist vier der gebräuchlichsten Arten es zu tragen auf. Einige hatten kleine Flechten an den Ohren und den Bart gleichfalls geflochten, und mit weit herabhängenden Kleinigkeiten von Muschelschaalen geziert, ähnliche wurden auch in den Ohren und um den Hals getragen. Eine Spur von Tätowirung konnte, trotz der genauesten Untersuchung, bei keinem einzigen derselben entdeckt werden, aber einer hatte sich mit blauem Thon Streifen in's Gesicht gemalt. Die Richtung der einzelnen Linien ging von den Ohren

aus gegen den Nasenflügel zu. Die Beschneidung ist bei diesen Inselbewohnern nicht gebräuchlich. Ihre Geberden waren heftig und wild, ihre Rede klang feierlich. Ihre Sprache wurde ein wenig von einem an Bord anwesenden Schweden verstanden, den unser Chef auf der Fregatte von Tahiti nach Sydney mitreisen ließ, und der ein wenig die Tahiti- und die Tongasprache redete. Wie es bekannt ist, sprechen alle rothbraunen Bevölkerungen der polynesischen Inselbewohner verschiedene Dialecte von ein und derselben Grundsprache, obschon die Abweichungen bedeutend genug sind, um die Reden der Einen für die Anderen unverständlich zu machen. Gemeiniglich lernen sie jedoch in sehr kurzer Zeit die Dialecte von einander.

Ein lebhafter Handel kam bald in Gang. Gegen Glasperlen, Angelhaken, Schnupftücher, Messer und andere Kleinigkeiten vertauschten die Inselbewohner ihre Waffen, Angelruthen, Netze und dergleichen mehr, welche Artikel wir sämmtlich weiter unten beschreiben werden. Auch brachten sie einen zerbrochenen Octanten und einen Compaß mit sich, ferner ein Paar Bücher (Johnson's Dictionary und ein Gebetbuch) und einige englische Münzen, gewiß ein Raub von irgend einem gestrandeten oder auf irgend eine andere Art genommenen Fahrzeuge, denn wir können es uns nicht vorstellen, daß diese Sachen als Tauschmittel angewendet worden, schon aus dem einfachen Grunde, weil die Inselbewohner auch nicht den geringsten Werth auf dieselben zu setzen schienen. Der, welcher die Münzen besaß, gab drei Sovereigns und etwas Silber, oder ungefähr 40 Thlr. Banco für ein Bund Glasperlen hin, und schien, nach der Freude, die er zeigte, und nach seinen höhnischen Geberden zu schließen, der Meinung zu sein, daß der Tausch, den er so eben abgeschlossen hatte, für ihn ein ausgezeichnet vortheilhaftes Geschäft gewesen sei. Man kann also mit Sicherheit annehmen, daß der Werth des Geldes für diese Menschen noch etwas völlig Unbekanntes ist.

Obschon, wie erwähnt wurde, sie alle Furcht und Scheu verloren hatten, zeigten sie doch bei dem Tauschen und Handeln ein gewisses Mißtrauen, und ließen nicht gern ihre Waaren aus ihren Händen, ehe sie die Bezahlung für dieselbe gleichfalls in der Hand hatten, machten aber, sobald dies der Fall war, auch nicht einmal den Versuch, das nicht abzuliefern, was sie dafür geboten hatten. Dahingegen kamen ein Paar Versuche zur Mauserei vor. Nach dem zu urtheilen, was wir bereits über die gefundene Unkenntniß des Geldwerthes sagten, und nach der wilden Lüsternheit, mit welcher sie nach den unbedeutendsten der ihnen dargebotenen Kleinigkeiten, und sogar solchen, die auf allen schon mehr besuchten Inseln völlig ihren Werth verloren hatten, griffen, ein Urtheil zu fällen, müssen sie noch so gut, als gar nicht, oder mindestens sehr wenig mit

Menschen in Berührung gekommen sein. Vom Schießgewehre und seiner Wirkung hatten sie noch gar keinen Begriff.

In einer, von einem auf den Fidji-Inseln ansässigen Missionär verfaßten Schrift wird angegeben, daß christliche Eingeborene von den Samoa- oder Schiffer-Inseln sich nach Inui als Missionäre begeben hätten. Ob sich dieselben etwa noch dort befänden, konnten wir nicht in Erfahrung bringen, aber auf Foa sagte man uns, daß sie entweder getödtet seien, oder die Inseln verlassen hätten. Einer unserer Gäste öffnete eins von den Büchern und gab sich murmelnd den Anschein, als läse er darin, wobei er mit dem Finger auf den Himmel deutete. Man kann daher annehmen, daß sich einige christliche Menschen unter ihnen befunden haben.

Viele von den Inui-Insulanern hatten große Narben an verschiedenen Stellen des Körpers. Es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß sie ebenso, wie die meisten anderen Inselbewohner des stillen Meeres, bei den Todesfällen ihrer Angehörigen durch Selbstzerfleischung ihren Schmerz und Trauer ausdrücken, aber die auf solche Weise hervorgebrachten Wunden pflegen meist in einer Art symetrischer Ordnung zu sitzen, was aber mit den hier bemerkten durchaus nicht der Fall war. Ein Paar, welche von uns durch Zeichen befragt wurden, wie sie dazu gekommen seien, antworteten auf eine Art, welche keinen Zweifel darüber ließ, daß es Erinnerungszeichen an einen überstandenen Kampf seien. Die lärmenden Wortwechsel, welche unaufhörlich zwischen den Besetzungen der verschiedenen Kanots vorfielen, und noch mehr die drohenden Geberden, von welchen sie mitunter begleitet wurden, schienen es zu beweisen, daß Friedfertigkeit gerade kein hervorragender Zug in ihrem Charakter ist, wie andererseits die Stellung der Narben, die sich meist auf dem Rücken bemerken ließ, dafür sprachen, daß Heimtücke und Hinterlist in ihrer Streitart eine Rolle mitzuspielen scheinen. Verschiedene unter ihnen belustigten sich damit auf dem Decke unserer Fregatte Wettläufe anzustellen, um unseren daran theilnehmenden Matrosen den Beweis ihrer Schnelligkeit zu geben. Kampfspiele dürften daher auf der Insel wohl in Gebrauch sein.

Wir gaben uns alle mögliche Mühe, um sie durch Zeichen zu befragen, ob sie Menschenfleisch äßen, jedoch ohne daß es uns geglückt wäre es ihnen verständlich zu machen, oder mindestens ohne eine deutliche Antwort zu erhalten. Die Lüsternheit, mit der sie einen dicken und fetten unter unseren blühenden Schiffsjungen ansahen und betasteten, dürfte wohl zu der Vermuthung Anlaß geben können, daß ihnen eine solche Kost durchaus nicht fremd ist, vielleicht war es aber nur ein anerkennender Ausdruck ihrer Bewunderung über das blühende Aussehen und die frische Farbe des schönen Knaben. Ziemlich wahrscheinlich bleibt es jedoch

immerhin, daß sie Menscherfresser sind, weil dies zu allgemein unter den polynesischen Völkern der Fall gewesen ist, als daß man berechtigt wäre, sie für eine Ausnahme zu halten. Auf Foa stellten wir alle mögliche Nachforschungen an, um einige Aufklärungen über diese Insel zu erhalten, doch beschränkten sich dieselben darauf, daß die Inui-Bewohner ein schlechtes Volk seien, welches sehr wenig in Berührung mit den Einwohnern der anderen Inseln träte; daß Sago und Arrow-rot sich in großer Menge auf ihrer Insel befände, es aber Niemand wagte dahin zu handeln, weil sich kein Ankerplatz daselbst auffinden ließe, von welchem aus das Fahrzeug die Boote beschützen könnte, in welchen die erwähnten Waaren an's Land geführt werden müßten, da die Kanots der Insulaner für diesen Zweck nicht brauchbar wären. Schweine sollen gleichfalls auf der Insel gefunden werden, doch wurde kein solches zur Fregatte gebracht; nur Cocosnüsse, Bananen, Zuckerrohr und Papaya-Früchte wurden uns, aber ebenfalls nur in geringer Menge, zum Verkaufe angeboten.

Gegen Abend hatte der zuerst an Bord gekommenene Haufe alles vertauscht, was er zum Abliefern besaß, und fing nun an seine Heimfahrt anzutreten, aber eine neue Auflage sahen wir von einer anderen Seite und mit aller Macht rudernd herankommen. Bald waren wieder etwa zehn Kanots an unserer Seite und der Markt in vollem Gange, jedoch wurde er durch die hereinbrechende Nachtdämmerung, in welcher die Inselbewohner fortgewiesen und die Brassen vollgestellt wurden, unterbrochen. Viele saßen noch eine Zeit lang, nachdem ihre Kanots schon fortgewiesen waren, in den Wanten*); auf den Rüstungen oder auf den Kanonen, außerhalb des Bords, und hüpften, als ihnen angedeutet wurde sich auch von dort wegzubegeben, ohne Weiteres in die See, dieselbe Geschicklichkeit im Schwimmen verrathend, wie alle die übrigen Inselbevölkerungen des stillen Meeres, deren Natur fast mit Recht amphibisch genannt werden kann. Schon vorher hatte sich ein kleiner Zufall ereignet, durch den Gelegenheit gegeben war diese Geschicklichkeit zu zeigen. In einem der längs unserer Seite liegenden Kanots befand sich ein Kerl, der einen ausgezeichnet schönen Speer hatte. Als ihm ein Perlhalsband dafür zum Tausche angeboten war, reichte er den Speer sogleich an Bord, doch als ihm das Halsband zur Bezahlung auf einen Bootshaken hingereicht werden sollte, hakte er sich los und fiel in's Meer. Ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, sprang der Mann nach und erreichte tauchend die sinkende Perlenschnur, die er mit an die Oberfläche brachte. Es befand sich nicht ein einziges Weib unter den uns Besuchenden.

---

*) Die Taue, welche die Masten halten und mit den Wewelinen die Strickleitern bilden, welche in die Körbe führen. Der Uebersetzer.

Alle fünfundzwanzig oder dreißig Kanots, welche an unsere Fregatte herangekommen waren, zeigten sich von beinahe ganz gleicher Größe und wurden stets von vier Mann gerudert. Im Ganzen glichen sie denen der übrigen Inselbewohner, waren jedoch viel sorgfältiger gearbeitet, als die, welche man auf den anderen Gruppen benutzt werden sieht, wohin die Civilisation bereits gedrungen ist. Statt nach vorn hinaus zu springen, senkten sich die Steven; zunächst denselben befand sich ein Deck von ein Paar Ellen Länge, längs dessen Mitte eine Reihe aufwärts stehender Buckel sichtbar wurde, die in einzelnen Fällen mit Muscheln geziert waren. Der Auslieger wurde natürlich nicht vermißt, denn ohne solchen hätte das Fahrzeug bei jeder Fahrt kentern müssen.



Kanot von Inui.

Die Ruder waren ganz kurz, mit kleinen spitzen Blättern. Sie, wie auch die Speere bestanden aus weißem und braunem Holze mit Spitzen von demselben Materiale, das in Feuer gehärtet war, so daß es an Festigkeit dem Knochen glich. Ein Theil hatte zwei Spitzen, ein anderer nur eine, die aber mit einer Menge Zacken versehen war, die nach der entgegengesetzten Weise, wie die Widerhaken sonst angebracht zu sein pflegen, befestigt waren. Die Zusammenfügung des Schaftes und der Spitze war mit feinen, aus Haaren geflochtenen Schnüren umwunden, zwischen denen mitunter in regelrechten Reihen rothe und gelbe Federn angebracht sind. Eigentliche Keulen waren nirgends zu sehen, sondern nur eine Art breiter und flacher Lanze, die möglicherweise auch als Hieb-

waffe angewendet werden konnte. Mehrere Exemplare dieser Waffe waren von hartem braunen Holze, außerordentlich schön gearbeitet, einige endeten in einer Spitze, andere waren an ihrem Ende quer abgestutzt. Bogen oder Pfeile bekamen wir auch nicht zu sehen. Die Angelschnüre waren nett von Haaren zusammengedreht, doch wurden uns auch aus den Fasern der Cocosnüsse geflochtene Schnüre zum Verkaufe angeboten. Die Netze waren ungemein sauber und sorgfältig gearbeitet. Das Merkwürdigste in dieser Hinsicht war jedoch eine Art von aus rothen Federn verfertigtem Gewebe. Die Federn hatten die Länge eines achtel Zolles und waren in ein feines Untergeflecht von Cocosbast gesteckt; für ein Paar Angelhaken erhielt man ohne Schwierigkeit einige Ellen solchen kostbaren Zierrathes, dessen Anfertigung höchst beschwerlich sein mußte. Als Schmuck wurden Muscheln benutzt, ganz besonders die weiße Porzellanschnecke. Ungeachtet nirgends Kleidungsstücke sichtbar wurden, zeigte es sich doch, daß sogenannte „Tapa" oder Zeuge aus dem Baste des Papierbaumwollenstrauches auf der Insel angefertigt werden; Stücke desselben wurden nämlich von den Eingeborenen zu Umschlägen von verschiedenen mitgeführten Artikeln benutzt. Auf den mehr besuchten Inseln ist das Tapa schon überall durch europäische Baumwollenwaaren, welche an Sauberkeit und Dauerhaftigkeit die erste Zeugart bei Weitem übertreffen, verdrängt worden; das Letztere kann nämlich nicht gewaschen werden, ohne in Stücke zu verfallen, die jedoch durch Zusammenlegung zu großen Haufen und Auseinanderklopfung wieder brauchbar gemacht werden können.

Inui wurde am 20. Juni 1774 von Cook entdeckt. Er segelte längs der nördlichen Seite der Insel und landete gleichzeitig mit Forster und Sparrmann an deren nordwestlichem Strande. Die Eingeborenen hatten sich in den kleinen Waldstrecken am Ufer versteckt, und empfingen die Ankommenden sehr unfreundlich. „Alle unsere Bemühungen ein Gespräch mit ihnen zu Stande zu bringen," — schreibt Cook, — „waren vergebliche. Sie zeigten eine unsinnige Wildheit und warfen mit ihren Speeren nach uns. Selbst einige Flintenschüsse hielten Einen unter ihnen nicht davon ab sich uns zu nahen und einen Speer zu schleudern, der meine Schulter schrammte. Ein anderer sauste dicht bei dem Schenkel des jungen Forster vorbei und schwärzte seine Kleider. Der Muth des Mannes würde ihm das Leben gekostet haben, wenn meine Büchse losgebrannt wäre, denn ich war nicht mehr als fünf Schritte von ihm entfernt, als er den Speer warf, und würde ihn zu meiner Selbstvertheidigung haben tödten müssen. Nachher war ich aber sehr froh darüber, daß nur das Pulver von der Pfanne abgebrannt war." — Und weiter unten sagt er: „In Betracht dessen, daß wir aus diesen Indianern nichts machen konnten, und daß uns die Insel keinen Ankerplatz darbot,

begaben wir uns wieder an Bord. Ich hatte an einem anderen Orte, in Gesellschaft von drei oder vier Herren, einen Berg bestiegen; das Land zeigte nur mit Gebüschen bedeckte Corallenklippen, so daß es fast unmöglich war vorzudringen. Das Betragen und das wilde Aussehen der Bewohner dieser Insel brachten mich dazu sie „Savage Island" zu nennen.

Die Angabe über die Corallenklippen fällt etwas sonderbar auf, aber man kann dieselbe dennoch wohl nicht mit Fug bezweifeln, besonders da auch Forster von etwas Aehnlichem spricht. In d'Urvilles Voyage pittoresque autour du Monde wird angegeben, daß die Einwohner über den ganzen Körper tätowirt sind. Cook erwähnt nichts davon, aber wohl, daß einige das Gesicht, die Brust und die Schenkel dunkelblau bemalt hatten. Wir haben schon gesehen, daß d'Urvilles Angabe unrichtig ist; wäre die Tätowirung in Brauch, so würden doch mindestens Einzelne von unseren vielen Gästen eine Spur derselben getragen haben. Vielleicht hat vor uns noch Niemand so gute Gelegenheit gehabt, sie in aller Ruhe zu betrachten, weßhalb wir auch versucht haben, sie so ausführlich, als möglich zu beschreiben.

An folgendem Tage, dem 28., sprang der Wind aus Nordnordwest auf und blies eine Weile hindurch ganz frisch, nahm aber bald ab und ließ die Eugenie in völliger Windstille liegen. Während des noch übrigen Restes der vierundzwanzig Stunden, und ebenso den 29. setzte der Wind seinen Kreislauf über Westen nach Süden unter fortwährendem schönen Wetter fort. Aus Süden her ließ sich starke Deinung erkennen. Bei Sonnenuntergang genossen wir den Anblick der Hafuluhu-Inseln, welche die nördlichste der drei Gruppen ausmachen, welche mit dem gemeinschaftlichen Namen der Tonga- oder Freundschaft-Inseln bezeichnet werden. Um $1\frac{3}{4}$ Uhr in der Nacht zum 30. entdeckte der wachthabende Offizier ganz plötzlich dicht vor uns Brandungen, worauf er sogleich aus dem Winde wendete und ostwärts auslegte. Um 4 Uhr des Morgens wurde wieder südwestwärts gehalten, und um $6\frac{1}{4}$ Uhr waren wir den Brandungen ganz nahe.

Auf Lauries großer Karte von dem stillen Meere und einem Theile französischer Karten wird in dieser Gegend ein Riff gefunden, wenn gleich bedeutende Verschiedenheit in Beziehung auf seine Lage herrschen. Auf der neuesten, vom Jahre 1849 herausgegebenen französischen Karte über den Tonga-Archipelagus fehlt dasselbe dagegen. Dieser Umstand kann leicht daraus erklärt werden, daß die Lage desselben nicht die auf den Karten angegebene ist, und daß die See sich nicht jederzeit an dem Riffe bricht, sondern nur, wenn die Deinung, so wie es jetzt in unserem Falle war, sehr hoch geht. — Unsere Bestimmung von Haano, der nächsten

Insel, giebt auch ein von deren Länge nach der erwähnten Karte etwas verschiedenes Resultat. Diese letzterwähnte Länge ist aus den während der Expeditionen d'Urvilles in den Jahren 1837—1840 gemachten Beobachtungen abgeleitet; aber ohne deren Werth in Frage setzen zu wollen, können wir auch unsere Zuversicht zu der von unseren Chronometern gegebenen Länge nicht verleugnen, da der Gang der Uhren in Tahiti und in Sydney wohl bestimmt wurde, und ihr Stand der Mittelzeit von einem jeden dieser Orte im Beobachtungs-Augenblicke interpolirt wurde, mit Beihülfe von den auf einem anderen Wege wohl bestimmten Längenunterschiede zwischen den beiden oben erwähnten Punkten. Wir können hier natürlich die Details von unseren Observationen nicht anführen, sondern erwähnen nur, daß der Unterschied zwischen den Angaben der drei Uhren nicht zu einer Minute des Bogens hinaufreichte, und daß das nördliche Vorgebirge Haanos danach unter dem 174° 19′ 30″ westlicher Länge liegt, während es nach den französischen Karten unter 174° 13′ 30″, und nach einer von dem Engländer Hobbs 1850 herausgegebenen Karte unter 174° 15′ liegt. Lauries Karte giebt dieselbe Länge, wie die französischen an. Das Riff liegt auf Lauries unter 19° 20′ südlicher Breite und 173° 41′ westlicher Länge und im Astronomischen Nord-Osten zum Osten von dem nördlichen Vorgebirge Haanos, in einer Entfernung von 36′. Auf Hobbs Karte liegt es unter derselben Breite, aber unter 174° 47′ westlicher Länge, 32′ von Haano im Nord-Osten zum Osten. Wir sahen noch kurz vor 7 Uhr des Morgens das Riff ganz deutlich, und bald nach 8 Uhr wurde Haano angesegelt, so daß unsere Bestimmung von seinem Abstande von dieser Insel keinem bedeutenden Fehler unterworfen sein kann. Nach dieser Insel liegt es 25′ im Nordnordost, ¾ Ost von dem nördlichsten Vorgebirge der Insel unter 19° 20′ südlicher Breite, 174° 6′ westlicher Länge.

Nach den Angaben der Karten mußten wir also diese Untiefe schon zu der Zeit passirt haben, als die Brandungen von uns bemerkt wurden. Die Fregatte arbeitete geradeweges darauf los, und da die Nacht ganz dunkel war, kann die Entfernung derselben nicht sehr bedeutend gewesen sein. Keiner von den beiden Auslugern auf den Kranbalken, auch der auf der Fockraae nicht, waren irgend das Geringste gewahr geworden, aber der wachthabende Cadett, der sich ganz vorn befand, hatte die Brandung fast in demselben Augenblicke mit dem wachthabenden Offizier bemerkt. Da sie sich nicht unaufhörlich, sondern nur immer zwischen durch zeigte, so war es für die an dergleichen nicht gewöhnten Augen schwer zu bemerken, wenn der Blick vielleicht in demselben Augenblicke, wo die Brandung anschlug, nach einem anderen Punkte gerichtet war. Am folgenden Tage wurde eine Untersuchung über das Verhalten der Aus-

luger angestellt, und der auf der Fockraae, von dem es sich herausstellte, daß er sich dabei einer wirklichen Versäumniß hatte zu Schulden kommen lassen, erhielt eine passende Strafe. Ohnerachtet es nicht wohl glaublich ist, so ist es doch immer möglich, daß die von uns gesehene Untiefe und die auf den Karten verzeichnete, zwei verschiedene Riffe sind.'

Bald nach 8 Uhr des Morgens bekamen wir Haano und verschiedene andere Inseln, welche die Hapai = Gruppe, die mittelste von den dreien, welche den Tonga=Archipelagus bilden, in Sicht. Der spitzige regelmäßig gestaltete „Kaa" steckte seinen Gipfel hoch über den Horizont, und dicht dabei wurde die flache, wenn gleich hohe Josua mit ihrem rauchenden Vulkane sichtbar. Der schwache Wind erlaubte uns nur ihr ganz langsam zu nahen, aber am Mittage erschienen auch die beiden niedrigen Inseln Foa und Lefuka vor unseren Augen, welche durch Corallenriffe mit Haano zusammenhängen, und die drei westlich davon gelegenen kleinen Inselchen Ofu=langa, Uan=one und Hua=hogu, welche aus dem Meere wie grüne Hügel hervorstechen, zeigten sich gleichfalls. Sie sind mit hohen Cocospalmen dicht bewachsen, und der von ihren Stämmen gelassene Zwischenraum ist mit dichten Buschgewächsen völlig ausgefüllt; auf dem schmalen weißen Sandufer, von welchem der grüne Strand umgeben ist, wirft die Brandung ihren glänzenden Schaum empor.

Eine Schwede, mit Namen Brodin, ist eine Zeit lang als schwedischer und norwegischer Vice=Consul auf Tahiti angestellt gewesen, aber schon vor unserer Ankunft daselbst war er von dort nach Foa gezogen, wo er, dem Gerüchte nach, einer Oelfabrikation durch Auspressung der obigen Bestandtheile vorstehen sollte. Eine Anmeldung dieses Wechsels war bei der Abfahrt der Eugenie von Schweden noch nicht bei dem Commerce=Collegium angekommen, obgleich dieselbe von Brodin an dasselbe abgesendet war. Da unser Cours für alle Fälle in die Nähe der Tonga=Inseln führte, beschloß der Chef Foa anzulaufen, um nach Brodin zu hören, und gleichzeitig der Bereicherung unserer naturhistorischen Sammlungen eine noch bessere Gelegenheit zu schaffen.

Wir fuhren daher fort uns gegen den schwachen südlichen Wind zum Ankerauswerfen aufzukreuzen. Am Nachmittage wurde ein Kanot gesehen, welches scharf rudernd uns entgegenkam, und um $3\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags lag es auch schon längs unserer Seite. In demselben befanden sich zwei Eingeborene, von denen uns der eine in englischer Sprache seine Dienste als Lootse anbot, in welcher Eigenschaft er auch von uns angenommen wurde. Sein Kanot wurde unter die Mesanrüstung gehißt, um uns nicht im Wege zu sein. Der Lootse war ein Mann von dreißig und einigen Jahren, von etwas mehr als mittelmäßiger Größe, breitschultrig und von wohlgebildeten Gliedmaßen. Seine Gesichtszüge waren regel=

mäßig und konnten wirklich schön genannt werden, obschon die Nase ein klein wenig zu breit war. Die Hautfarbe war um sehr Vieles schwärzer, als es bei den Tahitiern gewöhnlich der Fall zu sein pflegte, und seine Art sich zu benehmen bildete ein sonderbares Gemisch von fröhlicher Gutmüthigkeit und feierlichem Ernste. Sein Begleiter war ein etwa zwanzigjähriger Jüngling mit Namen „Moje," dessen muntere Gemüthsart für alle an Bord Anwesenden eine wahre Belustigung wurde. Er war bei der Ankunft in eine Tracht von der allerleichtesten Art gehüllt, wurde aber an Bord gekleidet, und zeigte sich bald in weißen Pantalons, grünem Promenadenfracke und Hut. Natürlicher Weise ließ man es auch an einer Weste, einem Halstuche und den übrigen kleineren Kleidungsstücken nicht fehlen, und um ihn vollständig zu civilisiren, hatte sich auch Jemand belustigt ihm Handschuhe anzuziehen und eine blaue Brille aufzusetzen. So ausgesteuert kam er wieder auf das Deck und erregte dort ein allgemeines Gelächter, worin er übrigens selbst mit der liebenswürdigsten Naivetät einstimmte. Etwas später wurde er mit etwas Thee erfreut, wovon er sieben Tassen trank und eine dazu entsprechende Anzahl Schiffszwieback verzehrte. Am lächerlichsten erschien es jedoch sein Benehmen zu sehen, als er einer Uebung des Musikcorps beiwohnte. Unter allen Instrumenten war es die Baßposaune, die am meisten Gnade vor seinen Ohren fand; er betrachtete sie unablässig, nahte sich jedesmal dem Posaunisten, sobald er das Instrument zusammenzog, und zog sich rasch zurück, wenn es wieder ausgestoßen wurde, immer mit dem deutlichsten Ausdrucke der tiefsten Verwunderung in seinem Antlitze. Auch versuchte er sich selbst auf dem Waldhorne, was auf die Art zuging, daß er erst in das Mundstück blies, und dann rasch das Glockenstück an sein Ohr brachte, um recht auf die Ankunft der erwarteten Töne aufpassen zu können, ohne daß sie möglicher Weise seinem Gehöre entgehen könnten.

Inzwischen sank die Sonne schleunig, und als es bereits dämmerte, waren wir noch immer ein gutes Stück von dem Ankerplatze entfernt. Wir setzten unser Kreuzen fort, und gegen 7 Uhr des Abends nahte sich uns ein Boot, von welchem wir bald die Töne unserer Muttersprache erklingen hörten. Es war Herr Brodin, welcher uns entgegenkam, um uns Beistand bei der Einlootsung der Fregatte zu leisten, wie er uns auch davon unterrichtete, daß er angeordnet habe neben seiner Oelschlägerei ein provisorisches Leuchtfeuer zu errichten, welches wir denn auch in kürzester Zeit angezündet werden sahen. Der Wind zog sich nun immer mehr nach Osten herum, und wurde uns also günstig, jedoch mußten wir uns die Nacht über unter kleine Segel legen, da keiner unter den uns Lootsenden seiner Sache so recht sicher zu sein schien. Durch irgend ein Versäumniß erlosch auch das angezündete Feuer bald wieder, und

schon war die Rede davon, uns für den Rest der Nacht wieder in die See hinaus zu wenden, als das Loth, welches bisher nirgends den Grund erreicht hatte, anfing abnehmende Tiefe zu zeigen. Es erhob sich der Meeresboden nun rasch von fünfundvierzig bis zu dreißig Faden, dann bis zu zwanzig, und als darauf der nächste Wurf nur noch zwölf gab wurden die Anker ausgeworfen.

Am folgenden Morgen fanden wir, daß unser Ankerplatz keineswegs zu den besten gehörte. Der Fregatte zunächst zeigten sich wohl zehn bis zwölf Faden Tiefe, mit Grund von Corallensand, aber innerhalb einer Kabellänge, nach Osten und Nordosten zu, zeigten sich mehrere aus dem Meeresboden aufsteigende Corallenklumpen, über welchen sich nur noch zwei Faden Wasser zeigten. Die Fregatte würde also kaum Raum gehabt haben, windrecht vor südwestlichem Winde zu schwanken. Da jedoch solche hier nicht oft vorkommen und die Abfahrt auf den Abend angesetzt war, hielt unser Chef es für nicht der Mühe werth den Platz zu wechseln, sondern ließ die Besatzung sogleich damit anfangen das große Topp abzutakeln, um eine neue Bramsaling, die zur Reserve mitgenommen war, statt der bisher benutzten, die sich als baufällig herausgestellt hatte, auflegen zu lassen. Von unserem Ankerplatze aus wurde das nordwestliche Vorgebirge Haanos im Norden, und Huahogu im Nordwesten zum Westen ½ West gepeilt. Der rechte Platz ist weiter nach Südwesten hin, ungefähr in der Mitte vor der Oeffnung zwischen Foa und Lefuka. Unter den während d'Urvilles Expeditionen in den Jahren 1837—1840 aufgenommenen Karten, befindet sich eine specielle dieser Gegend.

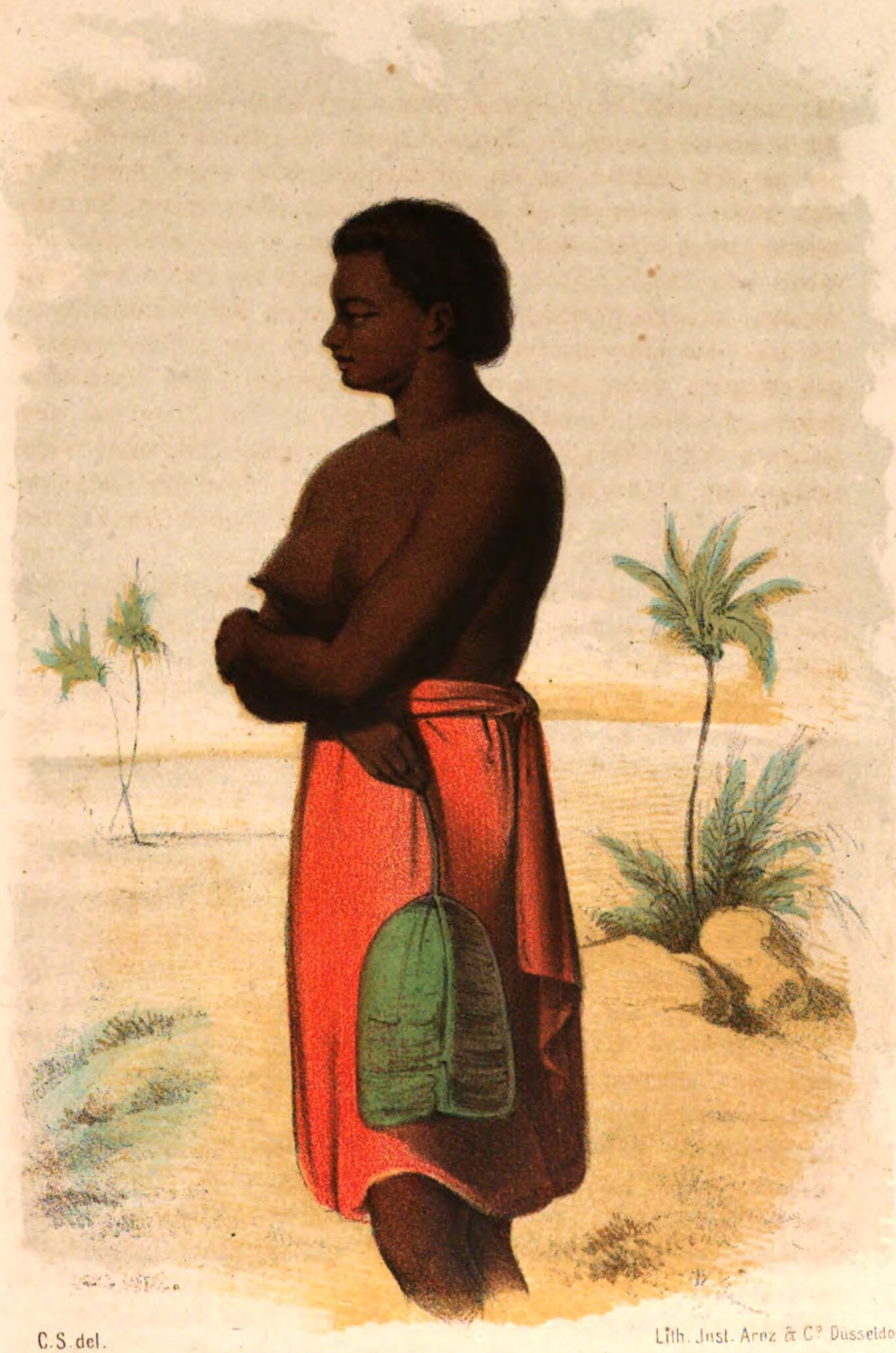
Haano, Foa und Lefuka sind von fast gleicher Größe und werden durch ein Corallenriff vereinigt, welches ihre Strande umkränzt, nur eine Strecke, in der Richtung von ungefähr Nordost nach Südwest, offen lassend. Zwischen den beiden erstgenannten liegt die kleine Insel Nongamamu, und südlich von der letzteren noch mehrere andere Inselchen. Nach Westen treten, außer Huahogu und deren beiden Nachbaren noch verschiedene kleine Inseln von gleichartiger Beschaffenheit hervor, und weiter fort sieht man Kaa und Jofua sich erheben. Sowohl Foa, wie die beiden dicht daneben liegenden Inseln sind ganz niedrig, aber die hohen Bäume, mit welchen sie bewachsen sind, machen es, daß sie schon in ziemlicher Entfernung sichtbar sind.

Natürlicher Weise zögerte man nicht lange damit sich an das Land zu begeben und den Ort in Augenschein zu nehmen; zu unserem Unglücke war aber das schöne Wetter einer unbehaglichen Veränderung unterlegen, indem heftige Regenschauer sich unangenehm fühlbar machten, und bald die ganze Insel in einen Schmutzpfuhl verwandelt hatten. Sonst gehören die Spaziergänge, welche dieselbe darbietet, zu den anmuthigsten, die man

sich denken kann, und die hohen Bäume schützen den darunter Wandelnden vollkommen gegen die Sonnenstrahlen. Die Bäume und Gewächse sind ungefähr dieselben, wie die auf den schon beschriebenen Inseln. Eine Art großer Bäume mit ungeheuren und sehr häufig hohlen Stämmen erschien uns jedoch als neu, und glaubten wir sie noch nicht gesehen zu haben. Auf kleinen abgeräumten Stellen standen die Hütten der Eingeborenen, die sich in bedeutendem Maaßstabe von den tahitischen unterscheiden. Sie haben nämlich in der Mitte einen offenen Durchgang und auf jeder der Seiten desselben eine kleine Kammer. Das Baumaterial besteht aus einem Flechtwerke von Blättern und Rohr, das an einen hölzernen Stiel befestigt wird. Die eben erwähnten Oeffnungen werden je nach dem Bedürfnisse mit Matten geschlossen. Man sah eine Menge Ferkel um die Häuser herumstreifen, und in allen Büschen flogen Hühner in halbwildem Zustande umher.

Mit einem entlaufenen Matrosen eines amerikanischen Schiffes, einem Mulatten, seiner Färbung nach, der sich einige Zeit auf dieser Insel aufgehalten hatte und der Einwohner Sprache mächtig war, als Wegweiser und Dolmetscher an der Spitze, besuchten wir verschiedene der Häuser, um Ferkel für die Verbesserung unserer Küche einzuhandeln. Von dem Regen überrascht nahmen wir unsere Zuflucht zu ein Paar jungen Damen, und beschlossen bei ihnen ein Frühstück nach polynesischer Art einzunehmen. Unser Mulatte wurde daher abgesendet, um Brodfrüchte, Bananen und ein Huhn anzuschaffen, welches letztere er mit einem Bogen, der Waffe, welcher man sich hier zur Jagd bedient, schießen mußte. Eine der hauptsächlichsten Belustigungen der Vornehmen ist es, mit demselben Jagd auf die großen Ratten anzustellen, an denen die Inseln großen Ueberfluß leiden. Unsere Mahlzeit wurde ganz auf die gleiche Weise zubereitet, wie wir sie schon einmal, als auf Tahiti gebräuchlich, geschildert haben, und wir müssen gestehen, daß die Vegetabilien sehr schmackhaft waren, besonders die Frucht des Brodbaumes, welche fast völlig den Mandelkartoffeln an Geschmack gleicht. Ein Paar Bananenblätter leisteten Dienste als Tischtuch und gleichzeitig als Teller, und der Wirth des Hauses zerlegte mit makelloser Geschicklichkeit das Huhn mit seinen Händen; denn der Gebrauch des Vorschneidemessers ist ebensowenig schon bis hierher gedrungen, wie die Anwendung anderer Geräthschaften, um die Speise zum Munde zu führen. Die Mahlzeit wurde mit Wein niedergespült, den wir von der Fregatte mitgebracht hatten, und den die Bewohner des Hauses keineswegs zu verachten schienen, sondern sich ihn im Gegentheile recht gut schmecken ließen, sowohl die Herren, als die Damen. Wir müssen aber diese erst dem Leser vorstellen.

Bei unserer Ankunft fanden wir nur zwei junge Mädchen zu Hause;


C. S. del.

Lith. Jnst. Arnz & C? Düsseldorf.

MÄDCHEN VON FOA
(Tonga-Oarne)

sie empfingen uns indessen sehr freundlich und ungenirt. Die eine war von sehr gutem Aussehen und trug den klassischen Namen Lydia. Sie war ein ziemlich getreuer Typus des tongesischen Weibes, das sehr viel von seinen Schwestern auf Tahiti und den hawaiischen Inseln besitzt, ohne jedoch deßhalb so schön zu sein, als die an dem ersteren, oder so häßlich, wie die an dem letzteren Orte. Dieselbe grobe Bildung um die Achseln wird hier bemerkt, aber die meisten jungen Weiber hatten ausgezeichnet wohl geformte Arme und Hände. Den niederen Extremitäten wird durch das so übliche huckende Sitzen in Bezug auf ihre Bildung sehr geschadet. Eine ungewöhnliche, sehr spitze Form der Brust sieht man häufig vorkommen. Das Haar wird abgeschnitten getragen, und die ganze Kleidung besteht, außer einigen kleinen Zierrathen, nur aus einem um den Leib gewickelten Stücke Tapa oder baumwollenem Zeuge. Die Farbe der Haut ist dunkelrothbraun, und die Tätowirung scheint nicht im Gebrauche zu sein. Bei feierlichen Gelegenheiten wird das Haar in die Höhe frisirt und mit Kalk gepudert, welche Operation wir von den beiden jungen Mädchen an einem ebenfalls jungen Herren ihrer Bekanntschaft, der in gleicher Absicht, wie wir, nämlich gegen den hereinbrechenden Regen Schutz zu suchen, in dieses Haus zum Besuche gekommen war, ausführen sahen. Nachdem wir den beiden hübschen Mädchen unsere Wiedervergeltung durch einige kleine Geschenke bezeugt hatten, setzten wir unsere Wanderung fort und geriethen dabei unter einen großen Haufen Menschen beiderlei Geschlechtes, die sich an den Strand begaben, um die Fregatte zu betrachten. Größere Fahrzeuge laufen nur selten diese Inseln an, so daß die Ankunft eines solchen jederzeit sehr viel Aufsehen erregt.

Nachdem wir etwa eine Stunde umhergewandert waren, wendeten wir uns wieder nach unserem Landungsplatze vor Herrn Brodins Wohnung, vor der eine Menge Menschen versammelt waren, von denen Viele Ferkel, Hühner und Früchte zum Verkaufe mitbrachten. Wir besahen nun die Einrichtung seiner Oelschlägerei. Sie wurde durch Dampfmaschienen getrieben, zu deren Feuerung die äußere Haut der Cocosnüsse verwendet wird. Die Nüsse werden mittelst einer Säge querüber auseinander geschnitten, und eine Art Bohrer gräbt sodann den Kern heraus, aus welchem das Oel bereitet wird. Ungeheuere Haufen von Nüssen lagen hier aufgestapelt. Dieselben werden theils direct von den Inselbewohnern aufgekauft, theils auf die Art gewonnen, daß für eine Menge kleinerer Vergehungen gegen bestimmte Gesetze, wie zum Beispiel meistentheils die Uebertretung des sechsten Gebotes, als Strafe und Buße festgesetzt ist, eine gewisse größere oder kleinere Anzahl Nüsse einzusammeln und nach der Oelschlägerei zu transportiren. Diese durch Urtheilssprüche gesetzlichen Bußen kommen eigentlich dem Gouverneur der Insel zu, doch hat

Herr Brodin gegen eine Geldentschädigung den Vortheil, der aus denselben erwächst, von ihm gepachtet. Es ist natürlich der Einfluß der Missionäre, der diese nützliche Bestrafungsart in's Leben gerufen. Zwei derselben des methodistischen Bekenntnisses befinden sich nämlich auf Lefuka und mehrere auf Hafuluhu und Tongatabu, auf welcher letzteren der König der ganzen Tangagruppe seine Residenz hat. Sowohl auf den Hapaä, als auch auf den Hafuluhu-Inseln sind nun schon so viele der Eingeborenen zu Christen bekehrt, daß die Zahl der übrigen heidnisch gebliebenen höchst unbedeutend ist, aber auf Tongatabu wird noch eine starke heidnische Partei gefunden, und im Anfange des Jahres 1852 entstand dort ein heißer Kampf, in welchem der jetzige Gouverneur von Lefuka zwei Musketenschüsse erhielt, von denen der eine noch nicht ganz geheilt war.

Dasselbe Schiff, welches vor mehr als einem halben Jahrhunderte die ersten Missionäre nach Tahiti brachte, ließ auch nicht weniger, als zehn derselben, auf Tongatabu zurück. Ein Paar Jahre später wurden sie von den Eingeborenen angegriffen, welche drei von ihnen tödteten und die übrigen verjagten. Wir wissen es nicht, zu welchem Zeitpunkte dann das Missionswerk auf's Neue wieder angefangen ist, doch muß es so um das Jahr 1820 herum gewesen sein, denn seit dieser Zeit findet man in vielen Reisebeschreibungen Erwähnungen der auf diesen Inseln herrschenden Religionskriege. Der Chef der englischen Corvette Favorite, Capitain Croker, nahm im Jahre 1839 die Partei des christlichen Königs Georg, als er aber einmal an's Land fahren wollte, wurde sein Boot so von den Heiden, die eine kleine Batterie nahe bei Nukalofa angelegt hatten, beschossen, daß Croker durch eine Kanonenkugel seine Todeswunde empfing. Sein Nachfolger im Befehle hielt es nicht für gehörig sich in diese Angelegenheiten zu mischen, und segelte ruhig seines Weges. Kurze Zeit darauf wurden die Inseln von der amerikanischen Expedition unter Wilkes besucht. Die Schilderung, welche dieser sonst so warme Freund und Bewunderer der Missionäre von der Unverträglichkeit der Prediger auf Tongatabu macht, ist keinesweges recommandirend. Er übernimmt auf das Entschiedenste die Vertheidigung der heidnischen oder der sogenannten Teufelspartei, und giebt an, daß sie den Christen durchaus nichts Böses hätten zufügen wollen, sondern nur freie Religions-Ausübung für sich gefordert haben, was ihnen die Missionäre nicht hätten zugestehen wollen, wie sie auch gleichfalls mehrere an und für sich ziemlich unschuldige Dinge, wie das Tabakrauchen u. d. m. als heidnische Abgötterei und Sünde dargestellt und verboten hätten. Wilkes glückte es auch eine Versöhnung zwischen beiden Parteien zu Stande zu bringen, und er hebt die Fügsamkeit und den guten Willen der Heiden, als einen gewaltigen Contrast

gegen die Hartnäckigkeit und Unduldsamkeit der Christen hervor. Möglicher Weise kann aber der Umstand, daß die Missionäre Engländer und nicht Amerikaner waren, einen Einfluß auf sein Urtheil über dieselben gehabt haben, doch wollen wir dies jedoch nicht annehmen.

Der Charakter der Tongesen soll, nach der Aussage mancher Reisenden, bedeutend verschieden von denen der Tahitier sein. Schon in ihrer Haltung und Lebensweise zeigen sie sich von ganz anderer Beschaffenheit; der Letzteren Fröhlichkeit ist bei ihnen gegen einen gewissen würdigen Ernst vertauscht, der jedoch keinesweges eine große Gutmüthigkeit ausschließt. Der Tongese soll auch weit arbeitsamer und weniger ausschweifend, als der Tahitier sein, wird aber statt dessen des Geizes und der Ungefälligkeit beschuldigt, wie man auch behaupten hört, daß unter der angenommenen und zur Schau getragenen Gutmüthigkeit oft Falschheit verborgen liegt. Bis zu welchem Grade dieses Urtheil gegründet ist, können wir natürlicher Weise nach dem Aufenthalte von nur einem Tage nicht sagen, aber das schien uns gewiß zu sein, daß die hiesigen Frauen beständiger sind, als die auf Tahiti, obgleich dies auch möglicher Weise eine Folge von der Gewissenhaftigkeit und Strenge sein kann, mit der hier die Polizei gehandhabt wird, um die Fehlenden zu den vorher erwähnten Bußen des Cocosnußsammelns zu verurtheilen. Vollkommener Mangel an Verführerinnen herrschte übrigens auch hier nicht. Das Wenige, was wir Gelegenheit hatten von den Sitten des Volkes zu erfahren, gab einen ganz verständlichen Begriff derselben, und Herr Brodin, der sich doch schon längere Zeit auf Foa aufgehalten hatte, rühmte ihre Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit.

Am Nachmittage wurde es lebhaft an Bord. Während wir, so gut es irgend gehen wollte, damit beschäftigt waren, die gestrichene Stenge wieder neu aufzusetzen, kam erst der Bruder des Königs Tongatabu, und sodann der Gouverneur von Lefuka, jeder in seinem großen Doppelkanot von dreißig bis vierzig Ellen Länge und von einer entsprechend großen Anzahl Kerle gerudert. Das Eine von den beiden Kanoten, welche ein solches Fahrzeug bilden, ist etwas größer, als das andere, und sie werden durch ein über beide hinwegreichendes Deck zusammengehalten, auf dem ein kleines Haus errichtet ist. Die Bewegung wird theils durch Rudern auf den beiden Seiten, theils durch zwei große Wrickruder*), die zwischen den beiden Booten eingesteckt und von mehreren Männern gedreht werden, erzeugt. Außer den Rudernden folgten dem Besucher noch eine

*) Wricken ist die mit einem über das Hintertheil des Bootes hinausgesteckten Ruder, das von einer Seite zur anderen gedreht wird, erzeugte Bewegung.

Der Uebersetzer.

Menge Passagiere beider Geschlechter, in ihre zierlichsten Kleidungen gehüllt. Die Gesellschaft schien sich auf eine längere Abwesenheit bereit gemacht zu haben, denn ein Paar ganze gekochte Schweine lagen in den beiden Booten vor dem erwähnten Hause. Die meisten der Männer waren über drei Ellen lang, und ein Paar erreichten sicher dreizehn Quarter; sie waren sämmtlich ausgezeichnet schön gestaltet, und ihre Glieder legten, wenn gleich sie keineswegs grob waren, ein Zeugniß der größten Stärke ab. Ihre Muskeln fühlten sich auch viel fester, als die der Inuer und Tahitier an, und die Farbe der Haut war dunkler. Das Haar wurde theils schlicht herunterhängend getragen, theils frisirt, und die ganze Bekleidung bestand aus einem schmalen Gürtel, maro, um die Hüsten, ihre Haltung war ernst und stolz, auch wurde kein Versuch zur Mauserei bemerkt, obschon es keineswegs dazu an Gelegenheit fehlte.

Der Gouverneur auf Lefuka war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, von mittelmäßiger Länge, aber stark gebaut und hatte ein besonders vortheilhaftes Aeußere. Sein Gesicht konnte vollkommen wohlgebildet genannt werden, wenn schon die Nase etwas breiter und die Lippen etwas dicker waren, als es bei der weißen Raçe gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Das Profil der Nase war gebogen, und in einer kleinen Entfernung betrachtet, glich der Mann vollkommen einer Broncestatue irgend eines römischen Feldherrn. Sein Haar war mit der äußersten Sorgfalt in die Höhe frisirt, und die Kleidung bestand aus einem Hemde und einer weiten Schürze von weißem baumwollenen Zeuge, beides von der ausgesuchtesten Reinheit. Wie wir schon erwähnt haben, war er einige Monate vorher auf Tongatabu schwer verwundet worden; eine Kugel hatte von der einen Seite zur anderen seine „partes posteriores" durchbohrt, und eine andere war quer durch die linke Schultermuskel gedrungen, jedoch außen um die Armröhre herumgegangen. Diese letztere Wunde war noch nicht geheilt, so daß er in Folge derselben den Arm in der Binde tragen mußte. Die Art des Mannes sich zu benehmen war sehr einfach und würdevoll. Seine eheliche Hälfte sah ungemein gutmüthig aus, erschien aber neben ihrem stattlichen Manne etwas alltäglich, und ihre Tracht, die aus einem gelben, blumigen Kleide, dessen Farben durch wiederholtes Waschen ein Wenig ausgebleicht waren, war auch durchaus nicht geeignet dem Auge zu gefallen. Außer vielen anderen jungen Damen bemerkten wir auch unsere kleine Bekannte vom Vormittage her, Mademoiselle Lydie, welche sich jetzt in einen feinen, kurzen, rothen Spenzer mit sehr kurzen Puffärmeln gekleidet hatte. Diese Letzteren waren etwas zu eng, so daß das blühende Fleisch der schönen Arme reizend unter dem Aermelzeuge hervorquoll. Auch reichte ihr der Spenzer nicht so ganz um den schwellenden Busen herum, so daß sie sich genöthigt sah diesen den



C. S. del. Lith. Jnst. Arnz & Cº Düsseldorf.

HÄUPTLING AUF LEFUKA.

Blicken aller Anwesenden Preis zu geben; da dieses jedoch in ihrem Alltagscostüme stets der Fall ist, so fand sie sich auch mit großer Seelenruhe in dieses Schicksal. Unter dem Spenzer befand sich noch eine leichte Schürze, die ganz einfach aus einem um den Leib gewickelten Stücke weißem Tapa bestand, was bis auf das Schienbein hinabreichte. Das junge Mädchen mit ihren frischen runden Gliedern, ihrem fröhlichen und freundlichen Antlitze und der primitiven Tracht bildete einen wirklich anziehenden Gegenstand für die Blicke, und mehrere andere der Mädchen gaben ihr im Aussehen wenig nach. Eine einzige unbehagliche Sache müssen wir doch von sämmtlichen Damen bemerken, nämlich der entschiedene Geruch nach verdorbenem Cocosnußöl, welcher sich auf eine weniger angenehme Art in ihrer Nähe verbreitete; aber vielleicht gewöhnt man sich bald an diesen Parfüm, und findet ihn sodann noch reizender, als einen der allermodernsten von Guelaud, Violet oder irgend einem der anderen Orakel in Betreff der Wohlgerüche, die in Frankreichs Hauptstadt thronen.

Sowohl der Gouverneur, als auch seine Gattin, und der größte Theil der nicht mehr jungen Leute unter unseren Gästen, hatten sich ein oder ein Paar Glieder des kleinen, oder des nächst dabei liegenden Fingers abgehauen. Andere hatten größere oder kleinere Narben symmetrisch auf beiden Armen oder Schultern placirt. Es schienen sowohl Narben von Wunden zu sein, die mit schneidenden Instrumenten hervorgebracht waren. als auch solche, wie sie nach größeren Brandschäden zurückzubleiben pflegen; diese letzteren sollen durch ein stark ziehendes Mittel hervorgebracht werden. Alle diese Verstümmelungen oder Wunden sind Zeichen der Trauer und des Schmerzes über den Tod der Häuptlinge, Freunde oder Angehörigen, und zuweilen werden auch aus dergleichen Ursachen ein Paar Vorderzähne ausgeschlagen. Die Missionäre haben diese Selbstmißhandlungen als verbrecherisch erklärt, ohne daß es ihnen jedoch geglückt sei, sie gänzlich abzuschaffen.

Ein bei dem Herrn Brodin angestellter Schwede, mit Namen Högström, war auch in Gesellschaft eines Engländers, der einen kleinen Schooner führte, mittelst welchen das in der Oelschlägerei gewonnene Oel nach Tahiti geschickt wird, um von dort aus nach Europa verschifft zu werden, an Bord der Eugenie gekommen. Beide brachten ihre Frauen mit sich, von denen die erste aus Tahiti war, die letztere aber von Anaa oder der Ketten-Insel, einer aus der Paumotu- oder niedrigen Inselgruppe. Frau Högström sah höchst anmuthig aus, und war mit einem Kleide von weißem Seidenzeuge bekleidet, welches jedoch dem Schnitte nach den gewöhnlichen schon beschriebenen auf dieser Insel gebräuchlichen glich. Die andere war das einzige Exemplar der Bevölkerung von den Paumotu-Inseln, welches wir zu Gesicht bekamen, und uns daher als solches höchst interessant. Die Gesichtszüge waren in der Hauptsache

ganz dieselben, wie die der übrigen Polynesier, aber die sehr hervorstechenden Backenknochen und die starke Verschmälerung der Stirn nach oben zu, gaben dem Gesichte die Form eines Quadrates, dessen Diagonale lothrecht steht. Die Augen waren groß und lebendig, und die Haut dunkler, als die unter den Tahitiern gewöhnliche Farbe, insbesondere spielt dieselbe auch mehr in's Röthliche hinein. Ihre Hände waren klein und nett; längs der Außenseite der Fingern lief ein schmaler tätowirter Rand. Keins von den beiden Weibern sprach eine verständliche Sprache, beide waren aber weit genug in der Civilisation vorgeschritten, um mit Entzücken Bier mit hineingemischtem Zucker zu trinken.

Unter den vielen Männern, welche an Bord unserer Fregatte waren, zeigte man uns ein Paar von den Fidji-Inseln und Einen von der Samoa-Gruppe. Wir konnten bei der Unruhe der Gesellschaft und in dem Gedränge keine näheren Vergleiche zwischen ihnen und den Tongesen anstellen, und auf den ersten schnellen Blick hin war der Unterschied unmerklich, außer daß die Tamoer rothbraunes Haar hatten, welche Farbe jedoch auf eine künstliche Weise hervorgebracht worden sein soll. Mittelst der großen Kanots wird eine ziemlich lebhafte Gemeinschaft zwischen den Tonga- und den Fidji-Gruppen unterhalten. Die Bewohner der ersteren fahren oft zu den letzteren hinüber, um sich dort ein Paar Jahre aufzuhalten, an einem oder dem anderen Kriege Theil zu nehmen, und sodann wieder nach ihrer Heimath zurückzukehren, wo sie darauf natürlich als weitgereiste Leute angesehen und hochgeschätzt werden. Die Fidji-Bewohner hegen hohe Ehrfurcht vor den Tongesen, sowohl wegen ihrer großen Sauberkeit und sittlichen Lebensweise, als auch wegen ihres feineren Welttons, und ihrer Tapferkeit, und die letzteren reden auch wieder mit sehr viel Hochachtung von den ersteren. Das Genießen von Menschenfleisch ist auf Tonga schon seit sehr langer Zeit außer Gebrauch gekommen, jedoch wird behauptet, daß diejenigen unter den Söhnen derselben, welche Theil an den Kriegen auf den nächstliegenden Inselgruppen nehmen, es nicht immer verschmähen sollen an den nach den Siegen daselbst unausbleiblichen kannibalischen Mahlzeiten Theil zu nehmen. Die Fidji-Inseln sind bis in die allerjüngste Zeit hinein sehr unvollständig bekannt gewesen, aber seit etwas mehr als zehn Jahren hielt sich die amerikanische Expedition unter Wilkes dort auf die Dauer von mehreren Monaten auf. Die von ihm gesammelten Angaben über das Genießen von Menschenfleisch sind in der That ungeheuer, und man kann ihre Wahrheit nicht füglich bezweifeln. Die Expedition vermißte zwei ihrer Offiziere, welche, wie sich herausstellte, auf der kleinen Insel Malolo von den Eingeborenen getödtet wurden, denen es jedoch nicht glückte im Besitze der Leichen zu bleiben. Wilkes bestrafte die Mörder mit äußerster Strenge, aber er giebt auch

deutlich seine Unzufriedenheit über das unvorsichtige Verfahren der Ermordeten zu erkennen, was ohne Zweifel die Ursache zu dem sich ereignenden Auftritte war, und ihn also in die unangenehme Alternative versetzte, entweder denselben blutig zu rächen, oder durch Straflosigkeit die Raubgier und den Uebermuth der Wilden noch zu steigern.

Sowohl am Bord der Fregatte, als auch am Lande war den ganzen Tag hindurch ein lebhafter Handel, sowohl mit Nahrungsmitteln, als auch mit anderen Gegenständen getrieben worden. Die ersteren bestanden vorzüglich in Schweinen, Hühnern, Brodfrüchten, Yams und Bananen, die letzteren in Fischereigeräthschaften, Speeren, Keulen, Tapa und verschiedenen Kleinigkeiten. Der Gouverneur gab einem der Offiziere ein Paar ganz schöne Tapamatten als freundschaftliches Geschenk, und erhielt natürlich allerlei Kleinigkeiten als Gegengeschenk. Geld war zwar unter den Eingeborenen schon bekannt, jedoch zogen die meisten unter ihnen baumwollene Stoffe, Messer, Aexte oder andere Eisensachen als Bezahlung vor. Bouteillen und Flaschen wurden sehr gewürdigt, aber Angelhaken fanden keinen Abgang. Für Glasperlen konnte man höchstens noch einige Früchte oder etwas kleine Zierrathen erhalten; aber die Mädchen zeigten sich sehr zufrieden, wenn sie dergleichen als Geschenk bekamen.

Unter allen dem störenden Lärm und Hinderniß, der, wie man es sich leicht vorstellen kann, während dieser mannigfachen Besuche am Bord der Eugenie herrschte, wurde doch die unter den Händen befindliche Arbeit fertig, und kurz vor Anbruch der Dämmerung dann die ganze Gesellschaft an's Land zurückgewiesen. Um 6 Uhr Nachmittags lichtete die Fregatte die Anker und hielt westwärts, um nördlich um die Inseln Niniva, Fotua und mehrere andere herum zu gehen, bevor diese passirt waren, wurde es schon dunkel, aber wir hatten doch, nach der Karte zu urtheilen, reines Fahrwasser vor uns bis Tofua vorüber, von welchem unser Cours südwärts gesetzt wurde.

Der Wind war den ganzen Tag über östlich und mäßig frisch, und das Wetter bewölkt und regnicht, doch hatten wir kein bedeutendes Sinken im Barometerstande bemerkt. Wohl war das Quecksilber vom Morgen ab bis zu 3 Uhr des Nachmittags gefallen, doch gehört dies zu den unter diesen Breitengraden ganz gewöhnlichen täglichen Oscillationen, und von 3 Uhr bis gegen 6 Uhr Nachmittags war es wieder gestiegen, damit hielt es an bis gegen 9 Uhr Abends, wo es dann wieder allmählig zu fallen begann. Es zeigte sich auch durchaus keine Störung in diesem täglichen Gange. Kurz nach Sonnenuntergang fing es jedoch an zu blitzen, und zwar im Nordwesten, und um 9 Uhr Abends frischte sich der Wind schnell auf, indem er sich mehr nördlich zog. Um 9½ Uhr blies er mit heftigen Regenschauern aus Nordnordwest, und die Fregatte drang

ungestüm und mit schäumender Geschwindigkeit durch das Wasser. Das Großsegel war aufgegeit und das Marssegel herabgelassen, um gerefft zu werden, als der Wind um 10 Uhr quer über nach Südwest herumwarf und die Fregatte flach von hinten packte. Es wehte nun eine ganze Weile steif, mehrere Striche nach beiden Seiten herumwerfend, der Regen stürzte in Strömen herab, und das Auge von den schnell aufeinander folgenden und starken Blitzen geblendet, konnte nicht das Geringste von den uns umgebenden Gegenständen erkennen. Um 11 Uhr hielten wir nordwestwärts bei dem Winde vor Backbord-Halsen; der Regen hatte nun aufgehört, und Tofua zeigte sich gerade vor uns. Uns südwärts zu legen hätte geheißen die Fregatte zwischen die Inseln und Riffe zu werfen; also war nichts Anderes zu thun, als nach Osten gegen Tofua und Kaa zu halten, woselbst das Fahrwasser nach d'Urvilles Karten vollkommen rein ist. Während die Fregatte mit starker Geschwindigkeit in mäßiger Entfernung von dieser Insel nach Norden zu vorschritt, wurde der Ausleger auf dem Gangbord der Steuerbordsseite, der Bootsmann Törning, gerade vor uns und in einem weiten Bogen Brandungen gewahr. Jeder von uns, der seinen Ruf vernahm, wurde wohl etwas erschreckt, denn das Vorhandensein der Brandungen hatte uns einen Beweis von der Unzuverlässigkeit der Karten gegeben, und also war unsere Lage jetzt in der Finsterniß ganz unbehaglich. Viele Augen wurden also nach der angegebenen Seite gerichtet, und es zeigte sich sogleich, daß sich der Kerl geirrt und den schäumenden Kamm einer Woge für Brandung angesehen hatte. Um Mitternacht wehte der Wind frisch aus Süden her, eine Stunde später mäßig aus Südost, und kurz darauf wurde er ganz still. Die Blitze wurden bis 10 Uhr Abends in Nordwesten gesehen, nach dieser Zeit im Osten und hielten, obschon mit abnehmender Stärke bis ein Paar Stunden nach Mitternacht an.

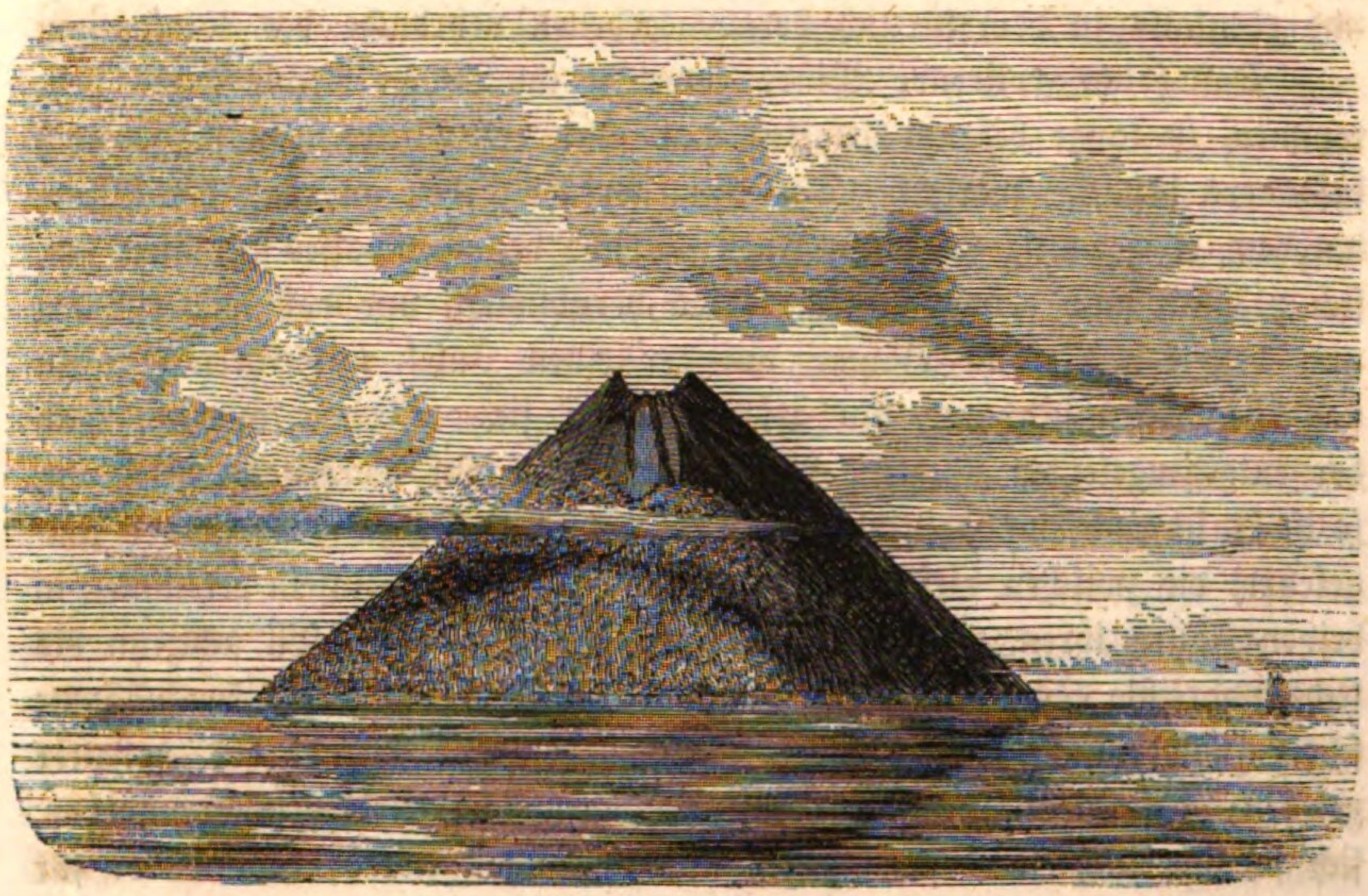
Obschon dieses Windphänomen weder ein gewaltiges, noch ein sich im großen Maaßstabe zeigendes war, so trug es doch deutlich alle die Eigenschaften eines sogenannten Cyklon's oder rotirenden Windes. — Dieser Name ist hier den wirbelnden Winden von größerem oder geringerem Wirkungskreise gegeben, die gemeiniglich Orkane, im chinesischen Fahrwasser Typhone, auf der afrikanischen Küste Tornades genannt werden, deren Letztere in ihren Wirkungen auf weniger ausgedehnte Grenzen beschränkt sind, und mit denen der hier beschriebene eine unverkennbare Aehnlichkeit hat. Wir werden weiter unten, nach unserer Ankunft auf Mauritius, diesen Stoff etwas weitläuftiger berühren, wenn gleich nur vom historischen Standpunkte, weil eine Darstellung der Natur und der Bewegungen des Orkanes selbst weder in dieser Arbeit an ihrem Platze ist, noch der Verfasser sich im Stande sieht diesen Stoff auf eine zweckentsprechende Art

darzustellen. Der ausgezeichnete Meteorologe, Professor und Akademiker Dowe in Berlin, ist als Schöpfer der Theorie der rotirenden Winde zu betrachten, die ganz und gar aus den beobachteten Phänomenen hervorgeht, wenn schon Ein und das Andere bisher noch nicht völlig zufriedenstellend aus dieser Theorie erklärt werden kann. Auf practischem Wege ist dieser Stoff vorzugsweise von den Amerikanern Redfield und den Engländern Reid und Piddington bearbeitet worden, so wie auch eine Menge vereinzelter Schriften darüber herausgekommen sind. In den meisten neueren Lehrbüchern der Meteorologie findet sich dieser Stoff auch berührt, und ebenfalls in dem kürzlich herausgegebenen Lehrbuche der Navigation.

Daß solche rotirende Winde zuweilen im Tonga-Archipelagus vorkommen, ist lange bekannt gewesen, und auch von Wilkes neuerdings noch besonders bestätigt worden. Die Eingeborenen geben an, daß der Wind, nachdem er gewaltig aus dem einen Striche des Compasses geblasen hat, sich plötzlich nach dem entgegengesetzten herumwirft, und daß während ein und desselben Orkans Bäume auf der einen Insel mit ihren Gipfeln nach der einen Richtung hin gefallen sind, sie auf einer anderen nach der entgegengesetzten stürzten. Wenn der Orkan auf Tongatabu heftig ist, so ist er schwach auf Hafuluhu, und im entgegengesetzten Falle gerade umgekehrt; die zwischen diesen genannten liegenden Hapaii-Inseln bekommen in beiden Fällen ihren tüchtigen Antheil. Das Phänomen soll achtzehn bis sechsunddreißig Stunden anhalten und durch Zerstörung der Fruchtbäume schon Hungersnoth erzeugt haben. Wir haben eine Angabe des Inhaltes gesehen, daß diese Cyklonen damit anfangen aus Nordwest herzuwehen, sich sodann nach Nordosten ziehen, und in Südost enden; dies würde für das Centrum eine Bewegung von Südwest nach Nordost andeuten, was jedoch schlecht mit der angenommenen Theorie übereinstimmt. Können die Inseln eine solche Abweichung verursachen, oder sind die Beobachtungen fehlerhaft?

Nachdem wir darauf einige Stunden in Windstille gelegen hatten, bekamen wir am 2. Oktober einen schwachen nordwestlichen Wind, mit welchem wir nur sehr langsam nach Südwest vorschritten. Das Wetter wurde später am Tage wahrhaft entzückend, bei einer Temperatur der Luft von 26 bis 27 Grad und des Meeres von ungefähr 25 Grad. Nach einer guten Beobachtung von 8 Uhr des Morgens mußte die Spitze von Kaa unter 175° 5′ westlicher Länge liegen, während sie nach den französischen Karten unter 175° 0′ westlicher Länge, und nach den Angaben von Wilkes unter 175° 10′ liegt. Unsere Länge ist hier also 5′ westlicher als die der Franzosen, bei Haano war der Unterschied in gleicher Richtung 6′; die Uebereinstimmung kann also eine gute genannt werden. Zur Mittagszeit wurde Kaa im Südosten in einer Entfernung von acht Meilen (anderthalb schwedische) gepeilt. Es zeigt diese Insel auf's deut-

lichste ihre vulkanische Bildung, und ist ihrer Form nach ein fast vollkommen regelmäßiger Kegel, nach oben zu etwas abgestumpft, und nach unten zu lothrecht in's Meer abfallend, welches auf allen Seiten bis zu dem Strande die größte Sturztiefe hat. Das untere Gestein ist von röthlicher Farbe, aber oben darüber sind die Abhänge mit Bäumen und Gebüsch, bis zu ungefähr zwei Drittel der Höhe, überwachsen, von wo ab dann der kahle schwarze Fels wieder hervorsticht. Verschiedene Furchen laufen von der Spitze des Berges bis zu seinem Fuße hinunter.



Kaa.

Tofua ist ihrer Form nach fast quadratisch, hat flache Gipfel und steile Seiten, und auf ihrer nördlichen Ecke einen rauchenden Vulkan, dessen feurigen Schein wir in den Nächten sahen. Wahrscheinlich war es nur der von den über dem Vulkane schwebenden Dämpfen reflektirte Schein von dem in seinem Innern flammenden Feuer, den unsere Augen erfaßten. Es wurden zur Ergründung der Höhe der beiden Inseln Messungen veranstaltet. Drei sehr wohl übereinstimmende gaben für Kaa fast 4000 schwedische Fuß, und zwei weniger gut passende für den Vulkan von Tofua 3500 bis 4000. Beide Inseln sind unbewohnt und fast ganz unzugänglich.

Am folgenden Tage, den 3., mußten wir bis weit in den Vormittag hinein in Windstille liegen, und bekamen nur einzelne herumlaufende Windstöße aus Südwest; zur Mittagszeit waren noch immer die beiden erwähnten Inseln in einer Entfernung von vierzig Meilen (sieben schwedische) in

Sicht. Gegen Abend zog sich der Wind nach Süden, und am 4. konnten wir endlich eine kleine Fahrt mit einer sehr veränderlichen südöstlichen Briese machen. Am 5. um 8 Uhr Morgens bekamen wir die Oeo-Inseln in Sicht, und waren ihnen gegen Mittag schon ganz nahe; um 12½ Uhr Nachmittags sprang der Wind in einem Regenschauer von Nordosten nach Westsüdwest herum, und hielt so an bis zum Abend, wo sich der Himmel mit einer mäßigen Briese von Norden aus aufklärte. Das regnichte Wetter hinderte alle Beobachtungen über die Lage der Inseln, welche jedoch nach der Berechnung denselben Unterschied zu ergeben schien, wie die von Haano und Kaa. Die Strömung hatte in den beiden letzten vierundzwanzig Stunden uns um siebenundvierzig Meilen (acht schwedische) gerade nach Norden hin versetzt; eine solche Versetzung wäre fast die Ursache geworden, daß die amerikanische Corvette Vincennes bei einer Fahrt von Tongatabu nach den Fidji-Inseln auf einer kleinen in dieser Gegend gelegenen Bank, welche in der Tagesdämmerung in kurzer Entfernung gerade vor ihm liegend gesehen wurde, verunglückte. Der Chef des Fahrzeuges, Capitain Wilkes, sagt selbst, daß er dem Schiffbruche unmöglich hätte entgehen können, wenn die Finsterniß noch länger angehalten hätte*); er wähnte noch in einer guten Entfernung von der betreffenden Bank zu sein.

Die Oeo-Inseln sind ihrer Zahl nach drei, von denen zwei kleinere nach Nordosten zu und eine größere nach Südwesten liegt; sie werden von einem Corallenriffe umgeben, welches an mehreren Stellen aus dem Wasser hervorsieht und nach Süden und Westen zu ein gutes Stück in die See hinausschießt. Die kleineren Inseln sind flach und niedrig, die größere hat aber mehrere Berge, von denen zwei sehr wohl markirt sind. Alle drei sind üppig mit hohen Bäumen überwachsen, und auch auf den Gipfeln der Berge standen Gruppen von Cocospalmen. Ein Kanot mit einem Weißen und mehreren Eingeborenen darin kamen zu uns heraus. Der Weiße, ein verlaufener englischer Matrose, gab an, daß sich östlich von der größeren Insel eine, wenn schon schlechte Ankerstelle für größere Fahrzeuge finden ließe, daß aber kleinere Schiffe überall mit größester Sicherheit innerhalb des Riffes liegen könnten. An Brodfrucht, Cocosnüssen und dergleichen zeigte sich guter Zugang. Es befanden sich Tongesische Missionäre auf den Inseln, deren Bewohner ihre Zeit zwischen Essen, Schlafen und Gebete lesen theilen. Dem Körperbaue, der Farbe und den Gesichtszügen nach glichen sie den Inuanern, aber ihr wildes Aussehen und ihre heftigen Geberden fanden sich hier gegen das stillste und friedlichste Wesen

*) United States Exploring Expedition III.

vertauscht. Diese Inseln werden übrigens nur höchst selten von Fahrzeugen besucht.

Der südwestliche Wind zwang uns südwärts zu halten, und bei Sonnenuntergang wurden die kleinen Mikailoff- und Simonoff-Inseln im Westen sichtbar. Kurz darauf ging der Wind nach Norden herum und erlaubte der Fregatte wieder in ihrem Cours zu liegen. Um 8 Uhr am folgenden Morgen schnitten wir den 180. Grad von dem Meridian von Greenwich unter $22\frac{1}{2}$ Grad der Breite, woher der Name des Tages und das Datum, Mittwoch den 6. Oktober übersprungen und gegen Donnerstag den 7. ausgetauscht werden mußte. Diese beiden Tage und den folgenden hielt sich der Wind ungleich aus West und Südwest, von welcher letzteren Seite her eine starke Deining fühlbar wurde. Der Himmel war bald klar, bald bewölkt, und viele kleine Regenschauer kamen. Darauf folgten drei schöne Tage mit Windstille und schwachen südöstlichen Winden; wir schnitten während derselben den südlichen Wendekreis unter dem 179 Grad östlicher Länge, und hatten dabei eine Temperatur von 19 bis 22 Grad, um welche letztere Gradzahl sich auch die des Meeres hielt. Die Strömung setzte nach Nordwest um, aber nicht mit besonders großer Geschwindigkeit. Am 11. zeigte sich uns ein Haufen kleiner Vögel, dem Aussehen nach Strandkibitzen gleichend. Den 12. bis 14. hielt der Wind wieder einen Ringtanz, wie er schon oben beschrieben wurde, und zwar durch Osten, Norden und Westen zu Südwesten. Dabei unaufhörlich zwischen steifer Briese und Windstille wechselnd. Starke Regenschauer fielen zwischendurch, die Deinung von Südwesten her war sehr unbequem, und eine Menge Tummler zeigten sich. Vom 15. bis zum 18. war der Wind gewöhnlich frisch, zuerst von der Südecke her, und sodann von Osten; wir legten in diesen Tagen eine gute Strecke zurück, und am letztgenannten Tage bekamen wir die felsigen Inseln Balls Pyramid und Lord Howes Eiland in Sicht. Das Aussehen des Himmels erinnerte uns jetzt daran, daß wir die tropischen Gegenden verlassen hatten, und Albatrosse, Captauben und ihre Verwandten begrüßten uns, und hießen uns auf dem unruhigen Meere willkommen. Sowohl die Temperatur der Luft, als die des Meereswassers war jedoch wenigen Veränderungen unterlegen. Am 19. zog sich der Wind allmählig mit steifer Briese gegen Norden hinauf; und am Abende fing es an im Nordwesten zu blitzen, woselbst wir schwarze Wolkenmassen sich häufen sahen. Dieselben wurden unaufhörlich vermehrt, und als Nachmittags um 2 Uhr am 20. der Donner anfing sich hören zu lassen, uns das Herannahen eines Unwetters zu erkennen gebend, verminderte der wachthabende Offizier die Segel; die Fregatte hatte vorher eine bedeutende Segelmasse getragen und machte ihre Fahrt mit wirbelnder Geschwindigkeit Kaum waren das Großsegel

und das Besan gegeit und die Marssegel heruntergelassen, als auch schon ein heftiger Stoßwind aus Nordnordwest die Fregatte ziemlich auf die Seite legte, worauf auch augenblicklich der Regen in unerhörten Fluthen herniederstürzte, und Blitz und Donner sich verschworen zu haben schienen das Gesicht zu blenden und das Gehör zu betäuben. Auf den Stoßwind folgte eine Weile Stille mit umherlaufenden einzelnen Wehen, der Regen fuhr fort niederzuströmen, und das auf dem Decke zurückbleibende Wasser spülte unter den Rüllingen hoch über die Lukenkammern hinweg. Um 3 Uhr war der Wind beständig geworden und kam nun aus Südwest, mit schwachem Regen und hohem, unregelmäßigen Seegange, die Blitze wurden nun im Osten sichtbar. Der Barometer, vorher hochstehend, hatte sich schon seit dem 18. Vormittags gleichmäßig, obschon langsam fallend, gezeigt, und fing gegen Anbruch des 20. an dies etwas zu beschleunigen; um 3 Uhr des Morgens begann er aber wieder zu steigen. Während des Laufes dieses Tages vollendete der Wind seinen Kreisgang und kam am Abende aus Nordnordost. Zur Mittagszeit bekamen wir die Küste von Neu=Süd=Wales, um Port Stephan und Sugar=Loaf=Point herum, in Sicht.

Am 21. schien es, als ob uns der Gott der Winde habe zeigen wollen, wie launisch er sein kann; denn derselbe Wind wehte kaum zwei Stunden hintereinander, und das Herumwerfen geschah nicht einmal nach derselben Seite, vielmehr lief der Wind, an Stärke zwischen frischer Briese und dem leichtesten Säuseln wechselnd, bald vorwärts, bald rückwärts durch den halben Horizont. Der Himmel war von der vollkommensten Klarheit, die Temperatur der Luft 18 bis 20 Grad, die des Wassers um 19 Grad herum; die Küste von Australien lag vor uns ausgebreitet, und verschiedene Segler, die ersten die wir seit langer Zeit sahen, belebten die Scene. Wir nahten uns langsam den steilen Klippenwänden, welche die Einfahrt nach Port Jackson bilden; bald kam in seinem von vier Neu=Seeländern geruderten Walfischfängerboote der Lootse an unsere Seite, und gemächlich zwischen den vielen Vorgebirgen vorschreitend, welche den geräumigen Hafen in eine Anzahl kleinere theilen, kamen wir nach kurzer Zeit in Sicht von Sydney, in dessen Nähe wir um 6 Uhr Abends ankerten, und zwar zwischen der kleinen Scheere Pinchgut Island und dem Vorgebirge, auf welchem der botanische Garten gelegen ist. Die Vertauungen wurden mit einem Schlage ausgesegelt, die Anker ungefähr im Norden und Süden, mit offenen Klusen vor westlichem Winde ausgeworfen.

XII.

Aufenthalt in Sydney; Fahrt von dort nach Hongkong und Ansegelung von Pouyeppet*) und Guam.

1852. October 21. bis December 7.

Die Küste von Neu=Süd=Wales bietet dem Ankommenden durchaus keinen verheißenden Anblick dar. Lange, gleichmäßig hohe Klippenstrecken werden hier und dort von sandigen Bergen unterbrochen, und für das an im Winde wehende Palmen gewöhnte Auge scheint hier Alles das Gepräge der Unfruchtbarkeit und Oede zu tragen. Man läuft in Port Jackson zwischen zwei ziemlich hohe, steile und wie quer durchschnitten erscheinende Vorgebirge ein, deren Sandsteinbildung sich sogleich zu erkennen giebt, und auch dem der Geologie sonst Unkundigen in's Auge fällt. Der weitläuftige, vortreffliche Hafen wird von einer Anzahl hervorspringenden Landzungen in mehrere kleine Buchten getheilt, in denen überall vorzüglich gute Ankerstellen gefunden werden. Eine Untiefe liegt mitten im Fahrwasser in einiger Entfernung von der Einfahrt; sie wird durch ein über derselben vertautes Fahrzeug zu erkennen gegeben, welches zu gleicher Zeit den Lootsen als Stationsort dient. Die Ufer sind in kleine Höhen zerbrochen, welche im Allgemeinen mit Holz bestanden sind, aber auch den Bäumen graues, und nur kahle Ruthen zeigendes Aussehen verleihen, wenigstens in dieser Jahreszeit, dem hiesigen Frühlinge, und der Landschaft wenig Anmuth gestatten. Wenn man etwas mehr in die Bucht hineingekommen ist, sieht man bald verschiedene einzelne Villen hervorschimmern; ein Paar derselben sind ungemein prächtig erbaut. Weiter vorn zeigt sich die Residenz des Gouverneurs, ein weitläuftiges Gebäude im alt englischen

*) Pouyeppet ist der neuere Name für die Insel Ascension.

Der Uebersetzer.

Style, auf einem von dem südlichen Strande hervorspringenden Vorgebirge liegend, dessen Spitze von der kleinen Schanze Fort Macquarie eingenommen wird, welche ihren Namen von einem ehemaligen Gouverneur der Insel bekommen hat. Jenseits dieses Vorgebirges sieht man einen Theil der Stadt, und ein anderer wird an dem Ende einer nach Süden eingehenden schmalen Bucht, in deren Mündung eine mit Bäumen bewachsene Insel Garden Island genannt, liegt, sichtbar.

Unser Ankerplatz befand sich noch eine Strecke außerhalb des Forts Macquarie, dicht vor dessen Mauern lagen zwei englische Orlogsfahrzeuge vertaut. Es waren die Brigg „Fantome" von zwölf Kanonen, und das Dampfschiff Acheron, welches in den letzten Jahren an den Küsten Neu-Hollands zur Seevermessung benutzt worden war. Der Chef der Vermessungen, Capitain Stokes, war bereits seit einigen Monaten, nach vollendeter Arbeit, wieder nach England zurückgekehrt, und man erwartete bald das Resultat seiner Vermessungen zu vernehmen.

Die Handelsfahrzeuge ankern in der Bucht innerhalb oder westlich von der Schanze. Sie können dort am Lande vertaut liegen, ebenso in einer zweiten, noch mehr nach Westen befindlichen, auf der anderen Seite der Stadt liegenden Bucht, an deren Ufer die Werften und andere Anlagen ihren Platz bekommen haben. Von dort aus gehen auch die Dampffahrzeuge ab, welche die Gemeinschaft mit der ungefähr zwei schwedische Meilen aufwärts an dem Paramatta-Fluß liegenden Stadt des gleichen Namens, aufrecht erhalten, die einen gewissen Ruf durch ihr Observatorium, welches von dem General Sir Thomas Brisbane, dem Gouverneur der Colonie, zu Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts auf seine Privatkosten angelegt worden ist, aber später für eine Reihe von Jahren durch den Staat unterhalten und erst in kürzester Zeit eingezogen wurde. Diligenzen gehen auch nach demselben Orte ab. Die Dampffahrzeuge zeigten sich von der allereinfachsten unansehnlichsten Art, wetteifernd mit den Inkunabeln und ersten Auflagen der der Schifffahrt ferner stehenden Länder.

Eine Menge größere und kleinere Fahrzeugen lagen an den Brücken angelegt, weil es keine Möglichkeit gab die Bemannung für dieselben hier zu erlangen, indem nach Entdeckung der Goldgruben sich alle arbeitsfähigen Leute nach Melbourne und Port Philipp hinausbegeben hatten. Man bezahlte einem Matrosen für die Reise nach England bis zu hundert Pfund Sterling. Natürlicherweise waren fremde Fahrzeuge in Gefahr durch Desertion ihre Besatzungen zu verlieren. Kurze Zeit nach unserer Ankunft kam auch der Chef der Polizei an Bord und versprach den eifrigsten und kräftigsten Beistand zur Auskundschaft derjenigen, die möglicherweise die Absicht haben könnten die Eugenie verlassen zu wollen. Glücklicherweise kam aber dieser Chef gar nicht in die Nothwendigkeit seinen uns angebotenen Beistand zu

verwirklichen: denn es fand sich auch nicht ein einziger Mann unserer Besatzung geneigt seine Flagge zu verlassen, und solche Schlingen und Fallstricke, wie wir sie, als in Californien üblich, geschildert haben, sind hier nicht gebräuchlich.

Wenn gleich man sich bei einem Spaziergange durch die Stadt eines gewissen Gefühles der Verwunderung über die Geschwindigkeit, mit welcher sie in wenig mehr als dreißig Jahren zu einer bedeutenden Hauptstadt herangewachsen ist, nicht entschlagen kann, müssen wir doch, auch auf die Gefahr hin, im Grunde die Achtung eines großen Theiles unserer Leser zu verlieren, bekennen, daß sie uns im äußersten Grade alles Interesses entblößt vorkam. Man trifft durchaus nichts Anderes, als was man gewohnt ist in jeder englischen Stadt zu sehen; nichts Neues, Nichts, was irgend eine Originalität im Denken und Streben beweist, bietet sich dem Auge dar. Die Bewunderung für das materielle Wachsthum der Colonie wird beim Durchgehen der statistischen Tabellen besser, als bei der Betrachtung der Stadt geweckt; denn etwas Anderes, als das, was mit Ziffern ausgedrückt werden kann, wird kaum dort gefunden, oder mindestens kann der sie nur flüchtig Besuchende nicht gut dazu gelangen es zu entdecken und Rechenschaft darüber abzulegen. Man sieht lange und ziemlich gut gebaute Straßen, große Häuser und Kirchen, Wirthshäuser und Läden, Banken und Werkstätten, ohne allen Zweifel vortreffliche Einrichtungen, um aber diese zu sehen, braucht man gerade nicht nach Australien zu fahren, und ihre Anwesenheit kann man aus den statistischen Tabellen erfahren. An solchen Dingen, die man sehen oder gesehen haben müßte, um sie nur einigermaßen richtig verstehen oder auffassen zu können, herrscht der vollständigste Mangel. Wir können uns kaum erinnern etwas erblickt zu haben, dessen Beschreibung für den Leser von Interesse sein kann, und das hier herumliegende Land, mit allen seinem Reichthume an eigentlichen, in wissenschaftlicher Hinsicht so merkwürdigen Erzeugnissen, besitzt Wenig oder Nichts, was das Auge belustigen kann. Darwin, obgleich er Naturforscher war, redet an mehreren Stellen in seinem vortrefflichen Berichte von dem äußerst einförmigen Aussehen des Landes; und natürlich mußte diese Einförmigkeit uns, als in der Naturgeschichte Unbewanderten, noch größer vorkommen.

Eine große Unbequemlichkeit, welcher der Landmann hier ausgesetzt ist, ist die starke und anhaltende Dürre, die oft eintritt und zuweilen ein Paar Jahre hintereinander das Wachsthum allen Grüns hindert. Diese Trockenheit des Klimas giebt sich auch sogleich bei der Betrachtung einer Karte dieses Landes zu erkennen, durch die auffallend geringe Zahl der Flüsse, und man muß dabei noch daran erinnern, daß die meisten derselben nur unbedeutende Bäche sind, obschon sie zuweilen nach heftigem Regen

so anschwellen, daß ernstlicher Schaden durch die Ueberschwemmungen derselben veranlaßt wird. Wenn hinreichender Regen fällt, soll die Erde ganz fruchtbar sein, aber der größere Theil des Landes ist dennoch besser zur Viehzucht, als zum Ackerbaue geeignet, und wieder vorzugsweise mehr zur Schaafzucht, als zu der des Rindviehes. Wir werden bald einige Nachrichten über die Zunahme dieses Nahrungszweiges liefern; aber um vollständige Angaben darüber zu erhalten, weisen wir auf die Beilagen am Schlusse dieses Buches hin.

Sydney liegt ganz nahe dem 34. Grade südlicher Breite, das will sagen, fast unter gleicher Breite mit der Capstadt und Buenos Ayres, und enspreched dem nördlichen Theile von Afrika. Die Kälte kann daher im Winter nicht bedeutend sein, und auf dem Küstenlande kommt nur selten Eis vor. Der Sommer ist gemeiniglich sehr heiß, und wenn der Wind nordwestlich ist, wird die Hitze unerträglich. Beim Ueberschreiten des inneren, von der Sonne erhitzten Landes nimmt die Luft eine Temperatur an, die sich dadurch fühlbar macht, daß einzelne Windstöße, wenn sie aus jener Gegend kommen, völlig den Eindruck machen, als stießen sie aus einem geheizten Ofen heraus. Am 24. October, demselben Datum des Aprils in unserer nördlichen Hemisphäre entsprechend, konnten wir selbst durch eigene Erfahrung ein solches Phänomen kennen lernen; die Temperatur stieg bis zu der Höhe von 32,6 Grad im Schatten, aber die Wärme vermochte während des ganzen Laufes des Tages doch nicht ordentlich in unser Fahrzeug einzudringen, so daß man unter dem Decke ein ganz behagliches Klima hatte; am folgenden Tage war es ganz gemäßigt warm, und am 26. um 3 Uhr Morgens zeigte das Thermometer nur 12,8 Grad. Das Wasser im Hafen hielt sich auf 18 und 19 Grad. Die starken Temperaturveränderungen bewirken natürlicherweise eine Menge Erkältungen, deren Einfluß sich auch bei der Besatzung der Eugenie durch ein unaufhörliches Husten zu erkennen gaben, ohne daß jedoch die Zahl der wirklich Erkrankten dadurch vermehrt worden wäre. Auf den in dem Hafen liegenden englischen Orlogsfahrzeugen beklagte man sich über die große Zahl Kranker, und von der Garnison war ein so großer Theil an Brustbeschwerden und dergleichen erkrankt, daß sich kaum die hinreichende Stärke zur Bestreitung des gewöhnlichen Wachtdienstes in dienstfertigem Zustande befand.

Die Windphänomene scheinen auf dieser Küste, so weit man durch einen Besuch von der kurzen Dauer des unsrigen berechtigt ist, einige Schlüsse zu ziehen, eine bestimmte Aehnlichkeit mit denen am La-Plata-Strome zu haben, und die Aufklärungen, welche uns auf darnach gethanen Fragen gegeben wurden, bestärkten uns in dem gefällten Urtheile. Wir haben bereits der Veränderlichkeit des Windes in der Nähe der Küste

Erwähnung gethan. Nach einer Periode von schönem Wetter mit dem Winde aus Südost oder Ost, zieht sich dieser immer mehr nach Norden; der Barometer fällt und der Thermometer steigt. Der Nordwestwind hat hier auch ungefähr dieselben Eigenschaften, wie im La-Plataflusse, führt aber nicht dieselbe Quantität Feuchtigkeit mit sich, und ist also vielleicht weniger drückend als dort, obschon er heißer ist. Die Wolken fangen an sich im Südwesten zu häufen, und der Wind springt in dieser Ecke schnell herum und verbindet sich mit Donner und Regen. Der Barometer fängt kurz vorher an zu steigen. Der Wind weht zuweilen einige Stunden hintereinander mit großer Heftigkeit, wirft sich aber dann schnell weiter nach Süden herum, und zwar mit klarem und angenehmen Wetter. Im Sommer soll, wie man uns sagt, der Verlauf des ganzen Phänomens schneller und gewaltsamer, als im Winter sein. Die Aehnlichkeit mit den im La-Plataflusse vorkommenden Pamperos ist daher auffallend, wenn schon ein längerer Aufenthalt an Ort und Stelle nothwendig ist, um dieser unserer Behauptung volle Sicherheit zu gewähren.

Sydney besitzt ein naturhistorisches Museum und einen botanischen Garten. Das erstere enthält ohne Zweifel viel Werth, aber das Lokal ist gar zu enge zu seiner Aufstellung und das Personal zu seiner Bewachung zu wenig ausreichend, um es leicht zugänglich zu machen. Außer den eigenen Naturerzeugnissen Australiens findet man darin eine Menge Gegenstände von den Inseln des stillen Meeres, unter welchen wir das vollständige Skelett eines Fidji-Insulaners bemerken. Eine Sammlung guter Gipsabgüsse von einigen der besten Statuen des Alterthumes nimmt sich höchst sonderbar unter den ohne Ordnung herumgestreuten Naturprodukten aus, und das ganze Museum trägt das Gepräge eines höchst selten besuchten Curiositäten-Cabinettes. Der Intendant desselben, Mr. Wall, erzeigte uns die Artigkeit uns ganz nach unserem Belieben den ungehinderten Eintritt zu gestatten, und Doctor Kinberg erhielt durch Tausch Exemplare von verschiedenen australischen Thierarten. Der botanische Garten liegt dicht im Osten der Stadt und ist dem Publikum beständig geöffnet; in der Nähe desselben befinden sich weitläuftige Promenaden. Der Weg dorthin führt bei einer Broncestatue von einem der Gouverneure der Colonie vorüber, dessen Name uns jedoch aus dem Gedächtnisse entschwunden ist; sie ist durch die Einwohner Sydneys demselben errichtet. Zwischen dem Platze der Statue und dem Garten liegt ein offenes Feld, auf welchem die Garnison ihre militairischen Uebungen hält und die schöne Welt der Stadt sich versammelt, um der Regimentsmusik zuzuhören, die sich zweimal in der Woche dort vernehmen läßt. Die Beschaffenheit des botanischen Gartens können wir natürlich nicht beurtheilen, sondern begnügen uns lediglich damit die schönen Norfolks-Tannen, welche dort

angepflanzt waren und außerdem verschiedene andere Stellen in der Umgegend der Stadt zierten, zu bemerken. Diese Bäume rühren von der Norfolk-Insel her, die ungefähr 150 schwedische Meilen Ostnordost von Sydney liegt und als Deportationsort für die nach Australien deportirten Verbrecher, welche dort sich wiederum ernstere Vergehungen haben zu Schulden kommen lassen oder sonst ein unregelmäßiges Betragen zeigen, benutzt wird. Von allen Nadelhölzern sind diese Tannen gewiß mit zu den allerschönsten zu rechnen, die wir je gesehen haben; die Zweige stehen kranzförmig rund um den Stamm herum, sind ungemein buschig und belaubt, und die Nadeln haben eine glänzend dunkelgrüne Farbe. Die hier herumliegenden Promenaden bestehen meistentheils aus Alleen, theils aus einem auf einer Landzunge befindlichen Park, aber die Bäume in dem letzteren sind graugrün, so daß sie keineswegs das, oder auch nur etwas Aehnliches darbieten, was man in dieser Beziehung in unserer schwedischen Heimath, oder auch in den übrigen europäischen Ländern zu sehen bekommt. Unter den in der Gegend von Sydney liegenden Villen besitzt die größte und gewiß am stattlichsten gebaute der Herr Mac Leay, ein Mitglied der schwedischen Akademie der Wissenschaften. Dieser Mann genießt des Vorzuges eines bedeutenden Vermögens und höchst werthvoller naturhistorischen Sammlungen in fast allen Zweigen.

Wir müssen, wie wir es bereits erwähnten, wegen ausführlichere Angaben über die öconomischen Verhältnisse der Colonie, auf die Beilagen hinweisen, wollen jedoch hier einen Begriff über das Hauptsächliche ihres Zuwachses geben. So war 1837 die Strecke des bebauten Landes 92,000 Acres*) groß, und dessen Abwurf betrug ungefähr 170,000 schwedische Tonnen Weizen, 160,000 Tonnen Mais und 18,000 Tonnen andere Getreidearten, außerdem Kartoffeln, Heu und Tabak. Im Jahre 1851 hatte sich das bebaute Land bis auf 152,000 Acres vermehrt, die einen Ertrag von 350,000 Tonnen Weizen, 180,000 Tonnen Mais und 47,000 Tonnen andere Getreidearten gaben, wie auch der Abwurf von den außerdem noch erwähnten drei letzten Artikel sich bis auf das sechsfache gesteigert hatte. Bei alle dem ist aber der Getreidehandel noch immer nicht vollkommen ausreichend für den Bedarf des Landes. Im Jahre 1834 wurden 56,000 Pferde, 850,000 Häupter Rindvieh und $3\frac{1}{2}$ Millionen Schaafe gefunden; 1851 gab es von den ersteren 116,000, an Rindvieh fast $1\frac{1}{2}$ Millionen und an Schaafen über 7 Millionen. Der Export an Wolle betrug 1837 etwas über 4 Millionen Pfund, und wurde dadurch der Werth von 320,000 Pfund Sterling repräsentirt, und 1851 hatte er die Zahl von mehr als 15 Millionen erreicht, und den Werth von 828,000 Pfund Sterling. Der gänzliche Export betrug 1851

*) Ein Acre ist ungefähr gleich fünf Siebentel des schwedischen Tonnenlandes.

den Capitalwerth von 1,796,912 Pfund Sterling, während der Import sich bis auf 1,565,931 Pfund belief; der erstere lieferte also einen Ueberschuß von mehr als 200,000 Pfund.

Die Volksmenge in Neu-Süd-Wales ging im Jahre 1851 etwa bis zur Höhe von 190,000 Menschen hinauf. Zwischen 1830 und 1852 sind auf Kosten des Staates 64,807 Emigranten und auf eigene 20,372 hinübergeführt, die Verbrecher nicht mit eingerechnet. Die Zahl ist auf beide Geschlechter fast gleichmäßig vertheilt, und 21,591 sind unter vierzehn Jahren gewesen. Die dem Staate durch und für die Auswanderung entstandenen Kosten beliefen sich bis auf 1,134,511 Pfund Sterling.

Die Colonie besitzt (1851) zwei Armenschulen mit 345 Kindern und 160 Versammlungsschulen mit 11,193 Schülern. In 34 vom Staate unterhaltenen Schulen werden 2,861 Schüler unterrichtet, und in 227 Privatschulen 6,721 Schüler. Die ganze Anzahl Schulen von verschiedenen Arten beträgt 423 und die der Schuljugend 21,120, von denen 11,118 Knaben sind.

Unter den Industriezweigen sind die Tuch-, Seifen- und Lederbereitungen die hauptsächlichsten. Weinbau wird in ziemlich bedeutendem Maaßstabe betrieben, 1851 belief sich die Erzeugung auf 85,000 Gallons Wein und nur etwas weniger Cognac. Der Wein ist von höchst mittelmäßiger Beschaffenheit, und gleicht, seinem Geschmacke nach, den schlechteren rheinischen Landweinen. Der Preis der Lebensmittel war zur Zeit unseres Aufenthaltes in Sydney ein billiger. Fleisch von der vortrefflichsten Beschaffenheit kostete das Pfund ungefähr fünf Schilling Reichsgeld, und an Proviantartikeln, wie gesalzenem Fleische, Speck, gedörrtem Hammelfleische, eingesalzenen Zungen und dergleichen mehr, war guter Zugang und zu mäßigen Preisen.

Man kann es natürlicherweise erwarten, daß eine englische Colonie nicht lange guter Landstraßen zu entbehren hat. Die Deportirten sind nützlich zur Anlage derselben verwendet. Die Wege der Colonie betragen jetzt, zusammengerechnet, eine Strecke von 750,000 englischen oder 110,000 schwedischen Meilen. Die Anzahl der Postcomptoire beläuft sich auf 101, und es beschäftigen dieselben ein Arbeitspersonal von 137 Personen. Die Zahl der Briefe belief sich 1851 auf 975,318 und die der Zeitungen auf 762,487. Die Einkünfte der Post betrugen 18252 Pfund Sterling, und die Ausgaben für dieselbe 16,324 derselben Münze.

Die nach Australien deportirten Verbrecher bleiben nicht für die ganze Zeit ihrer Deportation in gefänglichem Verwahrsam. Nach einem gewissen mit der längeren oder kürzeren Dauer der Strafe in Verhältniß gesetzten Zeitraume erhalten diejenigen, welche ein gutes Betragen gezeigt haben, die Freiheit sich einen Aufenthaltsort und eine Beschäftigung zu erwählen.

Für die auf Lebenszeit Deportirten währt diese Prüfungszeit acht Jahre. Es finden sich eine Menge Beispiele, daß solche losgelassene Verbrecher ein bedeutendes Vermögen gesammelt haben, und dann, nachdem ihre Zeit verstrichen war, wieder nach England zurückgekehrt waren, um dort als Gentleman zu leben.

Durch die Entdeckung der Goldgruben ist die ganze Stellung des Landes eine höchst bedeutend veränderte geworden, und viele Grundbesitzer waren schon zur Zeit unseres Besuches mit völligem Ruin bedroht, in Folge des einfachen Umstandes, daß alle ihre Arbeitskräfte und selbst die eigenen Dienstboten ihren Dienst verlassen hatten, um sich auf den Goldfang zu begeben. Den Einfluß der Entdeckung dieser Goldgruben auf die Seefahrt haben wir schon vorhin erwähnt, und eine Menge Familien in Sydney sahen sich plötzlich ohne Bedienung. Die aus aller Herren Länder, aus jedem Weltwinkel und selbst aus Californien zuströmende Menschenmasse wird wohl früher oder später hierin das Gleichgewicht wieder herstellen, bis zu dieser Zeit dürften aber manche Familien in ganz verdrießliche Verhältnisse gerathen. Die Erndten fingen schon an ungeschnitten auf dem Felde stehen zu bleiben, die Schaafe konnten nicht geschoren werden, und das Rindvieh verlief sich in den Wäldern, seitdem sich die Wächter desselben entfernt hatten. Wir überlassen es dem Leser Speculationen auf die Zukunft des Landes anzustellen, unser Unvermögen zur Beurtheilung dieses Stoffes anerkennend. Die Goldausfuhr betrug 1851 schon 144,120 Unzen, in dem Geldwerthe von 468,336 Pfund Sterling.

Von der eingeborenen Bevölkerung — wir meinen hiermit die ursprüngliche schwarze Raçe — sieht man jetzt nur höchst selten oder niemals einen Einzelnen in Sydney oder dessen nächster Umgebung. Diese Menschen scheinen einen entschiedenen Widerwillen gegen jede Art von Civilisation zu haben; ohne Wohnsitze oder erwählte feste Beschäftigung streichen sie in kleinen Häuflein im Inneren umher. Einige sind hier und dort als Hirten angestellt, in welcher Eigenschaft sie ganz besonders durch ihre Geschicklichkeit verlaufenes Vieh aufzuspüren, Nutzen schaffen. Im Uebrigen leben sie von der Jagd und dem Abfall des geschlachteten Viehes, welchen sie von den Ansiedlern erhalten. Ihre Waffen sind ein Wurfspieß und eine, die ihnen ganz allein eigenthümlich ist, und die sie in ihrer Sprache Boomerang nennen. Es ist ein flaches Holzstück oder eine Schiene,, von etwa einer Elle Länge oder etwas darüber, und ungefähr von zwei Zoll Breite, in der Mitte in einem stumpfen Winkel gebogen. Wir haben zwar viele Exemplare dieser Waffe gesehen, aber niemals ihrer Anwendung beigewohnt, über welche die Berichte ganz unglaublich lauten, obschon die Wahrheit derselben durchaus nicht in Zweifel gestellt werden kann. In dem Berichte über die United States

Exploring Expedition theilt Wilkes mehrere Zeichnungen mit, die Bogenlinien wiedergebend, welche ein solcher Boomerang, aus der Hand eines Australiers geworfen, in der Luft beschreibt. Man wird überrascht, wenn man erfährt, daß damit ein Vogel im Fluge getödtet wird, und die Waffe darauf wieder in die Hand des Werfenden zurückkehrt; daß sie nach vorn geschleudert wieder zurückfliegt und ein hinter dem Werfenden befindliches Ziel trifft, und dergleichen ähnliche Sonderbarkeiten mehr, deren Wirklichkeit jedoch, wie es erwähnt wurde, bis zur vollsten Gewißheit bestärkt ist. Diese ganze Ur-Bevölkerung Australiens ist in starker Abnahme begriffen, und dürfte in einer mäßigen Zahl Jahre völlig verschwunden sein.

Die Bewachung und zu Haufen-Treibung des Viehes geschieht hier ebenso, wie in den Pampas, zu Pferde; eine Peitsche mit kurzem Schafte und langer dicker Schnur wird dabei als Hülfsmittel angewendet. Durch Kreuzung von englischer, arabischer und chilensischer Pferderaçen hat man hier eine Zucht zu Wege gebracht, die im Vereine von Geschwindigkeit, Ausdauer und Härte mit den besten wetteifert, die man irgendwo in der Welt finden kann. Die Pferde bilden daher auch schon jetzt einen Exportartikel nach Indien und Mauritius. Unglücklicherweise können wir Nichts über die gangbaren Preise für Pferde und Rindvieh mittheilen. Die gewöhnliche Art über Land zu reisen ist zu Pferde, denn obschon, wie wir gesehen haben, weit ausgedehnte allgemeine Landstraßen hier gefunden werden, hat man doch noch keine Zeit und Gelegenheit gehabt, kleinere Fahrwege von diesen nach den verschiedenen Eigenthümern anzulegen, und muß vielmehr auf Waldwegen, oder wie es hier gewöhnlich heißt, durch die Büsche dorthin reisen. Dieser Ausdruck dürfte wohl hinreichend die Beschaffenheit der Wälder charakterisiren.

Eine kleine Industrie, welche in Sydney bedeutende Entwickelung gewonnen hat und wohl erwähnt zu werden verdient, ist der Handel mit Naturalien und ethnographischen Sammlungen. Australien hat, wie es bekannt ist, eine höchst eigenthümliche Natur, deren Erzeugnisse man in größester Mannigfaltigkeit zum Verkaufe ausgeboten werden sieht, und mit den vielen Fahrzeugen, die von hier nach den westlichen Inselgruppen des stillen Meeres, den neuen Hebriden, Neu-Caledonien, den Fidji-Inseln und mehreren anderen Handel treiben, kommen unaufhörlich eine Menge Muscheln, Schnecken, Waffen, Trachten und dergleichen Dinge mehr, aus jenen Gegenden hierher. Außer mehreren derartigen Läden sahen wir das Geschäft eines Mr. Wilcox, der bedeutende Lager, sowohl von lebenden, als todten Exemplaren hatte. Eine große Anzahl Papageyen von mannigfach verschiedenen Arten und von allen Größen, zwischen denen eines Habichtes und eines Finken, und von den buntesten und im Glanze wechselndsten Farben, bildete eine Menagerie, deren Gleichen in Bezug auf

Pracht wohl so leicht nicht gefunden werden wird. Verschiedene vierfüßige Thiere waren auch bei demselben zu bekommen. Es ist klar, daß bei einem solchen Handel auf einen großartigen Gewinn gerechnet werden kann, da sich jedes einzelne Exemplar sehr bedeutend über seinen Einkaufspreis bezahlt macht, und besonders für die lebenden Thiere die Preise im Allgemeinen ziemlich hoch kamen, um so mehr, als man außerdem die Wahrscheinlichkeit mit in Anschlag bringen muß auf der Rückkehr nach Europa noch seiner Thiere verlustig zu gehen. Nichtsdestoweniger nehmen die meisten oder alle heimkehrenden Fahrzeuge größere oder kleinere Menagerieen an Bord, und die schönfarbigen Papageyen geben bei dem Verkaufe in England einen guten Gewinn ab, wenn es nur erst glücklich gelang sie dorthin zu bringen. Mehrere von den Offizieren der Eugenie und selbst vom Personale, legten sich einen oder mehrere solcher Vögel zu, und von denselben überlebte eine verhältnißmäßig nicht geringe Zahl die acht Monate lange Reise nach Schweden, woselbst ihre Färbung die Bewunderung gar Manches erregte. In Beziehung auf das Klima müssen sie auch weniger zärtlich sein, als die aus Ostindien oder Brasilien geholten.

Wir haben nunmehr in Kürze das Wenige mitgetheilt, was wir von Australien erfahren konnten, fürchten aber daß, wie unausführlich unsere Schilderungen auch im Allgemeinen dem Leser vorkommen müssen, die von Sydney fast gar zu nichtssagend erscheinen wird. Aber es ist das Verhältniß hier nicht dasselbe, wie auf einem Theile der übrigen von uns besuchten Orte, die eine stark ausgeprägte Physiognomie haben, es bietet Australien einmal nichts, was unmittelbar durch die Sinne aufgefaßt werden könnte. An anderen Orten kann man schon lediglich dadurch, daß man, wie man zu sagen pflegt, nur seine Augen gebraucht, viel Neues erfahren, das, wenn es auch nicht zur Kenntniß des inneren Lebens und der Sitten beiträgt, doch durch ein oder das andere für den Leser neues Detail an Interesse gewinnt. Wir müssen aber noch einmal wiederholen, daß das hier bei Sydney nicht der Fall ist. Man müßte, um dort etwas zu finden, dessen Darstellung Interesse gewinnen kann, entweder Naturforscher sein, oder sich auf eine Untersuchung der politischen, commerziellen oder socialen Verhältnisse einlassen, welche die Colonie charakterisiren. Eine eigentliche Kenntniß von dergleichen Stoffen kann aber mit Fug nicht von einem Seeoffizier erwartet werden, dessen Dienst schon in so manche Specialitäten zerfällt, daß eines Individuums, auch des reichstbegabtesten Befähigung nicht einmal hinreichend im Stande ist es zu einer vollständigen Ergründung Aller dieser in allen ihren Details zu bringen, um so mehr, als eine ausgezeichnete Tauglichkeit und Geschicklichkeit in verschiedenen derselben eine ganz verschiedene Richtung in Bezug auf Anlagen

und Sinnesart voraussetzt. Aber auch eine Person mit Specialstudien in den Wissenschaftszweigen, die wir angeführt haben, würde wohl während so kurzen Aufenthaltes, wie der der Eugenie war, nicht mit einiger Vollständigkeit diese Dinge haben studieren können, obschon er darüber wahrscheinlicher Weise mehr und mannigfaltigeres hätte mittheilen können, als was durch uns zu der Kenntniß des Lesers gekommen ist.

Die Zeit Sydney zu verlassen nahte sich heran, aber noch bleibt uns ein Geschäft, dessen Erfüllung nichts, als angenehm sein kann. Wir meinen die Erwähnung der zuvorkommenden Gastfreiheit und des Wohlwollens, mit welchem wir von mehreren Einwohnern der Stadt empfangen wurden. Gleich nach unserer Ankunft erhielten die sämmtlichen Personen des Befehles und die Gelehrten der Expedition die Einladung zum Zutritte des Australian-Club, der mit allen dem Comforte und der Pracht ausgestattet ist, der bei derartigen Anlagen in England gewöhnlich ist. Die Offiziere des hierher verlegten eilften Regimentes, dessen Chef, der Obrist Bloomfield (Brudersohn des in Stockholm noch in Aller Andenken stehenden englischen Ministers Lord Bloomfield*), sich eine längere Zeit in Schweden aufgehalten hatte, luden uns sämmtlich zu einem glänzenden Mittagsmahle ein. Sir Charles Nicholson, Sprecher in der Deputirtenkammer der Colonie, beehrte uns mehrere Male mit Einladungen, und hatte überdies im Sinne einen größeren Ball zu geben, den wir jedoch nicht abwarten konnten. Dagegen hatten wir Gelegenheit einen solchen bei dem Solicitor-General Manning zu besuchen, und konnten dort eine achtzehnjährige glänzende irländische Schönheit bewundern. Verschiedene Privatpersonen besuchten uns außerdem an Bord, nach mehreren Punkten hin Einladungen mitbringend, so daß hier keine Schwierigkeit zu finden war zahlreiche und gute Bekanntschaften zu machen, und zwar solche, die nicht nur für den Augenblick Vergnügen gewähren, sondern auch in bedeutendem Maaße zur Erwerbung einer Kenntniß des Landes beitragen.

Die Fregatte wurde in Sydney vollständig verproviantirt und mit Wasser, Brennmaterial und Ausrüstungsgegenständen versehen. Die Fokraae hatte sich an der Backbords-Nocke von Fäulniß angegriffen gezeigt; sie wurde daher auf Pinchgut-Island auf's Land gebracht und der schadhafte Theil gegen ein zur Reserve mitgeführtes Nockenstück ausgetauscht. Im Uebrigen wurde die Besatzung mit allerlei kleineren Reparationsarbeiten an der Takelage, und die Segelmacher mit der Ergänzung und Ausbesserung der zerrissenen Segel beschäftigt. Am 30. October war Alles klar zur Abfahrt.

---

*) Derselbe ist jetzt Gesandter in Berlin.

Der Uebersetzer.

Für die Fahrt zwischen der Ostküste Australiens und Chinas bieten sich mehrere verschiedene Wege dar, deren Vorzüge sich hauptsächlich durch die betreffenden Jahreszeiten bestimmen. Wie bekannt ist, wehen in den ostindischen Fahrwassern die sogenannten Mussons oder Halb-Passate. Wenn die Sonne nördlich vom Aequator steht, oder deutlicher gesagt, vom Beginn des Monats Mai bis zum Ende des September herrscht in der chinesischen See der Südwest, in der javanischen See, dem Torres-Sund und nächstliegenden Gewässern Südost; vom Anfange November aber bis Anfang März herrscht in den ersteren nordöstlicher, in den letzteren nordwestlicher Wind. April und October können als Uebergangsmonate betrachtet werden, während welcher Windstille, Regen und stürmiges Wetter gewöhnlich ist. Es ist klar, daß die Grenzen für die Dauer dieser Mussons nicht ganz scharf bestimmt sind, aber bedeutendere Abweichungen von den hier angegebenen Regeln kommen selten vor.

Sich gegen die Mussons in der chinesischen See aufzukreuzen ist wohl nicht unmöglich, erfordert aber genaue Kenntniß des Fahrwassers, und bleibt auch immer mit diesem noch ein gefährliches und Zeit raubendes Stück Arbeit, möge das Fahrzeug ein so guter Segler sein, als es wolle. Während des Sommers der nördlichen Hemisphäre geht man von Sydney, entweder durch den Torres-Sund, nach dessen Zurücklassung eine Menge mehr oder weniger besuchte Wege in die chinesische See hineinführen, oder man nimmt den Weg südwärts von Neu-Holland, durch den Bass-Sund, oder außerhalb Van Diemens Land herum, um längs der westlichen Küste des ersteren nordwärts in das indische Fahrwasser hinein zu halten, und durch den Lombock- oder Sunda-Sund in die javanische See zu kommen und so weiter die chinesische zu gewinnen. Der letztere dieser Wege ist, wie es die Karte auf den ersten Blick lehrt, bedeutend länger, aber in Beziehung auf Sicherheit hat er den Vorzug vor dem ersteren, weil die Fahrt in dem Torres-Sunde, ungeachtet der sehr guten Karten, die jetzt von demselben vorhanden sind, stets gefährlich bleibt; für größere und namentlich Orlogsfahrzeuge, die über zwanzig Fuß Tiefgang haben, ist dieser Sund kaum fahrbar. Man kann auch östlich von Neu-Guinea nordwärts halten, und indem man der nördlichen Küste desselben folgt, zwischen Gilolo und Mindanao einpassiren, und weiter zwischen Mindoro und Palavan seinen Eintritt in die chinesische See nehmen. Dieser Weg führt jedoch durch mehrere weniger bekannte Fahrwasser und dürfte selten benutzt werden. Natürlicher Weise kann man zwischen Sydney und dem Aequator ostwärts um Neu-Caledonien und die neuen Hebriden herumgehen, zwischen diesen Inseln und den Salomons-Inseln, durch diese letztere Gruppe, oder zwischen derselben und Neu-Guinea seinen Weg wählen. Die beiden ersten von diesen vier Wegen werden gewöhnlich vorgezogen,

und der letzte kann wohl nur für den in Frage stehen, dessen Beschäftigung gerade eine Entdeckungsreise ist. Statt zwischen Gilolo und Mindanao zu passiren, kann man durch den San-Bernardino-Sund, zwischen dem südlichen Ende Luzons und Samar einhalten; auf diesem Wege muß man während beider Mussons zu Hongkong liegen können, worauf während der Nordostmussons aber nicht mit Sicherheit gerechnet werden kann, wenn man den zuerst erwähnten Weg zwischen Mindoro und Patavan erwählt hat. Die beste Art während des Nordostmussons ist es jedoch, daß man, wenn man einen der beiden ebenerwähnten Wege bis zum Aequator verfolgt hat, nordwärts durch die Karolinen hält, um nördlich von Luzon in die chinesische See einzutreten, und dieser Weg dürfte, wenn man unter der Küste von Luzon gut hinauf hält, auch während des Südwestmussons benutzt werden können, ohne daß man fürchten muß nach See abzufallen, was hier so viel sagen will, als nordwärts von Hongkong.

In Beziehung auf den Vorzug ostwärts oder westwärts von Neu-Caledonien und den nördlich um dasselbe herumliegenden Inselgruppen zu gehen, sind die Gedanken und Meinungen getheilt, und bei unserer Abfahrt hatte der Commandeur-Capitain Virgin in dieser Beziehung noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt, sondern war bereit sich dabei nach den Umständen zu richten.

Am 31. October um $4\frac{1}{2}$ Uhr des Morgens lichtete die Eugenie ihre Anker mit einer frischen Briese aus Südsüdost, und war innerhalb weniger, als einer Stunde nahe dem Auslaufe des Hafens, woselbst beigedreht wurde um den Lootsen abzusetzen, zu dessen Abholung ein Boot von dem Feuerschiffe aus unterweges war. Das Boot ließ jedoch auf sich warten, und die Fregatte trieb während dieser Zeit leewärts; als das Großmarssegel wieder gefüllt war und wir in die enge Passage zwischen den Vorgebirgen hineinkamen, warf sich uns der Wind etwas entgegen, wie uns auch der starke Seegang, der durch die enge Oeffnung hereinkam, im Vorschreiten ganz hinderlich wurde. Die Focke war schon früher beigesetzt, jetzt setzten wir auch das Großsegel bei, als aber die Halse schon herunter war, blähte es sich während der Belegung zweimal durch Springen der Stopfer, und während des dadurch verursachten Zeitverlustes bis zur vollständigen Beisetzung des Segels gerieth die Fregatte in eine Lage, die einige Augenblicke hindurch ganz bedenklich aussah. Im Bogen hin und her gepeitscht durch den hohen und unregelmäßigen Seegang, wollte sie nicht vorwärts gehen, unerachtet sie wahrhaft mit Segeln gepreßt war, und in kurzer Entfernung von ihr schlug die Brandung an die steilen Seiten von North Heads hoch auf. Wäre in diesem critischen Augenblicke nur irgend Etwas an der Takelage gesprungen, ist es höchst ungewiß, ob der Raum eine kurze Wendung, zu welcher der Chef bereit war,

gestattet hätte; dieselbe hätte uns in den Fall gebracht, entweder wieder in den Hafen hinein zu halten und Anker auszuwerfen, oder sich aufzukreuzen, um sich von Neuem auf den Weg hinaus zu begeben. Allmählig fingen jedoch die Klippen an sich nach hinten hinaus zu schieben, wir konnten etwas leichter halten, wodurch die Schnelligkeit unseres Vorkommens gefördert wurde, und einige Minuten später waren sowohl das Land, als seine Gefahren hinter uns. Der Cours wurde jetzt so gesetzt, daß wir etwas südlich um das südlichste Vorgebirge Neu-Caledoniens hielten; von einer steifen Külte quer auf ihre Seite nach vorn getrieben, brauste die Eugenie mit guter Geschwindigkeit vorwärts, und innerhalb ein Paar Stunden waren die Höhen Australiens unter dem Horizonte versunken.

Die beiden folgenden Tage, den 1. und 2. November, hielt der Wind aus derselben Richtung frisch an, das heißt, er blieb aus Südsüdost, und eine starke Deinung machte sich fühlbar. Schaaren von Albatrossen und Captauben umschwärmten die Fregatte. Zur Mittagszeit am 2. passirten wir zwischen Seringapatam und dem Middleton-Grunde; der Cours wurde jetzt geändert, um westwärts von Neu-Caledonien vorbeizugehen, und kurz darauf wurde von den Toppen die Brandung von der letzterwähnten Untiefe bemerkt, welche auf den Karten richtig angezeichnet zu sein scheint. Während der nachfolgenden Nacht passirten wir westwärts von der Middleton-Insel, jedoch ohne sie sehen zu können. Am 3. zog der Wind sich mehr nach Osten, und fuhr fort frisch zu wehen; der Himmel war wolkenbedeckt und hielt so an, bis zur Mittagszeit des 5., wo er sich fast, wie auf einen Zauberschlag, aufklärte. Wir hatten am vorhergehenden Tage den südlichen Wendekreis unter dem 160. Grade östlicher Länge geschnitten, und befanden uns jetzt in Lee von Neu-Caledonien, was sich dadurch zu erkennen gab, daß sich die vorher ganz starke Deinung aus Südosten her ganz gelegt hatte. Weiter in den Abend hinein hatten wir schon beide Inseln und die Corallenriffe passirt, die sich von dem nördlichen Vorgebirge derselben fünfundzwanzig schwedische Meilen weit nach Nordwesten erstrecken; der Cours wurde nun ein wenig östlicher eingesetzt, um uns zwischen Santa-Cruz und den Salomons-Inseln hindurch zu führen. Am 6. war die Sonne am Mittage fast im Zenith, aber die Hitze war nicht beschwerlich und die Temperatur des Meeres um 26 Grad herum. Noch am 7. hielt unser Südostpassat frisch und beständig an, aber während des Laufes der beiden folgenden Tage wurde er unbeständig, wie auch die Luft dick, Wolkenbänke um den Horizont, so wie auch Blitze und entfernte Donnerschläge deutlich zu erkennen gaben, daß wir uns den Regionen der Aequatorial-Windstillen nahten. Am 9. befanden wir uns zur Mittagszeit unter 5° 30′ südlicher Breite und 163° 17′ östlicher Länge; und

während der neun Tage, die wir in der See gelegen hatten, waren wir von der Strömung einhundertundsechzig (achtundzwanzig schwedische) Meilen nach Westen versetzt worden. Südlich vom 27. Parallelkreise war die Versetzung auch ziemlich bedeutend gegen Norden hin gewesen, aber nördlich von demselben Parallelkreise etwas nach Süden hin, so daß sich diese Strömungswirkungen gegenseitig fast ganz aufhoben.

Am 8. bekamen wir nach der Mittagsstunde sehr bald die ostwärts von den Salomons-Inseln liegenden kleinen Stewarts-Inseln in Sicht. Es sind ihrer Zahl nach fünf, von denen aber nur eine bebaut ist; die übrigen sind schmale Inselchen, sämmtlich niedrig und werden von einem Corallenriffe umschlossen. Hohe Cocospalmen bedecken ihre ganze Oberfläche und machen sie schon aus ziemlich weiter Entfernung sichtbar. Ihre Lage auf den Karten stimmte vollkommen mit der von unseren Chronometern gegebenen überein. Zwei mit einigen Eingeborenen bemannte Kanots kamen zu uns an Bord. Diese Insulaner glichen ihren Gesichtszügen, dem Körperbaue und der Färbung nach vollkommen den Bewohnern von Inui und den Ono-Inseln, und schienen von äußerst frommer und friedlicher Gemüthsart zu sein. Ein Zeichen von einer Vermischung mit der schwarzen Papuas-Raçe konnte nicht entdeckt werden, ohnerachtet dieselbe schon die nächstliegenden der benachbarten Inselgruppen bewohnt. Sie waren nackt, bis auf einen Schaamgürtel (Maro), und hatten auf dem Rücken tätowirte Figuren, die fliegende Fische darstellten, auf jeder Seite fünf oder sechs über einander, mit dem Schwanze dem Rückgrade zugewendet, gegen welches ihre Richtung etwa winkelrecht war. Einer der uns Besuchenden sprach einige Worte englisch, und brachte einen Brief von einem sich auf der Insel aufhaltenden Engländer aus Sydney, Namens Proctor, mit; derselbe beschäftigte sich daselbst mit Oelgewinnung aus den Cocosnüssen, von welchem Produkte er auch eine kleine Probe, so wie einige wenige Nüsse mitschickte. Sie gaben an, daß sich zwar eine gute Ankerstelle bei ihrer Insel befände, sie aber dieselbe nicht mit Sicherheit angeben könnten. Eben so wenig konnten sie uns die Anzahl der Einwohner nennen. In einer kleinen Arbeit, eines jetzt in Sydney ansässigen Missionärs, Mr. Threlfeld, der mehrere der Inselgruppen der hiesigen Gegend vielfach besucht hat, wird angegeben, daß ein englischer Matrose und ein Weib von den Samao-Inseln sich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts daselbst niedergelassen hätten; die jetzigen Einwohner sollen Abkömmlinge dieses Paares sein, und er schätzt ihre Anzahl auf etwa einhundertundsechzig. Wahrscheinlicher Weise ist jedoch diese Schätzung zu hoch gegriffen. Außer Cocosnüssen findet man noch Bananen, Brodfrüchte und Hühner auf den Inseln, wenn gleich nicht in bedeutender Zahl.

Am 10. war keine Strömung zu bemerken, aber während der beiden folgenden Tage wurde die Fregatte dreiundsechzig (eilf schwedische) Meilen genau nach Osten hin versetzt. Zwischen dem 13. und dem 15. ließ sich wieder keine merkliche Stromversetzung spüren, aber zwischen dem 15. und dem 20. wurden wir funfzig (neun schwedische) Meilen nach Nordosten versetzt. Die Breite ist während dieser Zeit zwischen 2 Grad Süd und 5 Grad Nord gewesen, die Länge um den 162. Grad Osten herum. Es war zum vierten Male, daß wir im stillen Meere in der Nähe des Aequators diese Strömung nach Osten hin spürten.

Vom 10. ab, denselben mit inbegriffen, bis zum 19. einschließlich, lagen wir bei herumlaufenden Winden, die sich jedoch überwiegend aus der nördlichen Hälfte des Horizontes her hielten und im Allgemeinen schwach waren, wenn schon auch einige Male auf ein Paar Stunden ein frisches Blasen vorkam, so wie sich auch einige Stoß-Winde und Regenschauer fühlbar machten. Die Temperatur des Niederschlages betrug 22 bis 23 Grad, die der Luft stieg am Tage bis zu 32 Grad, und die des Meeres einmal bis zu 31 Grad, obschon sie gewöhnlich nur 28 bis 29 Grad zeigte. Die Feuchtigkeit der Luft und die Windstille machten die schon an und für sich so starke Hitze äußerst drückend*), man hörte von allen Seiten nur nach frischer Luft schnappen und sich beklagen. Das Wetter war dabei im Ganzen genommen doch schön, unerachtet die Luft dick war, und ein Paar Tage hintereinander starke Regenschauer fielen. Blitze wurden ein Paar Mal sichtbar. Die Deinung war nur höchst unbedeutend. Die Linie wurde von uns zum siebenten Male während dieser Reise am Nachmittage des 13. unter dem 162. Grade östlicher Länge geschnitten. Am 16. wurden eine Menge Haie, Tummler und allerlei Fische um die Fregatte herum sichtbar. Auf den meisten englischen Seekarten liegt in diesen Gegenden, gleich südlich vom Aequator, eine ziemlich bedeutende Insel, Schanks-Insel genannt, angegeben. Diese Insel existirt aber, wie mit der größten Gewißheit behauptet werden kann, gar nicht, und ist auch auf allen neueren französischen Karten weggelassen. Die etwas östlicher liegende „Pleasant Island“ findet sich dagegen wirklich, und ist unter Anderen auch von dem Capitain Werngren besucht worden.

Am 20. ließ sich eine starke Deining von Nordosten aus verspüren, und der Wind kam beständig aus Südosten, wenn gleich er nicht sehr frisch war. Während des Sonnenunterganges waren wir bei klarem

*) Capitain Werngren, der die meisten Fahrwasser befahren hat, giebt an nie auf der See eine so starke Hitze gefühlt zu haben, wie in dieser Gegend. Sie ging hinauf bis zu 102 Grad Fahrenheit oder 39 Grad Cels. (31 Reaum.)

Wetter nur noch zehn (zwei schwedische) Meilen von der auf den meisten oder allen englischen Seekarten angegebenen „Single Island“ entfernt, und passirten um 7 Uhr Nachmittags im klarsten Mondscheine in weniger Entfernung, als eine Viertelmeile von der angegebenen Stelle, die nach der von Hobbs 1850 herausgegebenen Karte unter 5° 40′ nördlicher Breite und 160° 49′ östlicher Länge liegt. Sie befindet sich also mit Gewißheit nicht auf dieser Stelle, und deren Nichtvorhandensein wird durch den Umstand bestärkt, daß auch sie auf allen neueren französischen Seekarten weggelassen ist, und die Franzosen sind unleugbar die Nation, die am genauesten diesen Theil des stillen Meeres untersucht hat*). Wir werden bald Gelegenheit bekommen uns hierüber noch weiter zu äußern. Eine an Bord gekommene Meerschwalbe zeigte uns jedoch, daß Land nicht zu entlegen sein könnte. Wir begegneten an diesem Tage den einzigen Segler, den wir auf der ganzen Reise, zwischen Sydney und Hongkong, zu sehen bekamen, wenn wir den ausnehmen, welcher uns dicht vor dem letzterwähnten Orte sichtbar wurde. Es war ein amerikanisches Walfischfängerschiff, eine kleine schmutzige Barke, die nach Süden zu steuerte. Die Ausluger nach dem Wetter und die vielen Boote machen immer einen Walfischfänger von jedem anderen gewöhnlichen Handels-Fahrzeuge leicht erkennbar.

Am 21. bekamen wir unter 6 Grad nördlicher Breite den Nordostpassat mit mittelmäßiger Briese und dem herrlichsten Wetter. Die Hitze war jetzt nicht mehr drückend, aber die Temperatur des Meerwassers hielt sich fortwährend auf 28 bis 29 Grad. Am Morgen hatten wir im Nordosten die Mac-Askills-Inseln vom Topp aus in Sicht; sie sind niedrig und mit Baumwuchs bestanden, und liegen auf den französischen Karten richtig angegeben. Der Cours wurde nur auf die kleine Inselgruppe hingenommen, die auf den englischen Karten „Wellington-Inseln“ genannt wird, auf den französischen aber „Duperrey-Inseln“ heißt, nach dem Entdecker derselben, der sie während seiner Expedition auf der Corvette Coquille fand. Um 2 Uhr Nachmittags hatten wir diese Gruppe in Sicht bekommen und drehten um 4¼ Uhr außerhalb derselben bei. Die Zahl der Inseln beläuft sich auf drei, sie werden von einem Corallenriffe umschlossen, sind niedrig, aber mit hohen Cocospalmen bewachsen. Auf der Seeseite bricht sich eine gewaltige Brandung, aber auf der anderen Seite kann man in der allerschönsten Sicherheit innerhalb des

*) Der Verfasser sprach in Whampoa mit einem englischen Kauffahrtei-Capitain, der bereits mehrere Reisen zwischen Sydney und China gemacht hatte, und dabei eifrig sowohl die Shauks-Insel, wie Single Island gesucht hatte, sie jedoch nirgends fand, weßhalb er sie auch auf seinen Karten ausgestrichen hatte.

sie umgebenden Riffs landen, zwischen welchem und dem Strande sich eine breite Rinne mit tiefem Wasser befindet.

Ein Boot sah man bald von den Inseln herbeikommen, dem auch ein Paar Kanots folgten. In dem Boote befanden sich zwei entlaufene amerikanische Matrosen, welche sich erboten uns die Erfrischungen zu verschaffen, die wir uns wünschten, und welche die Insel uns zu bieten hatte; dieselben bestanden aus Cocosnüssen, Tarowurzeln, Hühnern, Schweinen und Schildkröten. Für schöne große Exemplare der Letzteren wurden drei Piaster, und für ein Schwein sechs Cents oder ungefähr eilf Schilling Reichsgeld für das Pfund vom Gewichte des lebenden Viehes gefordert. Ihr Angebot wurde angenommen, und sie begaben sich sogleich an das Land zurück, um uns die erwähnten Artikel zu verschaffen; der Magister Andersson folgte ihnen dorthin. Diese Kerle berichteten uns, daß die Insel von den Eingeborenen Mogal genannt wird, welcher Name auch von Duperrey für eine derselben beibehalten ist, während er eine andere „Aura" und die dritte „Ugai" nennt. Eine Ankerstelle findet sich hier nicht. Die Zahl der Einwohner soll sich der Angabe nach auf ungefähr einhundert belaufen. Einige derselben kamen zu uns an Bord; sie glichen vollkommen den Bewohnern der Stewarts-Inseln, waren aber noch etwas mehr tätowirt. Auch ihre Kleidung bestand lediglich aus einem schmalen Gürtel um die Hüften. Ihr Aussehen, Auftreten und ihre Lebensweise deutet die größte Sanftmuth und Bescheidenheit an, welche Eigenschaften auch durch die Gewalt bezeugt werden, die den beiden entlaufenen Matrosen sich anzueignen geglückt ist. Dieselben hatten den ganzen Handel mit den besuchenden Fahrzeugen monopolisirt, und jeder derselben sich mit einem kleinen Harem von einem halben Dutzend der Schönheiten dieser Insel versehen. Durch direkten Handel mit den Eingeborenen würden die Lebensmittel sicherlich zu weit billigeren, als den oben erwähnten Preisen im Austausche gegen Messer, Zeug und dergleichen bei im Naturzustande lebenden Völkern geschätzten Artikeln erhalten werden können. Der Brodfruchtbaum wächst auf den Inseln, es wurde aber in dieser Jahreszeit keine reife Frucht an demselben gefunden. Nachdem wir ein Paar Schildkröten und einige Ferkel erhalten hatten, brassten wir um 8 Uhr Nachmittags voll und hielten westwärts auf Pouynypet oder Ascension zu.

Duperrey hielt sich eine längere Zeit hindurch auf Ualan, der östlichsten unter den Karolinen-Inseln auf und bestimmte ihre Länge durch zahlreiche Monddistanzen*). Er hatte von dort bis zu den Inseln, welche seinen

---

*) Ihre Zahl erreicht 550. Die von ihm hierdurch aufgefundene Länge ist die auf allen neueren Karten benutzte.

Namen tragen, nur eine dreitägige Reise zu machen gehabt, und seine fünf Chronometer können in dieser kurzen Zeit, ungeachtet ihrer schlechten Beschaffenheit, nicht bedeutend von ihrem berechneten Gange abgewichen sein; die für diese letzteren Inseln durch Rechnung gewonnenen Längen müssen fast dieselbe Genauigkeit besitzen, wie die Ualans. Das östlichste Vorgebirge dieser Gruppe wird, als unter 159° 50′ östlicher Länge liegend angegeben. Unsere drei Chronometer ergeben 159° 49′ und 159° 50′, so wie 160° 7′, aber die Angaben des Letzteren waren schon eine ganze Zeit lang bei Seite gelassen, in Rücksicht auf die, durch den täglichen Vergleich mit den beiden anderen deutlich an den Tag gelegte Unsicherheit in seinem Gange. Bei den Längen, die wir bald für einige Punkte im Inneren des Karolinen-Archipelagus angeben werden, beruht die Bestimmung nur auf die beiden ersteren, aber die gute Uebereinstimmung mit den Längen der Duperrey-Inseln eben sowohl, als mit der von Umata (auf Guam), die auf davon unabhängigen Wegen ziemlich genau bestimmt sind, zeigt, daß etwas Anderes, als die vergleichsweise unbedeutenden Observationsfehler nicht gut den zwischen diesen Punkten liegenden Längen der von uns bestimmten Orte ankleben kann.

Am folgenden Morgen, dem 22., wurde Pounypet*) gerade vor uns sichtbar; die Höhen derselben waren jedoch in Gewölk gehüllt. Um 8 Uhr Morgens drehte die Fregatte im Osten der Insel bei, und beide Loringsboote wurden klar gemacht, um mit dem Chef an's Land zu gehen, wohin ihn einige Offiziere und die Gelehrten begleiten sollten. Kanots befanden sich schon auf dem Wege zu uns heraus, und bevor die Boote abstoßen konnten, waren schon einige Indianer zu uns an Bord gekommen. Es befand sich auch ein Mann aus Guam unter ihnen, der spanisch sprach und uns die Einfahrt in einen guten Hafen ganz nahe im Lee der Fregatte zeigte. Bald nachdem der Chef das Fahrzeug verlassen hatte, begegnete er einem großen Kanot, welches zwei Engländer heranbrachte, von denen der eine es auf sich nehmen wollte die Eugenie einzulootsen, und uns versicherte, daß es keine Schwierigkeiten habe gegen den Passatwind aufzukreuzen, sondern daß Walfischschuten, die im Allgemeinen doch gerade nicht zu den schnellen Seglern zu gehören pflegen, immer auf solche Weise in die See hinauskämen. Der Chef schickte die Instruction an den Secondchef an Bord, wenn er es für passend hielte und ihm der Kerl bei näherer Prüfung als zuverlässig erschiene, möge er sich durch

*) Wir haben den Namen auf mehrere Arten geschrieben gesehen, wie z. B. Pounypet, Bonibet, Bonybay u. d. m. Die von uns benutzte Schreibart ist die von d'Urville befolgte, dessen Angaben wir in dieser Beziehung für die besten halten. Das stumme e am Schlusse ist als überflüssig ausgeschlossen.

ihn einbringen lassen und vor Anker gehen; aber der Capitain-Lieutenant Kleemann hielt es für's Beste außerhalb vor der Einfahrt zum Hafen unter Segel zu bleiben.

Wir nahten uns inzwischen mit den Booten schnell der Insel, und der Hafen zeigte sich, wenn man sich auf den Wogenkämmen der hohen Deining befand, bald sehr deutlich; wenn man aber in die Vertiefungen zwischen denselben einsank, verschwanden sowohl die Fregatte, als auch die Insel vor Jedermanns Blicken. Nördlich vom Eingange dehnt sich ein bei niedrigem Wasserstande fast trocken liegendes Corallenriff längs dem Strande aus, welches drei schmale niedrige Inseln umfaßt, die üppig mit hohen Cocospalmen bewachsen sind. Auf allen diesen Riffs bricht sich die Deining des stillen Meeres mit ungeheurer Gewalt, riesenhafte Massen von Wasser, mit weißem Schaume bedeckt, hoch auf den Strand hinaufwerfend, der von allen Seiten mit Corallen umgeben wird. Wenn man ein Stück innerhalb des äußersten Riffs vorwärts gekommen ist, hat man ganz stilles Wasser, und bald öffnet sich eine große Bucht vor den Augen, die ungefähr einen Durchmesser von einer Viertelmeile Länge hat, und von hohen, in dichte Laubmassen gehüllten Bergen umgeben ist. In einiger Entfernung erheben sich in der Mitte der Insel Berge bis zu 2—3000 Fuß Höhe, und nach Westen zu schießt ein Paar tausend Ellen vom Strande eine hohe kegelförmige Klippe von rothbrauner Farbe auf, die grell gegen das dunkle, reiche Grün absticht, mit welchem sie von allen Seiten umgeben ist. Man hat hier einen weit ausgedehnten Ankerplatz von fünf bis zu zwanzig Faden Tiefe und Lehmboden, aber Corallenblöcke ragen an mehreren Stellen in bedeutender Entfernung vom Strande aus dem Grunde hervor; der Strand selbst ist aber bis zu dem Grade von Riffen umgeben, daß wir lange nach einem Platze suchten, an dem wir landen könnten, ohne noch ein gutes Stück durch das Wasser waten zu müssen, wobei man sehr leicht über kleine aufrecht stehende Corallenstücke fallen kann, deren scharfe, stachelartige Spitzen und Zacken auch noch außerdem die Kleider und Beine der daran Stoßenden übel zurichten. Schließlich fanden wir jedoch eine Stelle, an welcher die Boote ganz an das Land herankommen konnten, obschon man sich in ziemlichen Haken zwischen Untiefen hindurchwinden mußte, um dorthin zu gelangen. Das zeitgemäße Anschwellen des Wassers soll zwei bis drei Fuß Höhe erreichen, zuweilen jedoch noch ein Paar Fuß höher steigen. Niedriges Wasser trat während der Zeit unseres Besuches um die Mittagszeit ein, oder drei Stunden nach der Culmination des Mondes; hohes Wasser würde also ungefähr neun Stunden nach dem genannten Phänomen bemerkbar sein. Wir haben es gesehen, daß das hohe Wasser auf Tahiti stets zur Mittagszeit und in der Mitternachtsstunde eintritt, es würde

wohl möglich sein können, daß das niedrige Wasser auf Pouynipet immer zu denselben Stunden eintrifft; da wir jedoch nicht so glücklich waren, über das hierin obwaltende Verhältniß einige nähere Unterrichtungen zu erhalten, so ist es klar, daß unsere Angabe über die Hafenzeit von nur geringem Nutzen ist, und wir haben auch nirgendwo einige auf fortgesetzte Observationen gegründete Angaben über das darin herrschende Verhältniß auf den anderen in der Nachbarschaft gelegenen Inseln finden können.

Außer diesem Hafen, über dessen Namen es uns eben so wenig glücken wollte etwas Genaueres zu erfahren, der aber von den besuchenden Walfischfängern „Weather Harbour" genannt wird, giebt es auf der südwestlichen Seite der Insel einen anderen kleineren, der gut sein soll, obschon ihm von Außen etwas schwer beizukommen ist. Der Name desselben soll nach unseren Angaben „Matalina" sein, und er wird sehr oft von Walfischfängerschiffen besucht. Ein solches Fahrzeug lag auch jetzt zur Zeit unseres Besuches dort. Ein Eingeborener, der den Namen Goliath erhalten hat, soll ein guter und zuverlässiger Lootse für beide Häfen sein. Er spricht ziemlich geläufig englisch, und pflegt es auch auf sich zu nehmen die den Fahrzeugen nöthigen Vorräthe von Brennmaterial und Lebensmitteln zu beschaffen. Diese Letzteren bestehen in Hühnern, Brodfrüchten, Bananen und in den übrigen auf den Inseln des stillen Meeres gewöhnlichen Früchten; es sollen sich auch gute Schweine hier vorfinden, doch nicht in recht beträchtlicher Anzahl. Die Brodfrucht war jetzt, im Monat November, hier noch nicht reif. An Holz und gutem Wasser findet man reichlichen Zugang. Wenn die Sonne südlich vom Aequator steht, bläst der Nordostpassat ebenmäßig und frisch und dabei herrscht schönes Wetter; aber in der entgegengesetzten Jahreszeit sind die westlichen Winde die gewöhnlichen und führen nebliges Wetter mit vielem Regen herbei.

Während wir rund um die Bucht ruderten, sahen wir kaum ein einziges Haus, unerachtet der Menge Kanots, die sich um uns herumbewegten, und die deutlich zu erkennen gaben, daß kein Mangel an Einwohnern hier vorhanden war. Die Kanots waren von der auf allen diesen Inselgruppen vorherrschenden Beschaffenheit, das heißt, mit Auslegern versehen, doch waren sie größer und besser gearbeitet, als die meisten anderen, die wir bisher gesehen hatten, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der großen tongesischen Doppelkanots. Manche, und zwar besonders die größeren, waren roth gemalt; die Farbe derselben hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit dem blutfarbigen Anstriche der schwedischen Landhäuser. Die Ruder der Eingeborenen hatten spitze Blätter. Eine Anzahl Eingeborener versammelte sich bald an unserem Landungsplatze. Sie hatten zwar in allen Hauptsachen dasselbe Ansehen, wie sämmtliche Polynesier, die wir bereits

beschrieben haben, jedoch glichen die Züge derselben schon mehr den eigentlichen Malaien, indem ihre Nasen platter und weniger hervortretend, als bei den Tahitiern, Tongesen und allen übrigen Inselbewohnern war, wie sich auch ihr ganzer Körperbau als bedeutend zarter und kleiner auswies. Bei verschiedenen war die Augenlinie etwas geneigt, was auf den östlicheren Inselgruppen durchaus nicht der Fall ist. Die Farbe war ungefähr dieselbe, wie die der Inner oder Bewohner der Stewards-Inseln. Die Tracht bestand in einem Gürtel, an welchem ein schmaler Maro, so wie ein kurzer Weiberrock aus Grasgeflecht befestigt war. Der Letztere entbehrte der besonderen Ausschmückung keineswegs, sondern war vielmehr mit Frangen von rothem Wollengarne verziert, wahrscheinlicher Weise die Reste von durch Tauschhandel von Seeleuten erworbenen wollenen Hemden, die auseinander getrennt und rings um den Leib mittelst Schnüre von Cocosnußbast befestigt waren und mit Troddeln von Gras und Wollengarn geschlossen wurden. Die Gürtel waren oft wirklich schön zu nennen, und hatten eingewebte Ränder und Muster und wollene Frangen und Zierrathen von in kleine Ringe geformten Muschelschaalen. Die Farben waren immer roth, schwarz und hellgelb. Wir hörten sagen, daß diese Gürtel nicht auf der Insel, sondern in China angefertigt werden, von wo sie mit den Fahrzeugen, welche in diesem Archipelagus den sogenannten Trepany oder Bicho-do-mar*) erhandeln, hierher gebracht werden. Ohne dieser Angabe etwa widersprechen zu wollen, beweist doch der in viele derselben als Hauptbestandtheil eingehende Cocosnußbast, daß sie wahrscheinlich auf der Insel selbst angefertigt sind, und in der Reiseschilderung der Corvette Coquilles werden die auf den nahe gelegenen Ualan-Insel zu ihrer Verfertigung gebräuchlichen Geräthschaften abgebildet. Sie sind natürlicher Weise von der allereinfachsten Beschaffenheit und gleichen den von der ländlichen Bevölkerung einiger schwedischen Distrikte zum Bandweben gebrauchten vollkommen. Außer dem erwähnten Kleidungsstücke, welches von beiden Geschlechtern in ganz gleicher Weise benutzt wird, aber nicht selten auch fehlt, und sogar vorzugsweise bei dem zarten, wurden auch von verschiedenen Personen Ohrringe und Halsbänder getragen, die sehr nett aus Glasperlen, Muschelschaalen, abgeschliffenen Platten derselben oder Steinen verfertigt waren. Wir erwähnten des zarten Geschlechtes, aber nach den Exemplaren zu urtheilen, welche wir sahen, verdient es hier keineswegs einen solchen Namen. Alle waren

*) Trepank oder Bicho-do-mar sind mehrere Arten Weichthiere, welche die Chinesen mit großem Geschmacke verzehren. Sie gehören der Art der „Holothuria“ an. Der erste Name ist malaiisch, der letztere portugiesisch und bedeutet Meeresgeschmack.

klein und von kurzen Gliedern, ihre breiten Gesichter, zusammengedrückten Augen, große, unförmliche Münder boten nichts Schönes dar, und ihre Körperformen entbehrten sogar gänzlich der blühenden Ueppigkeit, die wir auf Tahiti und Tonga, als etwas gewöhnliches bemerkt hatten. In den Ohren trugen sie Schmuck von verschiedener Beschaffenheit; der sonderbarste war eine Art kegelförmiger, hohler Stücke von Cocosnußschaale, die in Löcher in Ohrläppchen gesteckt wurden, wodurch sich dieselben bis zu einer solchen Größe verlängert hatten, daß sie mindestens einen Zoll Durchmesser besaßen. Wenn diese sonderbaren Zierrathen dann fortgenommen wurden, hingen die Ohrläppchen als zerrissene Fleischlappen von höchst widerwärtigem Aussehen herab. Im Uebrigen glich die Tracht der Weiber vollkommen der der Männer, jedoch hatten auch ein Paar Bekleidungen von baumwollenem Zeuge, wenn auch in derselben einfachen Weise. Man darf wohl nicht gar zu ausschließlich die ganze Bevölkerung der Insel nach der beschränkten Zahl Individuen, die wir zu sehen Gelegenheit hatten, beurtheilen, aber das schien uns gewiß, daß die Weiber hier ebenso feil waren, wie auf den von uns schon früher besuchten Inseln, und ihre Männer traten mehrere Male als Mäkler und Unterhändler für dieselben in dieser Art Angelegenheiten auf.

Es wurden von keinem der bei uns versammelten Inselbewohner irgend eine Art Waffen getragen. Sie sollen aus Spießen und Schleudern bestehen; aber viele unter den Häuptlingen und die reicheren Insulaner besitzen auch schon Feuerwaffen, mit deren Anwendung das Volk im Allgemeinen recht gut bekannt zu sein schien. Keulen werden hier gar nicht benutzt, und Bogen kommen auch eben so wenig vor, wenn nicht etwa als Spielzeug; merkwürdig ist es, daß hierin, im Gegensatze zu der rothbraunen Bevölkerung Polynesiens, die schwarze sich dieser Waffe mit der größten Geschicklichkeit bedient und trefflich schießt. Die Bewohner von Pounnypet sollen übrigens sämmtlich von friedfertiger und sanftmüthiger Gemüthsart sein, aber d'Urville erzählt, daß er doch auf Guam erwähnen gehört hätte, daß die Besatzung eines gestrandeten Fahrzeuges daselbst im Jahre 1836 ermordet worden sei. Einige wenige Hütten befanden sich in der Nähe unseres Landungsplatzes; sie waren ganz schmal, in ihrer Form den auf Foa gebräuchlichen gleichend, nur mit dem Unterschiede, daß sie etwas weniger über den Erdboden erhöht schienen. Die meisten waren von kleinen Anpflanzungen von Bananenbäumen umgeben, mit einer Umzäunung von Stangen geschützt und mit Schnüren von Cocosnußbast umwunden. Eine Spur von Industrie war nicht zu finden, aber nach der Nettigkeit und Sauberkeit zu urtheilen, mit der sowohl der Gürtel, als Hemden, wie die oben erwähnten Schmuckgegenstände und andere



Farbendruck v. Gebr. Delius in Berlin

EINGEBORNER DER INSEL POUINIPET

Die Carolinen.

Kleinigkeiten angefertigt waren, muß ihnen ein nicht ungewöhnlicher Grad von Geschicklichkeit eigenthümlich sein.

Elephantiasis soll auf der Insel vorkommen, und es waren mehrere Individuen zu sehen, die mit flechtenartigen Ausschlägen und in Fäulniß übergehenden Wunden behaftet und bedeckt waren. Ein junger Mann zeigte sich, dessen ganzer Körper gleichsam mit einer dicken Schicht von gelblich grünen Schörfen, welche hier und dort auch rauhe Ränder und Flecke hatten, überzogen war; mehrere Andere waren im geringeren Grade auf dieselbe Art angegriffen, und kein Alter schien von diesem abscheulichen Gebrechen ganz verschont geblieben zu sein. So war einem Jünglinge das ganze äußerste Glied des einen Fingers in einen schwarzbraunen Klumpen von dem scheußlichsten Aussehen verwandelt, und aus seiner jämmerlichen und unser höchstes Mitleid erregenden Miene, als er von uns Heilmittel für dasselbe verlangte, schien es hervorzugehen, daß seine Krankheit ihm bedeutende Plagen verursachte. Es wurde uns gesagt, daß diese Krankheit im Anfange ihres Auftretens leicht zu heilen wäre, wozu das Harz, welches aus dem Stamme des Brodfruchtbaumes ausschwitze, als Arzenei verwendet würde, daß aber die Eingeborenen mit der vollkommensten Gleichgültigkeit den Ausschlag und die Wunden sich verbreiten und einen Körpertheil nach dem anderen davon ergreifen ließen.

So weit wir Gelegenheiten hatten unsere Wanderungen auszudehnen, ergab sich das Terrain als aus ziemlich steilen Hügeln bestehend, und die Bestandtheile des Erdbodens zeigten sich als fette Lehmsorten, deren Schlüpfrigkeit nach dem Regen der vorhergehenden Nacht oft das Gehen beschwerlich machte. Die Ueppigkeit der Vegetation übertraf fast Alles, was wir bisher schon davon gesehen hatten; der Brodfruchtbaum erwuchs zu einer überraschenden Höhe, und an manchen Stellen wanderte man unter so dichten Laubgewölben, daß kein Sonnenstrahl durch dieselben auf den Boden zu dringen vermochte. Dieser war feucht und weich, und die Atmosphäre in den natürlichen bedeckten Gängen von einer modrigen und dabei doch erstickenden Hitze. In der Waldung wurde eine bedeutende Anzahl Vögel angetroffen, wenn schon die Arten derselben nicht sehr zahlreich waren; die gewöhnlichsten waren eine prächtige Taube, von der Größe unserer Ringeltauben, und eine Art Papagey, der in den prahlendsten Farben strahlte. Von der ersteren schossen wir im Laufe des Tages dreißig oder vierzig Exemplare und von der letzteren mindestens einige zwanzig, wie wir auch durch Tausch ein Paar derselben von den Einwohnern lebend erhielten. Wenn es uns unsere Zeit gestattet hätte einige Tage hier zu bleiben, so daß wir die inneren Theile auch hätten besuchen können, dann würde sicher auf eine reiche Erndte von Naturerzeugnissen zu rechnen gewesen sein. Es konnte durchaus keine Gefahr

mit den Streifzügen verknüpft sein, die man vorzunehmen hatte, und da es noch keine vollständigere Beschreibung der Insel giebt, wenigstens keine die der Oeffentlichkeit übergeben ist, so würde eine solche auch von um so größerem Interesse gewesen sein. Die sich weit ausdehnenden Corallenriffe bieten gewiß eine Menge Arten von Meeresthieren dar, und die Wälder im Inneren der Inseln dürften auch noch ein oder das andere Nützliche oder weniger Bekannte aufzuweisen haben. Außerdem werden auf der Insel Ruinen gefunden, die den auf Tinian (einer Insel der Ladronen Gruppe) befindlichen gleichen sollen, deren Abzeichnung und Beschreibung keineswegs ohne Interesse geblieben sein würde, und zu deren Besuch es nun leider nicht hinreichend Zeit war. Aber die weite Entfernung, die wir noch zu durchsegeln hatten, und die viele Häfen, die noch von uns besucht werden sollten, erlaubten uns hierselbst keinen Aufenthalt zu nehmen, falls die Expedition innerhalb der ihr ausgesetzten Zeit die Küsten des Vaterlandes wieder erreichen sollte.

Die Zugänge, welche Pouynypet dem Seefahrenden darbietet, sind schon durch das Vorhergehende bekannt geworden. Geld ist unter der eingeborenen Bevölkerung bisher noch kaum gangbar, und man erhält Alles, was man verlangt, zu weit billigeren Preisen durch Tausch gegen baumwollene Zeuge, Eisenwaaren, Munition und Tabak. Während unseres Aufenthaltes im Lande wurde ein lebhafter Handel mit Muscheln, Schmucksachen und anderen Kleinigkeiten getrieben.

Ebenso wie auf den meisten der anderen Inseln des stillen Meeres hat sich auch hier auf diesem Eilande eine Anzahl entlaufener Matrosen eingenistet. Von den dreißig, die dem Gerüchte nach hier ansässig sein sollen, konnten wir nur mit zweien Bekanntschaft machen. Der eine derselben war Untersteuermann auf einem Walfischfänger-Schiffe amerikanischer Nation gewesen und hatte sich hier erst seit kurzer Zeit aufgehalten, aber der andere, ein Engländer, bewohnte die Insel jetzt bereits im siebzehnten Jahre. Er schien ein rascher und entschlossener Kerl zu sein, im Allgemeinen darf man jedoch nicht zu viel Vertrauen auf den Werth des Charakters solcher Individuen setzen. Die meisten sind große Schelme und größtentheils die Anstifter oder mindestens die entfernte Ursache zu den Ueberrumpelungen und Plünderungen, denen die hierher kommenden kleinen Fahrzeuge oft genug ausgesetzt sind, deren Zweck bei dem Besuche dieser entlegenen Fahrwasser ein höchst eigenthümlicher Handel mit allerlei europäischen Waaren ist, gegen welche sie sich Trepang, Schildkrötenschaalen, Perlen, Perlemutter, Sandelholz und einige kleinere für sie Werth besitzende Artikel eintauschen. Ein schwedisches Fahrzeug, die Brigantine Bull, von Stockholm aus fahrend, unter dem Capitain Werngren, ist ein Paar Jahre hindurch mit diesem abentheuerlichen Handel beschäftigt

gewesen. Es ist klar einleuchtend, daß für denselben nicht nur von dem Befehlshaber eine genaue Kenntniß sowohl des Fahrzeuges, als auch der Sitten und Gemüthsart der Bewohner auf den verschiedenen Inselgruppen besessen werden muß, sondern daß ihm auch Entschlossenheit, mit gehöriger Wachsamkeit und Vorsicht vereinigt, nöthig ist. Unter diesen Capitainen trifft man daher auch oft Männer von ausgezeichneter Tüchtigkeit und die auch in ihrem eigenen Interesse die Eingeborenen mit Gerechtigkeit behandeln, aber auch wieder eben so oft andere, die hier frei von allen Gesetzen und Bändern, welche die staatliche Ordnung anderswo auferlegt, kein Mittel scheuen, und gewaltsam oder auf betrügerische Weise sich Gewinn und Vortheile zu verschaffen suchen. d'Urville berichtet in seiner letzten Reise, wie ein Franzose, mit Namen „Bureau," der lange den Handel auf den Fidji-Inseln betrieben hatte, einem Häuptlinge, gegen eine erhebliche Vergeltungssumme, die Benutzung seiner Fahrzeuge zu Angriffen auf die Küsten seiner Nachbaren gestattete, und seinen Passagieren erlaubte an seinem Bord die Leichen der Erschlagenen zu kochen und zu braten*). Die Vergeltung einer solchen entehrenden Handlung ließ nicht lange auf sich warten, und Bureau wurde gleichzeitig mit dem größten Theile seiner Besatzung auf Veranstaltung desselben Häuptlings auf Viti-Levu ermordet und sein Fahrzeug geplündert. Da die Straflosigkeit für diese Gewaltthat wahrscheinlich für die Inselbewohner nur eine Aufmunterung zu neuen Mordversuchen geworden ist, ließ d'Urville Piva, die Hauptstadt des erwähnten Häuptlings, die auf einer kleinen Insel des gleichen Namens, nahe bei der östlichen Küste Viti-Levu's liegt, zerstören.

Außer den auf der Insel eigentlich ansässigen Ausländern hielt sich für jetzt auch ein Deutscher, mit Namen „Overbeck," dort auf, der sich in der Nähe des Hafens damit beschäftigte Trepang zu fischen, wobei ihm die Eingeborenen gegen eine geringe Bezahlung freiwillig fleißigen Beistand leisteten. Ein Paar amerikanische Missionäre sollten laut der Angabe des oben erwähnten Engländers auch hier ansässig sein, aber in ihrem heiligen Werke bisher keinen großen Erfolg erzielt haben. Die in dem vorhergehenden Capitel erwähnten katholischen Missionäre, Bachelot und Short, begaben sich hierher, nachdem sie gegen das Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhundertes von den hawaiischen Inseln weggewiesen waren. Bachelot erreichte die Insel aber nicht, sondern starb auf dem Wege, und Short's Schicksal ist uns unbekannt geblieben.

Pouynypet ist seiner Form nach fast ein Quadrat mit einer Seitenlänge von kaum zwei schwedischen Meilen, und soll in fünf kleine Reiche

---

*) Voyage au Pole Sud, IV, 171 — 190. Die Begebenheit trug sich im Jahre 1834 zu.

unter verschiedenen Häuptlingen oder Fürsten zerfallen. Die Bevölkerung giebt man über dreitausend Individuen hinaufgehend an. Die Ufer werden auf allen Seiten von Corallenriffen umgeben, von denen mehrere als kleine Inselchen aus dem Meere hervorragen. In kurzer Entfernung im Südwesten und Nordwesten liegen zwei sogenannte Atollen oder kranzförmige Corallenriffe, die eine Lagune umschließen; von beiden sehen nur einige kleine Buckel aus der Wasseroberfläche heraus. Die Ausführlichkeit in diesen Details, mit welchen allen die Insel auf der von dem Ingenieur-Hydrographen Vincendon-Dumoulin im Jahre 1847 herausgegebenen Karte der Karolinen-Inseln abgezeichnet ist, gewiß der besten aller Karten, die man über dieselben finden kann, zeigt, daß sie in hydrographischer Hinsicht irgend einmal genau untersucht sein muß, doch glückte es uns nicht herauszufinden von wem. Weder Freycinet, Duperrey und d'Urville haben dieselbe besucht, und obschon wir Lutkes Reise nicht gesehen haben, sind wir überzeugt, daß dieser Seefahrende nicht einmal die Insel gesehen hat. Wir haben mehrere Tabellen über geographische Positionen schnell durchlaufen ohne einige Angaben über die Lage derselben zu finden. In Gehlers physikalischem Wörterbuche findet man eine solche, die im Jahre 1843 von Littrow ausgearbeitet ist; sie nahm sechzig Punkte innerhalb des Karolinischen Archipelagus auf, aber kein einziger befindet sich darunter, der möglicherweise Pouynypet sein könnte. Nach unserer Rückkehr nach Stockholm fanden wir schließlich in einer im Jahre 1828 herausgegebenen Arbeit*), nach Riddle, als Autorität, die Lage derselben unter dem 6. Grade 53 Minuten nördlicher Breite und 158. Grade 53 Minuten östlicher Länge, und in Nories Navigation unter 158 Grad 25 Minuten, ohne daß sich die Autorität desselben angegeben findet. Da kein specieller Punkt der Insel angegeben wurde, so wollen wir diese beiden Annahmen für ihre Mitte gelten lassen. Vincendon-Dumoulins oben erwähnte Karte giebt dieselbe Breite an, aber 158 Grad 1 Minute nach Ost. Diese Länge kann aber als dieselbe, wie die vorgehende Länge angesehen werden, weil die Beobachtungen an Bord angestellt wurden, und die Fehlerhaftigkeit in den angenommenen Abstand von der Insel den wenig bedeutenden Unterschied verursachen kann; dahingegen können Beobachtungsfehler keine Abweichung von 21 Grad in der Länge verursachen, und die Angaben unserer Chronometer stimmten, wie wir es am vorhergehenden Tage bei den Duperrey-Inseln gesehen haben, mit diesen Längen überein, welche mit Fug und Recht wohl als bestimmt angenommen werden können. Wir wagen also die Ueberzeugung zu hegen, daß die von uns angegebene Lage genauer, als irgend eine vorher mitgetheilte ist, und beklagen es

*) Tables des principales positions géonomiques, par Coulier. Paris 1828.

nur, daß wir es nicht wissen, aus welchen Quellen die auf den vorhin erwähnten Karten benutzten genommen sind. Irgend eine englische Expedition hat, so viel wir es wenigstens wissen, diesen Archipelagus noch nicht besucht.

Bei Sonnenuntergang waren alle unsere Boote und alle deren Passagiere wieder an Bord angelangt, worauf wir längs der südlichen Küste der Insel passirten und unseren Cours südwärts von der Insel nahmen, welche auf Vincendon-Dumoulins Karte San Augustin benannt wurde, während das weit herabhängende Riff Baxa-Triste genannt wird. Am folgenden Tage, dem 23., hatten wir am Morgen ein Paar Regenschauer, und der Wind blieb bis zum Nachmittage schwach und unbeständig. Zur Mittagszeit war uns Pouynypet noch in einer Entfernung von funfzig, oder fast neun schwedischen Meilen in Sicht. Eine Stunde nach Mitternacht, am 24., hatten wir schon nach unserer Berechnung den Meridian von San Augustin geschnitten und änderten den Cours nach Nordwesten zum Westen ein halb West, welcher Strich, der Karte nach, die Fregatte klar aus allen Gefährlichkeiten herausführen sollte. Die Briese war jetzt frisch und die Fregatte lief mit guter Fahrt. Gerade als der Tag zu grauen anfing, wurde der wachthabende Offizier, Premier-Lieutenant Fries, vor uns Etwas gewahr, was einem Kanot zu gleichen schien, da sich aber gleich darauf die Brandungen zeigten, ließ es sich erkennen, daß der gesehene Gegenstand ein aufrecht stehender Corallenbuckel war, und bald darauf zeigten sich noch mehrere dergleichen. Im Augenblicke wurde ein Theil Segel geborgen und der Cours mehr nach Westen hin geändert, um der Kante des Riffes zu folgen. Binnen Kurzem wurde auch eine am westlichen Ende des Riffes liegende, mit Wald bewachsene kleine Insel gesehen, welche bis zur Mittagszeit in Sicht blieb. Wir müssen nun noch Etwas über diese Untiefen anführen, obschon dasselbe für den größeren Kreis unserer Leser kaum ein Interesse haben kann.

Auf Dumoulins Karte, die er im Jahre 1847 herausgab, liegt San Augustin unter dem 7° 45′ nördlicher Breite und dem 155° 55′ östlicher Länge. Dieselbe Lage findet sich in der oben erwähnten, in Gehlers Wörterbuch befindlichen Positionstabelle auch angegeben; als Autorität steht Duperrey da, dessen Cours auf der Corvette Coquille ihn jedoch nie in Sicht weder der Untiefen, noch der Insel gebracht hatte, sondern der sich vielmehr darauf beschränkte die Mittheilung einer Angabe aus dem vorigen Jahrhunderte zu machen. Dieselbe Tabelle nahm eine Klippe auf, „Bordelaise" genannt, die unter dem 7° 39′ nördlicher Breite und 155° 5′ östlicher Länge liegt, die sich aber nicht auf Dumoulins Karte vorfindet. Auf der von dem Engländer Hobbs im Jahre 1850

herausgegebenen Karte fehlt San Augustin mit seinem Riffe, aber Bordelaise findet sich auf den in Gehlers Tabelle angegebenen Punkt gezeichnet. Wir haben also drei sich untereinander bestreitende Autoritäten, von denen die erste das Vorhandensein einer Klippe annimmt, während die zweite an zwei glaubt, und die dritte wieder nur an eine, aber nicht dieselbe meint, wie die erste. Nach unseren Chronometern liegt die von uns gesehene Insel unter 7° 40′ nördlicher Breite und 155° 10′ östlicher Länge, wenn nicht die kleine Insel mit der als Bordelaise angegebenen Klippe übereinstimmt, während sowohl die Lage des Riffes in seinem Verhältnisse zur Insel, als auch die Gestalt desselben eine entschiedene Aehnlichkeit mit der von Dumoulin auf seiner Karte bezeichneten San Augustin Insel und Baxa Triste hat. Wahrscheinlich sind die beiden erwähnten Untiefen ein und dieselbe, und deren von uns angegebenen Lage kann nicht gut mit bedeutenden Fehlern behaftet sein. Das Riff erstreckt sich von der Insel aus nach Südost, biegt sich sodann nach Nordnordost und scheint, nach dem letzterwähnten Wetterstrich zu, eine weite Oeffnung zu haben. Die Dimensionen können wir nicht angeben, wenigstens nicht mit einiger Sicherheit. Es liegt zum größten Theile unter dem Wasserspiegel verborgen, nur hier und da ragen kleine Kuppen hervor. Auf dem Theile derselben längs welchem wir segelten, geht die Brandung besonders stark. Um $2\frac{3}{4}$ Uhr Nachmittags wurden wir von dem Vortoppe ein Schiff gewahr, und gleich darauf bemerkten wir eine Brandung gerade vor uns. Es dauerte auch gar nicht lange, so wurden uns beide auch vom Verdecke aus sichtbar. Das Schiff kam uns einigermaßen sonderbar vor, Einige hielten ihn, seinem Aussehen nach, für ein auf dem Riffe gestrandetes Fahrzeug, während Andere wieder der Meinung waren, daß es nur ein großes Kanot sei. Wir nahten uns demselben schnell und hielten auf das Riff zu, wo es sich denn sehr bald herausstellte, daß leider die erste Meinung die richtige war. Mitten in der Brandung auf dem südöstlichen Ende eines sich weit erstreckenden Riffes stand nämlich das Wrack eines Schiffes mit dem Vorsteven nach Südosten gerichtet und mit dem Bugspriet hoch in die Luft deutend, während das Hinterschiff unter Wasser lag. Stumpen der Masse standen noch aufrecht da, und einige kleine Spiren lagen auf dem Verdecke umhergestreut. Die Relingen waren zu einem Theile zerschlagen und die Borde fast ganz weggespült; wahrscheinlich wurde das Fahrzeug ein kleines Stück im Süden des Wracks auf das Riff geworfen und bildete dort einen kleinen aufrecht stehenden Buckel, dessen Beschaffenheit wir jedoch nicht mit Sicherheit unterscheiden konnten. Ein Schuß wurde von der Fregatte gelöst, um die Aufmerksamkeit der noch möglicherweise an Bord befindlichen Menschen zu erwecken, aber kein Zeichen des Vorhandenseins irgend

eines lebenden Wesens wurde sichtbar, und wir bekamen später in Canton zu hören, daß dies Fahrzeug im Anfange dieses Jahres dort verunglückte, daß sich aber die Besatzung in den Booten gerettet hatte.

Dieses Riff findet sich auch auf keiner einzigen englischen Seekarte angegeben, aber auf Dumoulins oft erwähnter Karte steht es unter dem Namen „Récif-Dunkins" als eine Klippe bezeichnet, und die Lage derselben ist unter 8° 8′ nördlicher Breite und 154° 34′ östlicher Länge. Da nicht nur die Lage, sondern auch sogar das Vorhandensein als zweifelhaft angegeben ist, so kann die erstere keine Ansprüche auf Zuverlässigkeit machen. Nach unseren Beobachtungen stand das Wrack unter 8° 7′ nördlicher Breite und 154° 18′ östlicher Länge, und wenn wir annehmen, daß das Riff einen Diameter von sechs bis acht (eine bis anderthalb schwedische) Meilen habe, welche Annahme nicht sehr fehlerhaft sein kann, würde die Mitte desselben unter 8° 10′ nördlicher Breite und 154° 18′ östlicher Länge liegen. Der Unterschied zwischen der Länge der Karte und der von uns gefundenen ist also derselbe, wie der bei Pouynypet gefundene. Dieses Riff darf nicht mit einem anderen desselben Namens verwechselt werden, das einen Grad nördlicher liegt, aber von vielfach größerem Umfange ist und von Dumoulin, als nur seiner Lage nach, zweifelhaft angegeben wird. Als eine Probe eines förmlichen Ringriffes war es höchst interessant anzusehen. Außer dem erwähnten kleinen dunklen Buckel in der Nähe des Wracks war kein Theil desselben über der Meeresoberfläche sichtbar. Von den Toppen aus konnte man sehr deutlich alle Windungen der durch schäumende Brandungen ausgezeichneten Corallenmauer bemerken; denn der blendende weiße Schaum bildete eine scharfe Grenzlinie zwischen der dunkelblauen Färbung des Meeres und dem helleren Blau, welches in der, von dem Riffe umschlossenen Lagune herrschte. Eine Menge ausspringender Nasen und Aeste machten die Gestalt des Riffes selbst ziemlich unregelmäßig, und nach Südwesten zu war eine große Oeffnung zu bemerken, durch welche ohne Zweifel Fahrzeuge, mindestens solche von mittler Größe, in die Lagune eindringen konnten. Wie gefährlich diese Untiefe für die Seefahrt sein muß, ist leicht auch von Jemand einzusehen, der in seinem ganzen Leben noch niemals die See befahren hat; in einer finsteren Nacht oder bei etwas nebligem Wetter werden die Brandungen nicht aus sehr weiter Entfernung gesehen, und es kann unmöglich werden in der Eile richtig zu beurtheilen, nach welcher Seite hin man seinen Weg wählen müßte, um klares Fahrwasser vor sich zu bekommen.

Nachdem wir glücklich bei dieser gefahrdrohenden Stelle vorüber waren, wurde unser Cours zwischen dem großen Dunkinsriff und den niedrigen corallenumkränzten Morillen-Inseln hindurch genommen, und

zur Mittagszeit waren wir, unserer Berechnung nach, aus dem Umkreise des gefährlichen, und wie wir gesehen hatten, auch nicht besonders gut gekannten Karolinen-Archipelagus herausgekommen; wir hatten wieder reines Fahrwasser vor uns bis zu unserem nächsten Bestimmungsorte Guam*), der südlichsten von den Ladronen- oder Marianen-Inseln. Während der letztverflossenen beiden Tage, den 23. und 24. November, war keinerlei Strömung von uns zu bemerken gewesen.

Mit frischem nordöstlichen Winde, und alle Tücher aufgesetzt, die sich nur irgend wie nützlich machen konnten, nahten wir uns mit großer Schnelligkeit Guam. Die Strömung versetzte uns zwischen dem 25. und 27. nach Westsüdwest, und zwar ungefähr fünfzehn (oder zwei und eine halbe schwedische) Meilen in einmal vierundzwanzig Stunden, und in der Morgendämmerung des letzterwähnten Tages zeigte sich Guam hoch und grün vor unseren Blicken. Bald passirten wir um die außerhalb des südlichen Vorgebirges der Insel liegenden kleinen, üppig bewachsenen Eilande herum, und steuerten im Lee der Insel hinauf, woselbst wir mit ein Paar kleinen Schlägen uns hinaufkreuzen mußten, um auf der Rhede von Umata liegen zu können, wo wir um $9\frac{1}{4}$ Uhr des Abends mit dreizehn Faden Tiefe und Sandboden ankerten, und zwar auf einem Punkte, von welchem wir das westlichste Vorgebirge der Insel im Nordnordwest $\frac{1}{2}$ West, und die Flaggenstange auf dem Vorgebirge der nördlichen Bucht im Osten zum Norden hatten. Dieser Ankerplatz kann, unerachtet er nach drei Seiten zu ganz offen ist, während des größten Theils des Jahres als ganz sicher angesehen werden, und sollte der Wind, welcher sich zuweilen zwischen Juli und November hier fühlbar macht, von der West- oder Nord-Ecke her hart wehen, stößt man auf keine Schwierigkeit beim in die See gehen, wenn nur einigermaßen bei Zeiten darauf bedacht ist. Man hat wenig Spuren von der Deining, und die Entfernung von dem Landungsplatze, selbst wo er am tiefsten in die Bucht hinein geht, ist nur eine sehr kurze. Freycinet hat durch eine große Anzahl Monddistanzen die Lage der Kirche von Umata unter dem 144° 40′ östlicher Länge bestimmt, und während d'Urvilles letzter Expedition wurde es festgestellt, daß der dicht neben derselben gelegene sogenannte Palast unter 144° 40′ 19″ östlicher Länge liegt. Unsere Chronometer ergaben 144° 38′, und also kann vernünftiger Weise auch die Richtigkeit der von uns im Inneren des Karolinischen Archipelagus gemachten Bestimmungen nicht in Frage gestellt werden, natürlicher Weise mit Uebersehung der vergleichungsweise wenig bedeutenden Observationsfehler, welche unzertrennbar von der Be-

---

*) Derselbe wird auch Guham, Guaham oder Guahan geschrieben.

Der Uebersetzer.

nutzung des Meereshorizontes und den übrigen störenden Umständen sind. Ein schnelles Aufblühen Australiens muß natürlich auch bald einen lebhaften Handel zwischem demselben und China zu Wege bringen. Eine genauere Kenntniß der Karolinen-Inselgruppe wurde daher zu einem Gegenstande der höchsten Wichtigkeit, und wir haben gesehen, daß noch Manches zu thun bleibt, ehe man sagen kann, daß eine solche gewonnen ist. Bisher sind die französischen Seefahrer fast die Einzigen gewesen, welche ihre Aufmerksamkeit auf diesen Winkel der Weltkugel gerichtet haben, aber auch sie haben doch noch immer nicht den weitläuftigen Inselstrich in ihrer ganzen Ausdehnung untersucht. Wilkes hegte die Absicht ihm einen Theil seiner Zeit zu widmen, aber das Fahrzeug, welches er zu diesem Zwecke abgesendet hatte, wurde durch Windstille und andere Umstände daran verhindert seinen Auftrag zu vollziehen. Da man jetzt aber beinahe schon sagen kann, daß eine der Handelsstraßen Englands durch diesen Archipelagus geht, vermuthen wir fast, daß er nicht mehr lange so unvollständig bekannt bleiben wird, als er es bis jetzt noch ist.

Kaum hatte die Fregatte bei Umata ihre Anker ausgeworfen, als auch schon ein kleines Boot rudernd aus der Bucht zu uns herauskam, einen kleinen Herren in europäischer Tracht mit sich bringend. Es war der Escribano des Distriktes, der mit der äußersten Genauigkeit Rechenschaft von uns verlangte, von wo die Fregatte kam und wohin sie sich zu begeben beabsichtigte, wie viele Kanonen sie führe, und wie groß die Zahl ihrer Bemannung sei, und uns noch verschiedene andere Fragen in gleichem Sinne vorlegte. Der Kerl schien eine fromme Seele zu sein und war übermäßig artig; sein äußerer Anschein verrieth eine starke Beimischung von malaiischem Blute. Sobald er sich an das Land begeben hatte, wurden die Boote ausgesetzt, und ein Jeder von uns beeilte sich die von Jacques Arago in seiner Voyage autour du Monde so poetisch beschriebene Insel und deren Bewohner in näheren Augenschein zu nehmen.

Man landet ganz bequem an dem Strande im Innern der Umata-Bucht, welche von nach entgegenstehenden Seiten ausspringenden steilen Klippen gebildet wird, auf deren äußersten Spitzen ein Paar verfallene kleine Schanzen, mit noch mehr verfallenen und völlig unbrauchbaren Kanonen bewaffnet, die spanische Kriegsmacht repräsentiren. Von dem einen dieser Schandpfähle wehte die rothe und gelbe spanische Flagge. Das Erste, was man bei der Landung zu sehen bekommt, ist die Kirche der Stadt, ein einfaches Gebäude in einer elenden Verfassung; den Weg, der an derselben vorbeiführt, verfolgend, kommt man zu einer kleinen Brücke über einen Bach, und auf der anderen Seite desselben hat man den sogenannten „palacio" vor sich, der der Wohnsitz des „bernador-

cillos*) ist, aber dennoch weder in seinem Aeußeren noch in seinem Inneren Etwas besitzt, was mit Fug und Recht Veranlassung zu dem stolzen Titel, den er bekommen hat, geben konnte. Wenn man bei dem Palast vorüber gekommen ist, kommt man in die Stadt Umata, eine Sammlung von häßlichen und schmutzigen Rohrhütten, welche aber eine Lage hat, die in Beziehung auf Schönheit mit dem Schönsten wetteifert, was wir auf unserer ganzen Reise bisher gesehen hatten. Sie ist auf einem Streifen niedrigen Landes zwischen dem Meere und einigen steilen, mit dichtem Wald bestandenen Bergen erbaut, die Häuser werden von Apfelsinen- und Citronenbäumen, Cocospalmen und Brodfruchtbäumen beschattet, und mitten in der Bucht streckt sich eine ungeheuere Akazie hoch in die Luft aus, weit und breit nach allen Richtungen hin ihre schlanken Aeste mit den feinen, glänzenden Blättern sendend. Die Häuser gleichen den auf Pouynypet gebräuchlichen, sind aber größer, als dort. Alle sind etwas über den Erdboden erhöht, und nach Norden hin kommt man auf einen Weg hinaus, der nach Aganna, der Hauptstadt der Insel führt. Die Entfernung bis dorthin beträgt ungefähr zwei schwedische Meilen, und der Weg soll ziemlich gut sein; da aber Pferde oder Maulesel hier sehr selten sind, giebt es keine andere Art befördert zu werden, als wenn man seine Reise auf einer Kuh oder einem Ochsen reitend unternimmt, falls man sich nicht lieber dazu bequemen will ganz zu Fuße zu gehen. Man kann jedoch auch seewärts dorthin kommen, aber die Boote der Fregatte waren durch Geschäfte an einem anderen Orte aufgehalten, und außerdem war die uns für unseren hiesigen Aufenthalt ausgesetzte Zeit zu kurz, um in derselben die Reise nach Aganna mit einigem Vergnügen und Nutzen vornehmen zu können. Man beschränkte sich also jetzt auf Wanderungen in der Nachbarschaft von Umata, aber bevor wir darüber Rechenschaft ablegen, was sich während derselben unseren Blicken dargestellt hat, wollen wir uns einige Augenblicke mit der dreihundert Personen starken Einwohnerschaft der Stadt, ihrem Aussehen und ihren Sitten aufhalten.

Ungeachtet Aragos, — des Reisebeschreibers und nicht seines Bruders, des ausgezeichneten, erst vor Kurzem dahingeschiedenen Gelehrten, — Wahrhaftigkeit nicht gar zu wohl angeschrieben ist, erwartete und trug man sich doch mit der Hoffnung etwas Aehnliches zu sehen zu bekommen, vielleicht ein Gegenstück zu der von ihm so höchst romantisch beschriebenen Marquita und Doloritas, aber diese Erwartung wurde schändlich betrogen;

---

*) Bernadorcillos bedeutet wortgetreu übersetzt Kleingouverneur. Das Amt entspricht ungefähr dem eines französischen Maires.

Der Uebersetzer.

denn eine Sammlung von häßlicheren Hexen, als man hier aufgestapelt sah, läßt sich auch wohl nur mit Schwierigkeit denken. Guams Bewohner sind Malaien, aber die Aehnlichkeit mit den Polynesiern ist dennoch augenscheinlich, so daß sie uns ein Mittelglied zwischen diesen und den eigentlichen Malaien zu sein scheinen, was, wie wir es schon erwähnt haben, auch der Fall mit der Bevölkerung von Pouynypet ist. Man sieht hier eine plattere, weniger hervorspringende Form der Nase, kleinere Augen, mehr hervorstehende Backenknochen und einen breiteren Mund, als wir ihn bisher auf den Inseln des stillen Meeres zu sehen gewohnt waren; und man sucht vergeblich bei den Männern nach dem athletischen Baue, bei den Weibern nach den schönen Formen, welche dort, wenn auch nicht allgemein, doch mindestens sehr gewöhnlich sind. Alle Töchter Guams, welche zu betrachten wir Gelegenheit hatten, junge, wie alte, waren von einer abschreckenden Häßlichkeit, und der widerwärtige Gebrauch Betel zu kauen, durch welchen die Zähne schwarzbraun werden und die Lippen ein Aussehen annehmen, als wären sie abgebissen und blutig, trägt keineswegs dazu bei ihren, auch schon ohne dies wenig angenehmen und einladenden Mund zu verschönern. Ihre Tracht besteht in einem Rocke, meistentheils aus einem in grellen Farben quarrirten Stück Zeuge und einer kurzen Jacke mit Aermeln, welche bis zum Handgelenke herunterreichen. Da kein Stück Leinenzeug unter diesen Kleidungsstücken benutzt wird, sieht man die rothbraune oder gelbbraune Farbe des nackten Körpers durch den größeren oder kleineren Zwischenraum, den sie meist offen lassen, hervorsehen, und da die Jacke außerdem selten zugeknöpft ist, kann man mit dem besten Willen von der Welt dem nicht entgehen, ein ganzes Theil mehr zu sehen, als was man bei uns, trotz der ungeheueren Fortschritte der neuesten Zeit zu zeigen, mit dem Anstande vereinbar hält. Zuweilen fehlt auch die Jacke ganz. — Die Männer sind weniger abschreckend, als die Weiber, ohne jedoch Anspruch auf ein nur einigermaßen angenehmes Aeußere machen zu können; ihre Tracht besteht aus einem Hemde, ein Paar mehr oder weniger zerrissenen Hosen, und einem Strohhute, oder aus dem im ostindischen Archipelagus gewöhnlichen schüsselförmigen Hute.

Die Ladronen-Inseln werden von einem Gouverneure regiert, der unter den Oberbefehl des General-Gouverneurs in Manila gehört. Er wohnt in Aganna, einer Stadt mit 5000 Einwohnern, die ungefähr in der Mitte der westlichen Küste der Insel liegt, und hat unter seinem Befehle eine Stärke von ungefähr 100 Soldaten, gewöhnlich aus den auf Luzon angeworbenen Truppen ausgewählt. Die verschiedenen Distrikte, in welche die Insel getheilt ist, werden von Gobernadocillos beherrscht, die ebenso, wie einige andere öffentliche Beamten, von den Einwohnern

des Distriktes gewählt werden. Wir werden weiter unten, wenn wir in unserer Schilderung bei Manila angekommen sind, etwas Weiteres über die Details dieser Organisation, die in allen spanisch-ostindischen Besitzungen Statt hat, und in denen diese Art Regierung gewiß nicht der Härte und Grausamkeit beschuldigt werden kann, angeben. Die ganze Bevölkerung der Insel soll sich auf ungefähr 7000 Individuen belaufen, die schon seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts sämmtlich Christen sind. Die Priesterschaft besteht aus vier Kirchenvorständen mit ihren Gehülfen; der oberste Priester der Kirche von Aganna besitzt über die anderen eine Art bischöflicher Gewalt. Natürlicher Weise kann man keine Kenntnisse oder große Aufklärung bei einer spanisch-katholischen Priesterschaft in diesem entlegenen Winkel der Welt erwarten. Die meisten der hier zu der Geistlichkeit gehörenden Mitglieder sollen denn auch nur daran denken, wie sie gut leben und sich bereichern können, aber das gesammte Volk lebt dafür auch in der tiefsten Unkenntniß und Armuth.

Ehemals hatten die Einwohner von Guam nicht das Recht irgend eine Art Handel zu treiben, sondern Alles dergleichen war ein Monopol der Regierung, aus welchem jedoch die Gouverneure für ihre eigene Rechnung den größten Gewinnst zu ziehen wußten. Seit der Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts ist der Handel zwar gesetzlich frei geworden, aber die Beamten und Priester sollen es doch recht gut verstehen den größten Theil der an und für sich unbedeutenden Geschäfte, die von hier aus betrieben werden, unter sich zu theilen; die Verbindung mit Manila ist wenig lebendig, und keine eigentlich selbstständig vom Handel lebende Person wird auf der ganzen Insel zu finden sein; die Eingeborenen kaufen die wenigen Waaren, deren sie zum eigenen Gebrauche bedürfen, theils von den von Zeit zu Zeit Guam besuchenden Walfischfängerschiffen, theils aus dem in Aganna angelegten königlichen Regierungsmagazin, woselbst Zeuge und andere nöthige Artikel stets zu einem Preise, der nicht darauf berechnet ist einen Gewinn daraus zu ziehen, sondern nur so festgestellt wurde, daß er die Kosten für ihren Ankauf in Manila und den Transport hierher deckt, für die Insulaner vorräthig gehalten werden. Fast alle Arten Silbermünzen sind hier am Orte gangbar. Der Seefahrende kann zu mäßigen Preisen Ochsen, Schweine, Hühner und Kalekuten, Fische und verschiedene Früchte, von denen die Insel nicht unbedeutende Quantitäten hervorbringt, erhandeln und würde, wenn nicht die Faulheit der Bevölkerung den äußerst denkbaren Grad erreicht hätte, hinreichend hervorbringen können, um sie zu einem sehr gesuchten Erfrischungsplatze für die Walfischfängerfahrzeuge zu machen, die sich bei Umata mit Leichtigkeit mit dem trefflichsten Wasser versehen könnten, das dort stets in reichem Vorrathe aus einem von den Bergen herabströmenden

Bache geschöpft werden kann. Das Klima ist gesund, aber eine Art Aussatz ist unter den Eingeborenen vorherrschend, wenn schon er keinesweges hier den schauderhaften Grad erreicht, den man sich auf Anlaß der von Arago gemachten Beschreibung davon vorstellen muß.

Die in der Nachbarschaft von Umata vorgenommenen Jagdfahrten waren wenig lohnend. Nur wenige Vögel wurden gesehen und noch weniger geschossen. Die Schwierigkeiten, die der unwegsame Boden und die Dichtigkeit des Waldes darbieten, legen der Jagd große Hindernisse in den Weg, man kann die in den dicken Laubmassen der Bäume verborgenen Vögel nicht sehen, und wenn sie geschossen sind, darf man nicht einmal darauf rechnen sie in den Gebüschen oder dem dichten Grase wieder zu finden. So verhielt es sich zum Beispiel mit einer von uns geschossenen Fledermaus von mindestens einer Elle Flügelspannung, die, im Fluge getroffen, augenblicklich gerade herunterfiel, aber trotz unseres langen und genauen Durchsuchens des Gebüsches nicht gefunden werden konnte. Innerhalb der Insel sollen Tauben in großer Anzahl angetroffen werden, und Rehwild ist hier ganz allgemein zu finden. Es sind diese letzteren Thiergattungen aber erst durch die Spanier hier eingeführt worden. Die Einwohner jagen dieselben auf die Weise, daß sie sich an den Orten, an welchen die Thiere zum Trinken zu gehen pflegen, auf den Anstand legen. Wir sahen ein Paar Rehe nach Umata eingebracht werden, aber sie waren auf dem Wege der Verwesung bereits so beträchtlich vorgeschritten, daß das Fleisch nach unseren Begriffen kaum noch zu genießen war. In diesem Klima sind natürlich kaum einmal vierundzwanzig Stunden hinreichend, um die Verwesung herbeizuführen.

Wenn aber auch die Jagd als solche nicht lohnend war, hatte man doch den Genuß während der Wanderung die Insel ein wenig in Augenschein nehmen zu können. Außer dem Wege nach Aganna werden nur noch schmale Waldstege gefunden, und wenn man nur im mindesten davon abweicht, geräth man sogleich in wirkliche Labyrinthe von Bäumen, Gebüschen und verödeten Baumstämmen, unter welchen Hindernissen man sich nur mit großer Anstrengung, bei der man in einer Temperatur von dreißig Grad Wärme bald ermüdet, vorwärts drängen kann. Man sieht von der See aus verschiedene Stellen, welche offen und zugänglich scheinen, wenn man sie aber erreicht hat, findet man sie mit dichten Büscheln von dem zwei bis vier Ellen hohen, dürren Grase bewachsen und ihr Beschreiten durch dasselbe äußerst mühsam gemacht. Längs dem Becken, in welches der südwärts von der Stadt ausmündende Bach fließt, hat man eine wahrhaft majestätische Vegetation, und eine Wanderung derselben lohnt der Mühe wohl. Zunächst des Strandes findet man einen Hain von ungeheueren Bambubüschen, darauf kommt man in Tarofelder, die

von Cocospalmen umgeben sind. Oberhalb derselben wird der Bach ganz schmal, sein Becken so eng und dessen Seiten so steil, daß man entweder im Wasser gehen, oder einen weiten Umweg über die Berge hinwegnehmen muß. An den Ufern wachsen Palmen und Brodfruchtbäume, durch Gebüsche und Rankengewächse verwebt. Das Wasser des Baches ist ausgezeichnet klar und ziemlich kühl, so daß ein Bad in demselben höchst erfrischend für uns war. Der Boden besteht aus Grus und Sand. Kleine Fische sahen wir an ein Paar Stellen in ziemlicher Anzahl; sie waren sehr munter, aber scheu, und verbargen sich unter die von dem Ufer herabhängenden Grasbüschel.

Unsere uns nur knapp zugemessene Zeit gestattete uns keinen längeren Aufenthalt, und mit dem Sonnenuntergange des 28. segelte die Eugenie von Guam ab. Der Wind wehte frisch aus Nordosten her, und das Wetter war schön, aber an den Abenden wurden entfernte Blitze sichtbar. Wir verließen nun mit munterer Fahrt das Fahrwasser des stillen Meeres, in dem wir uns zehn Monate hindurch aufgehalten hatten, in welcher ganzen Zeit wir aber nie Etwas erfuhren, was wir irgend wie hartes Wehen hätten nennen können, mit Ausnahme eines und des anderen Stoßwindes und des schnell vorübergehenden Unwetters zwischen den Tonga-Inseln und Sydney.

Am 1. December, dem Geburtstage Seiner Majestät unseres Königes Oskar, veranstalteten wir auch dieses Mal wieder, wie im vorigen Jahre, eine Festfeier an Bord der Eugenie, durch ein von dem Chef derselben für das ganze Befehlspersonal veranstaltetes Diner. Schon am folgenden Tage fing die Luft an ein von dem, was sie bisher gezeigt hatte, ganz verschiedenes Aussehen anzunehmen; dicke Wolkenmassen wurden am Horizonte ringsum sichtbar, und der Wind kam mit einer steifen Briese aus Nordnordost. Eine Strömung von irgendwelcher Bedeutung war nicht zu bemerken. Am Nachmittage des 4. bekamen wir die hohen Bachi-Inseln in Sicht, in dicke, übereinander geschichtete Wolken gehüllt. Die Temperatur des Meeres, welche bei Guam 28 Grad hatte, war nun auf ungefähr 25 Grad gesunken, und die der Luft stieg auch nicht über die zuletzt genannte Gradzahl hinauf. Zwischen 9 und 10 Uhr des Abends verließ die Eugenie das stille Meer und nahm durch die Rinne zwischen Sabtang und Balintang hindurch ihren Eintritt in die chinesische See, welche uns bald eine Erinnerung daran gab, daß die Zeiten des schönen Wetters und der Ruhe nun für uns vorbei seien.

Bald nach Mitternacht erhoben sich dicke, schwarze Wolken im Nordosten, und der Wind frischte sich durch einzelne Stöße, die aus derselben Richtung kamen, stets neu auf. Da Jeder unter uns eine schnelle Ankunft in dem himmlischen Reiche wünschte, und die Ordres des Chefs

waren alle Segel zu führen, die das Schiff zu tragen vermochte, ohne seine Sicherheit vermindert zu sehen, so machte sich der wachthabende Offizier Anfangs keine Beschwer mit einer Verringerung der Segel, aber um 1 Uhr in der Frühe mußten die Vorsegel bei einem Stoßwinde gegeit werde. Sie wurden zwar gleich wieder beigesetzt, mußten dann aber bald wiederum geborgen werden; da das Blasen heftig zunahm, wurden dann auch noch das Großsegel und der Besan gegeit, und eine halbe Stunde später ein doppeltes Reff in das Marssegel gesteckt. Die Fregatte blieb aber dabei starke Fahrt zu haben, und das Stampfen derselben wurde so gewaltig, daß auch die Focke noch gerefft werden mußte; der Klüver war schon gegen die Vorstenge ausgetauscht. Die Stöße folgten sich immer schneller aufeinander und wuchsen auch an Heftigkeit, und um 3 Uhr Morgens wurde die Bemannung auf das Deck gepfiffen, um das Marssegel ganz wegzureffen. Die Fregatte fuhr noch immer fort mit guter Fahrt ihren Cours auf Hongkong zu nehmen, und zwar mit quer einstehendem Winde, aber als sich die See am Vormittage auch zu heben begann, wurden die Bewegungen so gewaltsam, daß der Chef beilegen ließ. Die See war zwar nicht besonders hoch, aber äußerst wechselnd und ungleich stark gehend, so daß ein Theil Gallionsbretter und eine außen am Bord hängende Reservebramraae zersplittert wurden. Am Mittage befanden wir, gemäß unserer Beobachtungen, uns schon zwanzig oder drei und eine halbe schwedische Meilen nordwärts von unserem Bestecke; die Sonne blickte nur einen Augenblick hervor, gleichsam als thäte sie es allein um unserer Rechnung willen, und verschwand sodann gleich wieder hinter den dicken Wolken, von denen die Luft den ganzen übrigen Theil des Tages erfüllt war. Weiter in den Nachmittag hinein beruhigte sich das Wehen ein Wenig, und wir hielten wieder unseren Cours auf Hongkong. Am folgenden Tage, dem 6., blieb das Wetter in gleicher Weise bewölkt und regnicht, aber der Wind zog sich mehr nach Osten und wurde für uns also günstiger. Um 10 Uhr Abends wurde eine Tiefe von funfzig Faden und Lehmboden durch das Loth gewonnen, und die Nacht unter mäßigem Segeln und gleichmäßiger Lothung zugebracht. Die Temperatur des Meeres war jetzt ungefähr 24 und die der Luft ungefähr 20 Grad.

In der Tagesdämmerung des 7. wurde die chinesische Küste ostwärts von Hongkong zum ersten Male sichtbar. Schon seit Mitternacht hatten wir scharfe Ausschau halten müssen, um der Menge von Fischerfahrzeugen zu entgehen, von denen wir jetzt auf allen Seiten umgeben wurden. Als es etwas heller geworden war, waren mindestens ein Paar hundert dergleichen uns in Sicht. Sie waren alle von ungefähr gleicher Größe und Gestalt mit Ausnahme von einigen wenigen größeren Junken. Nach der

Kleidung zu urtheilen, schienen die Besatzungen nach flüchtigem Hinschauen sämmtlich aus alten Weibern zu bestehen, bald aber erkannte man seinen Mißgriff. Die Fregatte wurde von einem solchen Fahrzeuge angerufen und ihr die Frage vorgelegt, ob sie einen Lootsen zu haben wünsche, und als wir beidrehten, setzte es sein, einem ausgehöhlten Eichenstamme gleichendes Boot aus, in welchem drei Kerle, mit in schmutzige Leinenzeugstücke gewickelten dicken Köpfen, zu uns an Bord kamen. Außer dem Worte „pilot" konnte keiner unter ihnen eine verständliche Sylbe englisch, und um sich uns begreiflich zu machen, zog einer von ihnen einen Beutel mit kleinen Kupfermünzen hervor, die er in der Zahl von fünfzig auf das Deck legte, womit er sagen wollte, daß er fünfzig Piaster für das Einlootsen nach Hongkong haben müsse. Wir empfingen hierdurch die erste Lehre von dem, was uns an chinesischer Unverschämtheit in Forderungen und Nachgiebigkeit bei beharrlichem Verweigern der Zahlung bevorstände, denn er ließ sich bald von uns bis auf zehn Piaster herunterbieten. Die beiden Kameraden kehrten wieder an Bord ihrer wirklich völlig einem Backtroge gleichenden Schute zurück, und wir füllten unser Großmarssegel von Neuem und hielten westwärts.

Die Temperatur des Meeres belief sich jetzt nur noch auf 19 Grad. Ungeachtet der Himmel klar war, stand doch um das ganze Land herum ein dicker Rauch, welcher uns gänzlich alle Details desselben verbarg. Der Wind war mäßig frisch und wehte aus Ostnordost her. Wir kamen fortwährend bei einer Menge Fahrzeuge von den verschiedensten Bauarten, unter denen sich einige recht nette und zierlich geschmückte hervorthaten, vorüber, aber noch um 8 Uhr Vormittags konnten wir nicht deutlich unterscheiden, wo die Einfahrt nach Hongkong gelegen sei, und unser werther Herr Lootse gab Anweisungen, die für uns etwas schwer zu verstehen waren. Schließlich zeigte er uns mit den Fingern die Inseln Waglan und Tamtu, und als wir kurz darauf auch mit Gewißheit die sogenannten Nine Pin Rocks zu sehen bekamen, war es leicht die östliche Einfahrt oder die Mündung der sogenannten Leymuns-Rinne zu unterscheiden. Sie wird von hohen, steilen und kahlen Bergen umgeben, welche den Hauptcharakter sowohl der hiesigen Küste, als der ihr vorliegenden Inseln bezeichnen. Mit den großen und vollständigen von Sir Edward Belcher herausgegebenen Specialkarten des Hafens versehen, stößt die Einfahrt auf durchaus keine Schwierigkeiten, mindestens nicht bei hineinwehendem Winde. Um $9\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags kamen wir in die Rinne hinein, und bald wurde uns der Hafen sichtbar, wenn schon die Stadt noch hinter den Bergen verborgen blieb, auf deren nach innen gewendeten Abhängen sie liegt. Einige kleine Villen und Landhäuser wurden jedoch auf der Insel sichtbar. Auf dem festen Lande zeigte sich die Stadt

Kaulun, und eine Menge Boote kreuzten ab und zu. In ganz kurzer Zeit hatten wir den Punkt erreicht, an welchem die Rinne gerade in den Hafen hineinbiegt, und in demselben Augenblicke lagen sowohl dieser, als auch die ganze Stadt offen vor unseren Augen da. Wir passirten schnell bei dem Handelshause Jardine Matheson & Comp. und seinen großartigen Etablissements vorüber, ließen das Hospitalschiff und eine Menge Handelsfahrzeuge von allen Nationen hinter uns liegen, und ankerten um 10½ Uhr Vormittags, um hier einen Lootsen zur Fortsetzung unserer Reise den Chou-Kiang- oder Canton-Fluß aufwärts nach Whampoa, der Hafenstadt Cantons, zu erhalten. Unsere Reise von Sydney bis hierher hatte siebenunddreißig Mal vierundzwanzig Stunden hinweggenommen, wovon jedoch fast drei volle zu Besuchen der von uns auf dem Wege angesegelten Inseln verwendet wurden. Die wirkliche Länge der Reise kann also nicht auf mehr als vierundzwanzig Mal vierundzwanzig Stunden angegeben werden, und wir wagen mit gutem Grunde zu glauben, daß bisher noch keine schnelleren Reisen zwischen diesen beiden Städten gemacht sind.

XIII.

Canton und Hongkong.

1852. December 7. bis December 29.

Sobald die Fregatte ihre Anker ausgeworfen hatte, wurde ein Boot nach der Stadt abgesendet, um die Briefe abzuholen, welche möglicher Weise für sie dorthin adressirt sein konnten, und die von Sydney hierher mitgenommene Post abzuliefern. Die englische Flagge wurde mit einundzwanzig Kanonenschüssen salutirt, und von den in dem Hafen liegenden Orlogsfahrzeugen kamen, wie gewöhnlich, die Offiziere mit ihren Chefs an unsern Bord, um ihre Complimente zu machen. Von diesen Fahrzeugen waren zwei englische, die Fregatte Cleopatra und das Dampfschiff Hermes und eins die amerikanische Corvette Saratoga. Gleich nach uns langte außerdem das Dampfschiff Susquehannah, von achthundert Pferdekraft und mit sieben Bombenkanonen armirt, an, unter Führung der Standarte des Commodore Aulicks, die mit eilf Schüssen von uns salutirt wurde.

Schon bevor die Ankerung vor sich gegangen, war die Fregatte von chinesischen Booten umgeben, an Bord welcher sich allerlei Waaren befanden, sowohl genießbare, als andere. Es wurde ihnen sogleich gestattet anzulegen und in einem Augenblicke war die Backbordseite von dem Verdecke der Fregatte in einen Markt verwandelt, auf welchem der Verkauf eine Zeit lang ganz lebhaft betrieben wurde. Die Speiseartikel schienen besonders die Waaren zu sein, die dem allgemeinen Geschmacke am meisten entsprachen, und vorzugsweise wurden ungeheuere Quantitäten Eier aufgekauft, etwas, was wir allerdings schon seit sehr lange hatten entbehren müssen und jetzt hier für einen mäßigen Preis haben konnten. Im Uebrigen boten die Schneider ihre vollkommen fertigen Kleider an, und die Schuhmacher versuchten auf's Eindringlichste ihr Schuhzeug aufzuschwatzen; lackirte Kästchen und Schreine, seidene Taschentücher, Schach-

spiele und Shawls, Porzellan- und Elfenbein-Sachen und Schnitzeleien, Körbe und Gemälde wurden rechts und links ausgeboten und mit Verwunderung von der ganzen Besatzung angestaunt, vom ältesten und ersten Bootsmanne bis zum jüngsten Schiffsjungen hinunter. Die Anzahl der Handelsboote vermehrte sich unaufhörlich, und folglich auch das Gedränge und Unwesen, aber es war überraschend zu sehen, mit welcher Bereitwilligkeit und Bescheidenheit die Kerle in den längs unserer Seite liegenden Booten dem Befehle gehorchten, ihre Sachen zusammen zu packen und sich wieder zurück zu ziehen, als das Salutschießen vor sich gehen sollte, und mit welcher demüthigen Höflichkeit sämmtliche Handelsleute schließlich die Bezahlung empfingen, um sich ganz von der Fregatte wegzubegeben. Früh am Nachmittage kam ein chinesischer Lootse, Namens Wu-Su, zu uns an Bord. Er sollte unser Fahrzeug bis nach Whampoa geleiten. Der Mann redete das Englische ganz unbehindert, war sauber und gut gekleidet, und zeigte sich uns bald sowohl als ein guter Lootse, wie auch als ein geschickter Seemann, und auch seine Aufführung während der ganzen Zeit unseres Zusammenseins verdient in jeder Beziehung nur des Lobes.

Wir lichteten um 1 Uhr Nachmittags wieder die Anker, und hielten mit einem schwachen ostnordöstlichen Winde auf die schmale sogenannte Capsingmun-Rinne, zwischen dem festen Lande und der Insel Lantao. Die Strömung geht hier sehr stark. Man hat sodann zur Rechten das feste Land, und zur Linken scheint zuweilen das offene Meer zwischen den vielen Inseln und Klippen, von denen die Küste umgeben ist, und welche dem Fahrwasser eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Theile des schwedischen Scheerengartens verleihen, hervor. Die Inseln sind jedoch hier weit höher (sie gehen bis zu 3000 Fuß Höhe hinauf), als es bei den letzteren der Fall ist. Alles miteinander, sowohl die Inseln, als das feste Land, hat ein ödes und unfruchtbares Aussehen. Man sieht kaum ein Zeichen von Bäumen, und nur verdorrtes Gras scheint dünn die steilen Abhänge zu bedecken. Nahe am Meere liegt ein und das andere kleine Dörfchen von eben dem Aussehen und die größte Armuth verrathend. Viele chinesische Fahrzeuge, große und kleine, schwärmten nach allen Richtungen hin. Wir kamen noch vor Sonnenuntergang bei mehreren Inseln vorüber, und ankerten um 9½ Uhr Abends dicht bei der Insel Lintin. Es war jetzt gänzlich still geworden. Nahe hierbei ist der Ankerplatz Kumsingmun, eine der Stationen für die Fahrzeuge, welche zu Opiummagazinen verwendet werden. Wir schieben es bis auf eine passendere Gelegenheit auf, unseren Lesern eine Nachricht darüber zu geben, auf welche Art der Schmuggelhandel mit Opium eingerichtet ist.

Für den uns noch bevorstehenden Theil der Fahrt nach Whampoa hat man eine Hülfe, die ein Fahrzeug in den Stand setzt, auch während

der Windstille, wenn auch etwas langsam, doch vorwärts zu kommen; es ist die Fluth, welche mit hinreichender Stärke eintritt, um die schwache Strömung des Canton-Flusses zu überwinden, welche jedoch während der Ebbe ziemlich reißend ist, was man jedoch nicht nach den Begriffen verstehen muß, die wir in Schweden gewohnt sind mit strömendem Wasser zu verbinden. Wir lichteten also, sobald die Fluth um 2 Uhr des folgenden Tages uns günstig wurde, wieder die Anker; der Wind wehte ganz schwach aus Nordosten. In der Tagesdämmerung befanden wir uns nahe den sogenannten Inseln Lankit und Sampanchau, und vor uns wurde die sogenannte Bocca Tigris, oder Hu-Mun-Mündung vom Chou-Kiang oder Canton-Flusse sichtbar. Dieselbe ist auf beiden Seiten von steilen Höhen umgeben, an deren Befestigung die chinesischen Ingenieure alle ihre Kunst verwendet haben, ohne daß es ihnen jedoch besser damit geglückt wäre, als daß ein ganz unbedeutendes englisches Geschwader, welches hier gegen das himmlische Reich operirte, mit größter Leichtigkeit und fast ohne einen Verlust zu erleiden, die Einfahrt forcirte und die Festungen stürmte. Die Batterieen bestehen aus hohen, weiß beworfenen Mauern, welche theils außen am Fuße der Höhe liegen, theils ihren Platz höher auf die Abhänge hinauf gefunden haben. Die Mauern sind ganz unbedeckt und scheinen nicht sehr dick zu sein. Die Anzahl der Kanonen, oder, vielleicht richtiger gesagt, der Kanonenluken, erreicht ein oder das andere Hundert. Ostwärts von dem Auslaufe des Flusses liegt zwischen kleinen Baumanpflanzungen ein unbedeutendes Städtchen, und zwischen den erwähnten Höhen ragt die hohe Tiger-Insel hervor, auf welcher ein Paar kleinere Batterieen liegen und bis nahe auf die Oberfläche des Flusses hinabgehen. Der Himmel war ganz klar, aber die Luft sehr räuchrig, so daß keine entfernteren Gegenstände unterschieden werden konnten. Die Temperatur der Luft war nahe an der für uns jetzt so ungewöhnlichen niedrigen Zahl von 14 Grad und die des Wassers war 17 Grad.

Wir schritten um 8 Uhr Morgens durch Bocca Tigris und kamen nun in den Fluß. Das Wasser war schon lange von einer trüben Farbe gewesen, nahm aber jetzt vollkommen das Aussehen von einem dicken, aufgerührten, schwachen Biere an. Die Fregatte trieb mit der Fluth im sachten Maaßstabe den Fluß hinauf, bei den beiden Inseln Süd- und Nord-Wantong vorüber; der unbedeutende Wind, der sich spüren ließ, war uns entgegen. Bis dicht vor Whampoa führt der Cours den Fluß hinauf, fast direct nach Norden, und die in dieser Jahreszeit beständig wehenden, nordöstlichen Winde sind also einer Segelung nach aufwärts gerade nicht günstig. Hier im Innern sind jedoch diese Winde nicht so regelmäßig, wie draußen in der See, und wir hatten sogar ein Paar

Mal südwestlichen Wind, wenn auch ganz schwach und nur von geringer Dauer. Die günstige Fluth schlug um 10 Uhr Vormittags um, und wir ankerten darauf im Osten von der Tiger-Insel. Die Luft hatte sich jetzt etwas aufgeklärt, so daß man auch die Formen der entfernteren Gegenstände ziemlich gut unterscheiden konnte. Das Flußthal wurde auf beiden Seiten von Reihen von Höhen und Bergen umschlossen, welche drei bis vier schwedische Meilen von dem Flusse entfernt zu liegen schienen; der Sonnenrauch machte es jedoch unmöglich, mit einiger Sicherheit, dem Augenmaaße nach, den Abstand beurtheilen zu können, und über die Höhe der Berge wagen wir es kaum uns zu äußern, würden aber geneigt sein zu behaupten, daß sie zwei- bis dreitausend Fuß betragen hätte. Nach dem Farbentone zu urtheilen, sind diese Höhen, dem größeren Theile nach, kahl; sie zeigen keine kecke oder abwechselnde Formen, vielmehr gleicht der eine Hügel so ziemlich dem anderen. Zwischen diesen Bergreihen und dem Flusse ist das Land vollkommen flach, wenn man einen und den anderen kleinen Seitenhügelzug ausnimmt, der von der Hauptreihe herausschießt. Das niedrige Land wird fast ausschließlich zum Reisbaue verwendet, und ist dicht mit Dörfern bebaut, um welche herum Bambubüsche und Fruchtbäume üppig gedeihen. Es wird von vielen Bächen oder künstlichen Kanälen durchschnitten, und man sieht weiter fort, zwischen Bäumen und Häusern, sowohl Boote, als Junken gemächlich hin- und herfahren. Nirgends zeigt sich eine Viehheerde, ausgenommen einige wenige graue Büffel, die man hier und da auf den bereits gemähten Aeckern weiden sieht, oder die sich mit innerem Wohlbehagen im Schlamme am Ufer wälzen. Die Breite der Hauptader des Flusses beträgt hier über eine halbe schwedische Meile.

Ein Boot wurde von uns mit einigen der Offiziere und sämmtlichen Herren Naturforschern an's Land gesetzt. Nach Verlauf von ein Paar Stunden kamen sie wieder an Bord zurück und brachten einige Vögel mit, welche sie geschossen hatten. Ein Paar Chinesen, denen sie begegnet waren, hatten sich ganz freundschaftlich gesinnt erwiesen, was gerade nicht immer der Fall zu sein pflegt. Mehr als ein Fremder, der sich hier an das Land begab, ist ermordet worden, und noch mehrere beraubt und geplündert. Möglicher Weise leitete sich die jetzt bewiesene Freundlichkeit auch nur aus der Achtung her, welche ihnen die überlegene Anzahl und die Furcht vor den vielen guten Doppelbüchsen, die sie sahen, eingeflößt hatte. Das Land war sehr sumpfig und naß, so daß die Wanderung höchst beschwerlich war.

Während der von uns darauf verwendeten Zeit hatte eine andere Gesellschaft, von dem Lootsen begleitet, einen Besuch auf einer in unserer Nähe gleichfalls vor Anker liegenden großen Junke gemacht, die mit allen

diesen Fahrzeugen eigenthümlichen Zierrathen in grell bunten Farben ausgeschmückt war, die großen gemalten Augen auf den Bugen nicht zu vergessen. Ohne diese Letzteren kann ein Fahrzeug, nach der Aeußerung der Chinesen, nicht den Weg durch das Wasser finden: „Suppose no eye” — sagt er, — „how can see? — No see, how can sabe?” Man kann es doch nicht leugnen, daß es eine Art poetischer Gedanke ist, der Alles übertreffend, was sonst dem chinesischen Volke gewöhnlich ist, diesem Glauben zu Grunde liegt. Dieser Gebrauch Augen auf sein Fahrzeug zu malen, ist übrigens keineswegs hier auf China beschränkt, sondern zeigt sich auch an den Küsten des mittelländischen Meeres als ziemlich allgemein, aber die auf den Junken befindlichen haben einen von demselben verschiedenen, stierenden und fast blödsinnig aussehenden Charakter. Unsere Besuchenden wurden an Bord der Junke sehr zuvorkommend aufgenommen und durften sie ganz nach ihrem Belieben von vorn bis hinten betrachten. Der Befehlshaber war ein Mann in mittleren Jahren, abgestumpft und auch körperlich zerstört durch ewiges Opiumrauchen, womit er auch gerade zur Zeit des Besuches beschäftigt war; er bot den Gästen Thee an, und Einer der Unseren reichte ihm seine Dose mit Schnupftabak, woraus er mit großem Vergnügen eine tüchtige Priese nahm. Der Chinese nimmt aber nicht, so wie wir, den Tabak zwischen den Daumen und den einen Finger, sondern bedient sich nur des übermäßig langen Nagels eines seiner kleinen Finger, als einen Spatel, womit er aus dem Inhalte der Dose einen so großen Theil, wie er ihn gerade für seine Nase passend erachtet, ausschaufelt. Eine detaillirte Beschreibung einer Junke würde kaum für unseren größeren Leserkreis verständlich werden, wir beschränken uns daher nur auf ihre hauptsächlichsten Eigenheiten. Die Breite ist fast dieselbe, wie die Länge des Schiffes nach außen zu, und das Fahrzeug ist an beiden Steven gleichsam ganz quer abgeschlagen. Einen Kiel findet man nicht daran, und das Ruder sitzt nicht auf einigen Haken, sondern wird durch Taue festgehalten und kann in einer Rinne oder einer Trommel, welche den unteren Theil des Achterstevens in zwei Stücke zerlegt, hinaufgezogen werden. Beide Steven springen hoch in die Luft hinaus; nach vorn zu liegen zwei große Anker aus hartem, schweren Holze verfertigt und mit von Binsen oder Rotang geflochtenen Tauen an einen ungeheueren Gangspill befestigt, während eine ähnliche, aber kleinere Winde zu sogenannter Kipping des Ankers dient. Nach hinten zu sind eine Menge Hütten für das befehlende Personal und die Matrosen angebracht, von welchen letzteren jeder seine eigene Hütte hat. Nur der niedrigste, noch ganz unerfahrene Theil der Besatzung muß gemeinschaftlich wohnen. Ein Bugspriet haben die Junken nicht, und ein jeder von den beiden eigentlichen Masten hat nur ein großes, von Bastmatten

gewirktes Loggersegel, welches durch eine Anzahl von der vorderen nach der hinteren Seite zugehenden Sprossen gespannt gehalten wird. Einen dritten kleinen Mast findet man zuweilen so weit, wie irgend möglich, nach hinten hinausgestellt; er steht nicht in der Mittellinie des Fahrzeuges, sondern bedeutend mehr nach der einen Seite. Der Rumpf ist von seiner Außenseite mit einer Menge gemalter Kanonenpforten und Kanonen versehen, und der Hinterspiegel stellt in rother, gelber, blauer und grüner Farbe eine zusammengewürfelte Masse von Figuren vor, welche in der That den Gedanken auf Fredmanns Aeußerung über das Wappen eines Ritters des Bachus führt, nämlich: „Krebse, Walfische, Adler und Schweine." Nach hinten zu und auf den Loringen hängt meist eine größere Anzahl Körbe und Säcke, die Hühner, Speisevorräthe, Marktwaaren oder Frachtgüter enthalten; es erscheint völlig unbegreiflich, daß nicht dieser ganze Zierrath bei dem ersten heftigeren Windstoße mit dem Winde fortfliegt. Wir dürfen nicht vergessen es zu erwähnen, daß jedes Fahrzeug sein kleines Götzenbild mit sich führt, oder wie es hier in der zwischen Chinesen und Europäern üblichen Sprachweise genannt wird, sein Djoss hat, welches in einer besonderen Hütte steht, in der stets Lichter oder Räucherstöcke brennend erhalten werden, und an jedem Abende wird Chin-Chin-Doss gehalten, was in eben derselben trefflichen Sprache Gottesdienst bedeutet. Wir müssen später, nach der Ankunft in Canton, sowohl über diese Sprache, als auch, wie es bei dem eben erwähnten Gottesdienste zugeht, Rechenschaft ablegen, können es aber doch nicht unterlassen hier sogleich ein Probestück mitzutheilen, welches unser Lootse in Beziehung auf die erstere uns am heutigen Tage geliefert hat. Er zeigte uns nämlich die Wohnung eines Mandarins, die in einer nur geringen Entfernung vom Ufer lag, und gab uns auf unsere Frage: ob wir nicht hinfahren und den Mandarin besuchen könnten, folgende Antwort: „Suppose you wantee see mandarin, me go to him, mandarin come on board, take samshu*) with you, you go down in him boat, take samshu with him; suppose go on shore, no can chinaman knock you on head."

Wir lichteten um 6 Uhr Nachmittags mit der Umschlagszeit der Fluth die Anker und begannen wieder unsere langsame Fahrt den Fluß hinauf. Zur Mitternachtszeit kam die Strömung uns wieder entgegen, und wir ankerten bei dem sogenannten Second Bar einer Sandbank, die sich über den größten Theil der Breite des Flusses ausdehnt, die hier etwas weniger, als eine halbe schwedische Meile beträgt, die Seitenarme natürlich nicht mitgerechnet. Während der Nacht kam ein Boot längs

---

*) Samshu ist der chinesische Branntwein.

Der Uebersetzer,

unserer Seite, und ein Individuum stieg aus demselben zu uns an Bord, welches sich, als von dem Handelsherrn Boston Jack in Whampoa gesendet, zu erkennen gab; diese Firma ist die angesehenste und zuverlässigste unter allen den Häusern, welche die fremden Fahrzeuge mit frischen Lebensmitteln und den übrigen Waaren, deren sie irgendwie benöthigt sind, versehen. Der Abgesendete war des Besitzers Brudersohn, ein junger Mann von dem allerchinesischsten Ansehen, das uns bisher vorgekommen war; er war wohl gekleidet, sprach ein sehr fließendes Englisch und konnte diese Sprache so gut, wie seine eigene, sowohl lesen, als schreiben. Er lernte sehr bald die Namen sämmtlicher Offiziere der Fregatte kennen, und wir hatten in der Folge allen Anlaß mit ihm zufrieden zu sein. Seinen chinesischen Namen erfuhren wir nicht, aber unter seinen Rechnungen unterzeichnete er sich Jack Junior. Nachdem er für den morgenden Tag Bestellungen an Fleisch und dergleichen mehr entgegen genommen hatte, ging er im Voraus nach Whampoa ab.

Die Fregatte lichtete am 9. um 7½ Uhr des Morgens die Anker, nud da der Wind jetzt ein wenig frischer war und uns mehr, als bisher, begünstigte, legte sie auch bald die kleine noch übrig bleibende Strecke zurück. Um 10 Uhr waren wir bei First Bar, woselbst die Tiefe es gerade noch für Fahrzeuge von solchem Tiefgange, wie ihn die Eugenie hat, gestattet darüber hinweg zu gehen. Der Fluß macht hier einen stumpfen Winkel, so daß dessen Bett nach Osten und Westen hin liegt, und theilt sich in mehrere Zweige, welche eine Anzahl flacher Inseln umschließen. Um 10½ Uhr Vormittags ankerten wir ein Stück unterhalb Whampoa, gerade vor der sogenannten Bambootown, und vertauten uns sogleich mit einem Anker für die Ebbe und mit einem anderen für die Fluth. Die Bojen mit ihren Rep's waren vorher abgesteckt, eine nothwendige Vorsichtsmaaßregel, um ihrem Forttreiben vorzubeugen. Unser Lootse hatte sich die ganze Zeit hindurch als ein tüchtiger und brauchbarer Mensch gezeigt. Die Entfernung von Bocca Tigris bis zu unserem Ankerplatze betrug ungefähr vier schwedische Meilen, und von dem letzteren zu den Factoreien in Canton ist es nur ungefähr halb so weit.

Die Breite der Hauptader des Flusses ist bei First Bar etwas geringer, als eine Viertelmeile, wird aber von dort ab durch eine Anzahl Inseln in zwei größere Gerinne getheilt, die durch eine Menge kleinerer, welche zwischen dem Insellabyrinthe hindurch führen, immer wieder vereinigt werden. Die südliche der beiden größeren Rinnen ist die tiefste und hat den Namen „Blenheim Passage" bekommen, und zwar nach einem englischen Linienschiffe dieses Namens, welches während des Krieges ein gutes Stück durch dieselbe stromaufwärts ging. Weiter hinauf theilt sie sich in zwei Aeste, von denen der südliche zu der Stadt Fatschan leitet

und der nördliche, Macao-Fort-Chaneel genannt, gerade nach Canton führt, woselbst er sich dann wieder mit der nördlichen Hauptader vereinigt. Verschiedene kleinere englische Fahrzeuge gingen auf diesem Wege nach Canton hinauf und nahmen diese Batterien zwischen dieser Stadt und Whampoa in den Rücken. Alle die vielen Inseln, von denen Honam die größte ist, sind niedrig und flach, obschon auch an ein Paar Stellen einige unbedeutende Hügel vorkommen.

Ganz nahe bei unserem Ankerplatze liegt auf der sogenannten dänischen Insel (Danes Island) eine kleine Stadt, deren chinesischen Namen wir nicht kennen, die aber gewöhnlich „Bambootown" genannt wird. Sie besteht aus einer längs dem Strande laufenden schmalen Gasse, die durch eine Anzahl kleinere durchschnitten wird, während sie in ihrem Rücken von sumpfigen Reisfeldern umgeben ist, welche jetzt in dem chinesischen Winter kahl dastanden und sehr wenig anziehend aussahen. Kleine erhöhte Fußsteige leiten zwischen diesen Schmutzpfühlen hindurch. Die Stadt bietet ein Gemälde von Lebendigkeit und Thätigkeit dar, und die Erdgeschosse von fast jeglichem Hause werden von Läden und Werkstätten eingenommen. Dort wurde gehämmert und geklopft von frühem Morgen bis zum späten Abend, und außer einem Theile bei uns gebräuchlicher Lebensmittel, wie Hühner, Enten und anderes Federvieh, wurden auch geschlachtete Katzen und Ratten zum Verkaufe für die Liebhaber ausgeboten. An Schenken zeigte sich durchaus kein Mangel, und liederliche Häuser des elendsten Schlages fehlten eben so wenig. Ein Theil der Bevölkerung soll aus Schenkwirthen und ihres Gelichters bestehen, die ehemals die sogenannte „Hog Lane" oder das Schweinegäßchen in Canton bewohnten, aber durch die chinesischen Ortsbehörden von dort weggewiesen wurden, in Bezug auf die unaufhörlichen Schlägereien und das Unwesen, welches in ihren Häusern beständig herrschte. Die Waaren, welche hier feilgeboten wurden, waren natürlicher Weise nur von höchst mittelmäßiger Beschaffenheit, wenn man vielleicht einen Theil Tischlerarbeit, Strohmatten und dergleichen nothdürftige Gegenstände ausnimmt. Man hatte aber dennoch oft Gelegenheit die Nettigkeit und Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher der Chinese seine unleugbar ganz unvollkommenen Werkzeuge zu benutzen weiß, die, wie es heißt, auch zum größten Theile im Inneren des Landes angefertigt werden. Die scharfen Eisen sollen sich in Beziehung auf Güte und Dauerhaftigkeit mit den besten englischen messen können.

Die Stadt Whampoa liegt eine starke Viertelmeile weiter den Fluß hinauf, auf der Insel gleichen Namens, welche die nördliche Hauptader genau in der Mitte des Stromes in zwei gleiche Theile zerlegt. Sie gleicht ihrer Beschaffenheit nach vollkommen der Bambustadt, ist aber bedeutend größer, als diese, ihre Umgebungen sind auch ganz ähnlich.

Nachdem die erste Neugierde befriedigt, hinterlassen diese chinesischen Städte sämmtlich den Eindruck der größten Einförmigkeit. Man sieht das eine graue, schmutzige Haus neben dem anderen stehen, dieselbe enge und finstere Bude neben der anderen, unaufhörlich die gleichen für uns unverständlichen Inschriften und Schilder, darunter dieselben grinsenden Physiognomieen. Es kommt Einem so vor, als wäre der Unterschied im Aussehen zwischen den verschiedenen Individuen in China weit weniger markirt, als es in den europäischen Ländern der Fall ist, und in den Kleidungen und Trachten herrscht ein noch weit geringerer Unterschied, als in den letzterwähnten. Wir haben es übrigens nicht nöthig eine chinesische Physiognomie zu beschreiben, es hat ja jetzt fast Jedermann viele dergleichen auf den lackirten Kästen und Theetassen, Vasen, oder Tabaksbehältern gesehen, und die Tracht ist auf denselben ebenso deutlich dargestellt. Die bei der arbeitenden Klasse gewöhnlichen Farben sind dunkelblau und die dem Nangkin eigenthümliche Naturfarbe, und man muß den Chinesen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich sehr sauber halten. Die langen, von dem Scheitel herabhängenden Zöpfe werden gewaschen und sehr sorgfältig geflochten, und wenn sie dem Besitzer zu kurz erscheinen, wird ihre Länge durch eingeflochtene Striemen von schwarzer Seide vermehrt. Backen- oder Kinnbärte werden gar nicht getragen und Schnurrbärte nur von älteren Herren.

Da man natürlich auf nicht unbedeutende Schwierigkeiten stößt, wenn man sein eigenes Haupt rasirt, so ist es klar, daß eine große Anzahl Barbiere durch das Scheeren der Köpfe von der großen Masse des Volkes Beschäftigung gewinnen; daher sieht man denn auch eine Barbierstube dicht neben der anderen, und in jeder beständig Leute unter dem Scheermesser. Der Patient, wenn man den Duldenden so nennen darf, sitzt auf einem niedrigen Stuhl und neigt sich, wenn sein Schädel rasirt werden soll, nach vorn über einen kleinen niedrigen Tisch, der einem Hauklotze, wie sie bei uns in Europa in den Küchen benutzt zu werden pflegen, ähnlich sieht. In dieser Stellung gleicht er auf eine unbehagliche Weise einem auf dem Richtblocke liegenden Verbrecher. Die Haarstoppeln werden mit Wasser, ohne Zusatz von Seife, eingeweicht, und das Scheeren wird mit vieler Fertigkeit, mittelst eines ganz kleinen Messers, vorgenommen. Zu dieser Operation gehört außerdem die Reinigung der Ohren, und das Ausreißen oder das Abschneiden jedes einzelnen Härchens in denselben oder in der Nase, während welcher Arbeit der Behandelte in der Regel mit geschlossenen Augen in einer Miene der größten Geduld und Ergebung da zu sitzen pflegt.



Chinesischer Barbier.

Unser Handelsmann oder „Comprador," Boston Jack, ist in Whampoa ansässig, wo er sein Geschäft mit bedeutender Rührigkeit betreibt. Seinen wirklichen Namen haben wir auch nicht gehört, seitdem er aber in seiner Jugend auf einem amerikanischen Fahrzeuge eine Reise nach Boston gemacht hat, handelt er unter der oben erwähnten, ihm sicherlich aus Spott verliehenen Benennung. Eine lange Zeit hindurch ist er Commissionair für die vielen hierher kommenden europäischen und amerikanischen Fahrzeuge gewesen, und hat auf diese Art ein ganz ansehnliches Vermögen gewonnen. Auf die Einladung unseres schon beschriebenen Freundes, Jack Juniors, begaben sich einige von uns auf einen kurzen Besuch zu dem Greise, den wir mit einer kleinen Spielpartie beschäftigt fanden, bei der seine Theilnehmer aus zweien seiner guten Freunde bestanden. Der Greis Jack schien ungefähr siebenzig Jahr alt zu sein, aber gesund und munter, und freimüthiger und lärmender in seiner Art, als es uns die Chinesen im Allgemeinen vorkamen. Er trug

buschige Schnurrbärte, und der kleine graue Haarzopf stand ihm aus dem Nacken heraus, wie ein Schwanz. Die anderen Spielenden waren ein alter magerer Mann, mit einem offenen und gutmüthigen Antlitze, mit langen Schnurrbärten geschmückt, und ein jüngerer dicker Herr, dessen feistes rundes Gesicht und schwellende Lippen rohe Sinnlichkeit ausdrückten, während die kleinen triefenden Augen einen höchst widerwärtigen Ausdruck von Gier und Falschheit hatten. Nach der Richtung seiner schielenden Blicke zu schließen, schien er mitunter gern die Karten seiner Mitspieler in Augenschein zu nehmen. Die Karten bestanden aus kleinen Bambuscheiben von drei Zoll Länge und einem halben Zoll Breite. Wie viele dergleichen zu einem Spiele gehörten, konnten wir nicht in Erfahrung bringen und eben so wenig die Beschaffenheit ihres Spieles. Nachdem wir von den uns angebotenen Erfrischungen gekostet hatten, die aus Wein und Früchten bestanden, nahmen wir das Haus und die Magazine des Greises in Augenschein, und fanden die letzteren ganz vortrefflich mit allen erdenklichen Schiffsbedürfnissen versehen. Ein kleines besonderes Zimmer des Hauses war dem Djoss oder Götzenbilde geweiht, vor welchem kleine Räucherstöcke brannten. Nach der Seeseite war ein Altan und innen vor demselben ein Wachtzimmer. Und nach dem kriegerischen Aussehen hierselbst zu urtheilen, muß die allgemeine Sicherheit in dieser Gegend des himmlischen Reiches gerade nicht sehr groß sein. Auf dem Altane standen mehrere kleine Kanonen, und das Wachtzimmer enthielt eine Anzahl Gewehre, Pistolen, Spieße und Säbel. Jack Junior, der uns folgte, versicherte, daß jede Nacht in demselben Wache gehalten würde, und daß diese Vorsichtsmaaßregel nothwendig wäre, um dem Angriffe der Diebe zuvor zu kommen, die auf Canton-englisch „Ladroner" genannt werden. Der Greis Jack ist auch schon mehrere Male den Erpressungen der raublustigen Mandarinen, für welche Operation man den Canton-englischen Ausdruck „makee se neezy" gebraucht, ausgesetzt gewesen.

Dicht neben Boston Jacks Magazin liegt eine Soya-Fabrik, woselbst auch das Einkochen von Ingwer in sehr großem Maaßstabe betrieben werden soll. Wir besuchten zwar diese Anstalt, da wir uns aber mit den daselbst arbeitenden Individuen nicht verständlich machen konnten, haben wir keine Gelegenheit gefunden unseren Lesern Rechenschaft über die Zubereitung der Soya abzulegen. Daß eine Art Bohne als Hauptbestandtheil dabei zur Verwendung kommt, können wir jedoch mit Gewißheit angeben, mindestens lagen mehrere solcher Haufen stets in der Nähe der kochenden Kessel.

Wir lassen uns nur mit einer gewissen Verzweiflung auf die Beschreibung der Chinesen und Chinas ein. Es finden sich schon in allen europäischen Sprachen so gute Arbeiten über diesen Stoff, daß wir



Chinesische Kartenspieler.

keineswegces hoffen dürfen in der unseren den Werth derselben zu erreichen, und der einzige schlechte Trost, den wir haben, ist der, daß diese Arbeiten, als schwer zugänglich, vielleicht noch nicht allgemein gelesen sind. „Mein Sohn auf der Galeere“ ist zwar eins der weiter verbreiteten Werke, aber „Osbecks“ vortreffliche Reise sieht man nicht oft, außerdem haben sich seit seiner Zeit die chinesischen Sitten nicht wenig verändert. Unter den neueren erwähnen wir Herrn Liljevalchs Arbeit über den chinesischen Handel und die Industrie, worin außerdem die herrschenden Sitten und Gebräuche lebendig geschildert werden, und des Freiherrn von Dübens, zwar nicht weitläuftige, aber mit vielen Thatsachen bereicherte und mit großem Talente ausgeführte Berichte über seine Reise nach China und zurück auf dem Schiffe Prinz Carl, die leider noch weit unbekannter geblieben sind. In England gab vor ungefähr zehn Jahren Sir John Davis, der eine Zeit lang Gouverneur von Hongkong war und längere Jahre hindurch die chinesischen Verhältnisse studiert hatte, eine größere Arbeit über das Land und seine Bewohner heraus, die für das Beste und Vollständigste gehalten wird, was bisher darüber zu finden ist. Wir haben nicht Gelegenheit gehabt dieses Werk zu studieren, und können uns also fast nur darauf beschränken zu erwähnen, was wir selbst in China gesehen und erfahren haben. In solchen Dingen, wie die Literatur der Chinesen, müssen wir unsere vollkommene Unkenntniß eingestehen, und überlassen es dem Leser aus den Schriften der gelehrten Zeitgenossen die Aufklärungen zu schöpfen, über die er sich unterrichtet zu sehen wünscht; wir dagegen wenden uns wieder zu der Volksmasse zurück, die man um sich sieht, und schildern ihr Aussehen und ihre Lebensart.

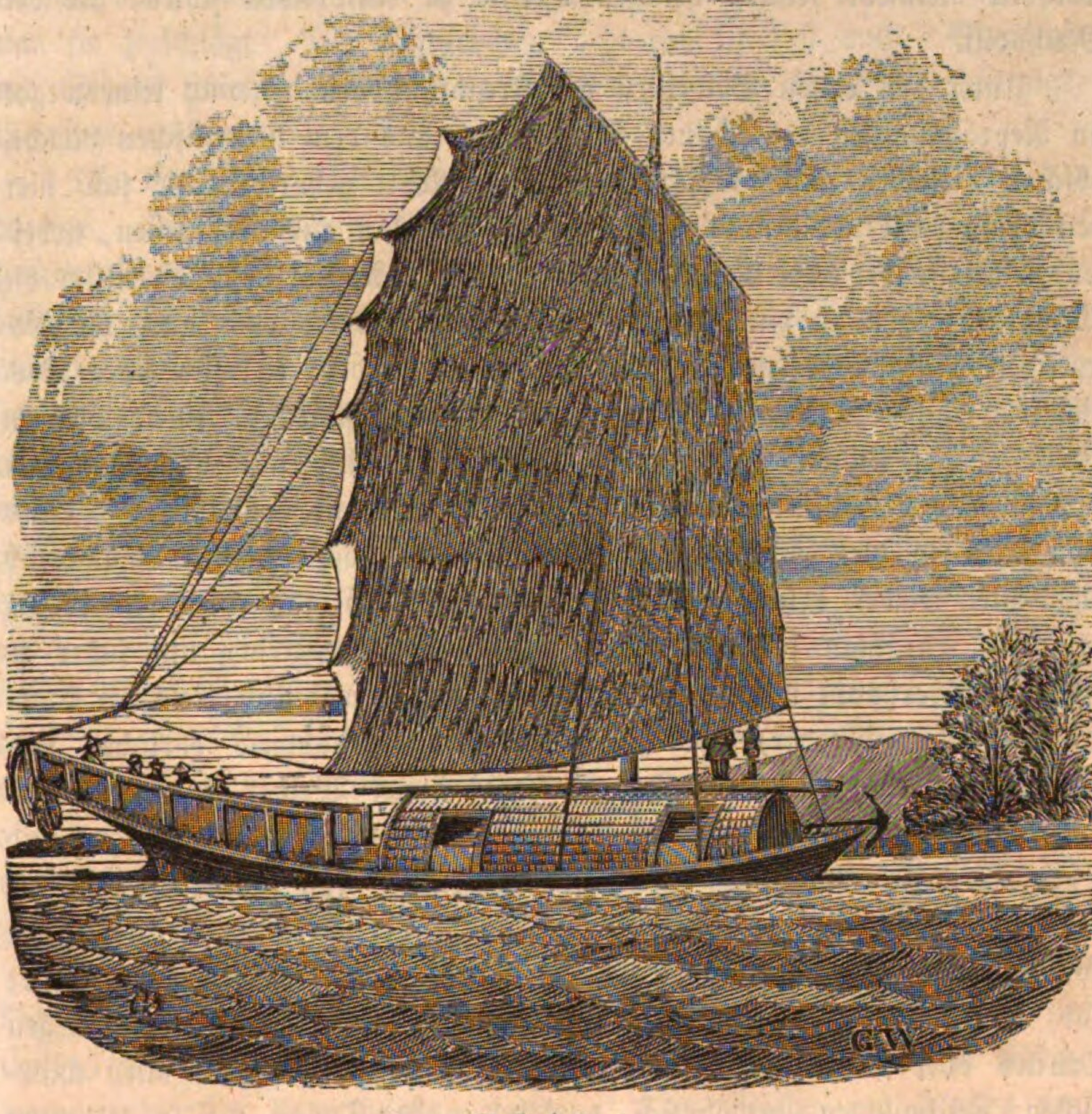
Längs dem Strande sieht man in Whampoa sowohl, als in der Bambustadt, eine Anzahl auf schraubenähnlich gewundenen Pfeilern erbaute Häuser, und in den darin vertaut liegenden Booten wohnt und lebt eine nicht unbedeutende Menge Menschen. Die Boote, mit denen sie sich ihren Lebensunterhalt verdienen, dienen ihnen auch zur Wohnung. Von früh am Morgen bis spät nach Sonnenuntergang war die Fregatte von solchen Fahrzeugen umringt, von denen ein Theil sich uns zur Benutzung zu Fahrten auf dem Flusse anbot und der andere mit Handelsartikeln gefüllt war. Die letzteren bekamen zu gewissen bestimmten Zeiten, wenn die Besatzung Frühstück und Mittag aß, die Erlaubniß an unserer Seite anzulegen, und der Handel ging bald unten in ihren Booten, bald auch oben an Bord der Fregatte vor sich. Anfangs wurde er mit gleich großem Eifer, wie in Hongkong, betrieben, bald aber ließ das Verlangen nach, und außerdem fingen auch die Gelder abzunehmen an. Außer Eiern, Früchten und frischem Brode, sehr lockende Waaren für Jedermann, der lange von Schiffskost hatte leben müssen, — kaufte die Be-

satzung einen ganzen Haufen Kleinigkeiten, wie Halstücher, Kästen, Körbe und anderen dergleichen Krimskrams zusammen. Einige der Handelsmänner machten den Versuch unsere ehrlichen Bootsmänner zu betrügen, und es glückte ihnen auch ganz gut damit, und mehr als ein guter Piaster wurde in der Geschwindigkeit beim Abmachen des Handels geschickt gegen einen falschen ausgetauscht, den dann der betrogene Käufer behalten mußte. Auf Jacks Juniors Zureden nahmen wir uns endlich vor dergleichen erwiesene Verbrechen auf unsere eigene Hand zu bestrafen, und in einem schönen Augenblicke wurde denn auch von uns Beschlag auf ein Boot gelegt, dessen Eigenthümer vorher schon ein Paar Mal als unredlich ertappt war, und der nun den ganzen Schaden ersetzen mußte.

Die zu Fahrten auf dem Flusse angebotene Boote oder sogenannten Sampane sind unleugbar ganz besonders nett und zweckentsprechend, und werden stets sehr sauber gehalten. Sie haben das Ansehen eines Eichenstammes, sind aber im Verhältnisse zu ihrer Länge breiter, als solcher zu sein pflegt, und der abgerundete Hintertheil, nächst welchem die größte Breite liegt, giebt ihnen eine dem Eie ähnliche Form. Ein solcher Sampan wird von ein oder zwei Ruderern am Vordertheile bewegt, und ein dritter, hinten stehender, steuert das Fahrzeug mit einem langen Wrickruder, das gleichzeitig noch zum Vorwärtsbringen beiträgt. Die Ruderer sind gewöhnlich Jungen, man sieht aber nicht selten auch Mädchen dazu benutzt werden, während ihre Mutter hinten das Wrickruder dreht. Die Spazierenfahrenden sitzen mitten im Boote, mit dem Gesichte nach vorn gewendet, und können sich im Schatten eines beweglichen Daches mit aller Gemächlichkeit ausstrecken. Der Preis für die Benutzung eines solchen Fahrzeuges ist sehr billig; für einen Reichsthaler hat man es für den ganzen Tag, und für die Reise nach Canton und zurück werden ungefähr drei Piaster gezahlt. Die Bootsjungen sind meist sehr willig und dienstbereit, und wir haben allen Anlaß auch ihre Ehrlichkeit zu rühmen, worauf man jedoch natürlich nicht immer und bei Jedem zu viel bauen darf.

Außer den vielen kleinen Fahrzeugen, von denen der Fluß stets wimmelt, sieht man auch noch beständig eine Menge größerer Lastboote und Passagierfahrzeuge auf- und niederfahren, und zuweilen kommt eine schwere Junke unter großem „Chin-chin-Djoss" vorbeigetrieben, bei welcher Gelegenheit ein gräßlicher Spektakel mittelst der Gongons und anderen zu derselben musikalischen Schule gehörenden Instrumenten bewerkstelligt wird, und vergoldete Papiere angezündet und als ein Opfer für ihre Gottheiten in die See geworfen werden. Aehnliche Chin-chin, welches Wort in der allgemeinen Bedeutung Gruß, Ehrenbezeugung heißt, werden auch an jedem Abende veranstaltet. Die Passagierboote sind bequem

und zur Benutzung auf dem Flusse recht zweckentsprechend, würden aber auf offenem Fahrwasser eine sehr schlechte Figur spielen. Sie werden gewöhnlich sauber gehalten und sind in grellen Farben gemalt, und meistentheils mit einigen Muskedonnern oder Speeren bewaffnet, um sich gegen die Flußräuber vertheidigen zu können. Die Besatzungen tragen Regenkappen, die aus Gras oder Bambublätter verfertigt sind, werden sie nicht gebraucht, so hängen sie regelmäßig vom Achterspiegel herab.



Passagierboot.

Da die Europäer nicht hier im Lande wohnen dürfen, haben sich auch einige solche auf derartigen Fahrzeugen etablirt. Ein Paar derselben treiben Handel mit Schiffsbedürfnissen, zwei oder drei andere sind Aerzte und üben eine nicht unbedeutende Praxis auf die ausländischen Fahrzeuge, auf denen Krankheiten, namentlich zur Sommerzeit, sehr gewöhnlich sind, und Fieber und rothe Ruhr oft sogar in einem gefährlichen Grade grassiren. Die Ausdünstungen der vielen sumpfigen Reisfelder können

nicht anders als ungesund sein, die Hitze ist außerdem schrecklich, und das schlammige Wasser weit davon entfernt gesund zu sein. Wir bemerkten außer den erwähnten schwimmenden Wohnungen zwei Kirchen, die eine katholischen Bekenntnisses, die andere methodistisch. Der Vorstand der ersteren war ein Franzose und ging auf chinesische Weise gekleidet, der der letzteren aber war ein Amerikaner, der seine europäische Tracht beibehalten hatte. Wir wollen keinen weiteren Vergleich zwischen diesen beiden Leuten anstellen, und es sei nur so viel bemerkt, daß uns der Katholik vielmehr seinem heiligen Berufe zu entsprechen schien, als der Methodist.

Unter den vielen Besuchern der Fregatte fehlte es auch keinesweges an Repräsentanten des schönen Geschlechtes aus dem himmlischen Reiche, obschon dieselben gar nicht zu der feinen Welt gehörten, die sich hier den profanen Blicken nicht zeigt, sondern lediglich aus der armen, arbeitenden Klasse der Gesellschaft bestanden. Ihre Absicht war eigentlich die Wäsche besorgen zu dürfen, aber sie verschmähten darum auch die Gelegenheit keineswegs auf eine leichtere und einfachere Art sich einen Verdienst zu suchen. Man kann hier seine Kleidungsstücke zu einem billigen Preise (einen Piaster für hundert Stück) vortrefflich und höchst achtsam gewaschen und geplättet erhalten, während man in Südamerika gerade zehn Mal so viel bezahlen muß und dieselben noch überdies jämmerlich zugerichtet wieder bekommt. Doch muß man sich auch hier ein Wenig vorsehen, ehe man seine Kleidung und Wäsche weggiebt, um sicher zu gehen sie überhaupt wieder zu bekommen, aber gewöhnlich giebt der Comprador (Commissionair) des Fahrzeuges einen Nachweis ehrlicher und zuverlässiger Wäscherinnen. Das Aussehen dieser Weiber ist zwar durchaus nicht einnehmend, aber sie haben doch meist einen gutmüthigen und bescheidenen Ausdruck und halten sich allgemein sehr sauber. Alle, die wir sahen, waren, wie auch die Mehrzahl der Männer, von kleinem Wuchse, aber ganz vortrefflich proportionirt; das Aussehen ihrer Hände und ihr ganzes Erscheinen trug keineswegs den Stempel eines argen Druckes oder harter Arbeit. Die Gesichter hatten den auf allen chinesischen Zeichnungen gewöhnlich vorkommenden Typus. Die Kleidung bestand aus ein Paar bis auf das Schienbein herabreichenden weiten Hosen und einer Blouse mit halblangen Aermeln, beide Stücke von dunkelblauem Baumwollenzeuge. Die Mädchen trugen das Haar nach hinten zu genommen und weit hinab geflochten, vorn weggeschnitten und auf die Stirn heruntergestrichen, die dadurch ganz bedeckt wird, was nicht sehr dazu beiträgt den Reiz ihres Aussehens zu erhöhen. Die Hausfrauen haben es von allen Seiten in die Höhe gestrichen und in einen großen Büschel gebunden, der im Nacken auf irgend eine Art, die wir nicht

beschreiben können, zusammengedreht wird, was jedoch nicht häßlich ist, besonders wenn das Haar immer gut gekämmt ist. Wir müssen aber unseren Verdacht bekennen, daß eine nicht unbedeutende Menge falsches Haar in das natürliche gemischt wird, um die beabsichtigten Figuren herzustellen, die dann noch mit kleinen goldenen oder silbernen Zierrathen geschmückt werden. Um die Handgelenke tragen sie gern Armbänder von Silber, Glas oder einer Art sehr schönem hellgrünen Achat. Diese Armbänder werden schon in der Kindheit angelegt und können durch ihr Einwachsen dann natürlich nicht mehr anders abgenommen werden, als daß man sie zerschlägt. Der Ohrgehänge bedienen sie sich auch. Strümpfe und Schuhe schienen aber zu den weniger allgemein benutzten Kleidungsstücken zu gehören.

Die Bekleidung der Männer ist ungefähr dieselbe, wie die der Weiber, aber die Blouse ist kürzer, und auf dem Kopfe wird eine Art Plattmütze getragen, oder eine spitze Kopfbedeckung und endlich auch ein breitrandiger Hut. Jedoch trotzt der chinesische Arbeiter auch oft mit entblößtem Kopfe der heißesten Sonne, von der ein Europäer augenblicklich den Sonnenstich bekommen würde. Die Vermögenderen bedienen sich der Strümpfe und Schuhe mit dicken Sohlen, so wie langer Röcke, und wenn das Wetter nach ihren Begriffen kühl ist, auch noch der Ueberzieher, die zuweilen sogar mit Pelz gefüttert sind. Der Europäer pflegt in solchen Fällen das kürzere Kleid zuerst anzuziehen und das längere dann darüber zu tragen, aber der Chinese trägt den längsten Rock zu unterst, darüber dann einen kürzeren und schließt ganz zu äußerst mit einer kurzen Weste oder einem Kragen. In dieser Beziehung, wie in so vielen anderen, ist er ganz der Gegensatz zu uns. Wir nehmen den Hut ab, wenn wir unsere Höflichkeit Jemand bezeigen wollen, in China setzt man sich denselben dazu auf; und der Ehrenplatz ist dort zur Linken statt zur Rechten, wie bei uns.

An Lebensmitteln ist hier ein genügender Zugang. Sehr gutes Ochsenfleisch wird zu einem nur mäßigen Preise erhalten, Hühner und Enten, Kartoffel und Kohlsorten, Apfelsinen und allerlei andere Früchte werden aber im Uebermaaße gefunden. Das Wasser des Flusses muß man zu benutzen vermeiden, zum Trinken sowohl, wie auch selbst zur Speisebereitung; dessen unapetitliches Aussehen schreckt übrigens schon von selbst davon zurück. Kleidung und Schuhzeug wird hier auch zu sehr billigem Preise angefertigt, und wir können die Herren Hung-Sching und Sun-Sching als die vornehmsten Arbeiter, jeder in seinem Zweige, recommandiren. Auch allen Arten Reparaturen können die Schiffe hier unterworfen werden; ein Paar amerikanische Klipperschiffe standen zur Zeit unserer Anwesenheit in improvisirten Docks, die nur für diese Gelegenheit

ausgegraben waren, um dann, wenn das Fahrzeug wieder in die See gelassen ist, von Neuem ausgefüllt zu werden, sofern sich nicht ein anderes Schiff zur Hand befindet, um deren Platz einzunehmen. Die chinesischen Zimmerleute arbeiten durchaus nicht übel, wenn man ihnen nur gehörig auf die Finger sieht, und da die Bevölkerung im Allgemeinen daran gewöhnt ist, Verbindungen von Wurzelfasern und Schnüren dort anzuwenden, wo wir uns der Nägel bedienen, stößt man auf keine Schwierigkeit Arbeiter zu finden, welche es leicht und schnell erlernen allerlei Arten Seemannsarbeiten auszuführen, die wir von Chinesen auf eine Weise vollendet sahen, welche mindestens nicht von denen alter befahrener Matrosen übertroffen werden. Wie weit die Zuverlässigkeit und Dauerhaftigkeit diesem zierlichen Aeußeren entspricht, wollen wir jedoch ungesagt sein lassen. Die Fregatte unterlag hier einer kleinen Reparatur, in Kalfaterung und Streichung von außen und innen bestehend. Beide Theile wurden auf Accordirung zu ganz billigen Preisen ausgeführt, aber die Kalfaterung zeigte sich nicht sehr dauerhaft, und die Farbe erwies sich eben so wenig von der besten Art.

Die Entfernung zu den Gebirgszügen, welche auf dem linken Ufer das Flußthal begrenzen, beträgt hier nicht mehr als eine schwedische Meile, und an deren Fuße scheint die Landschaft sehr schön zu sein. Der Fremde ist jedoch genöthigt seine Spaziergänge auf die schmutzigen kleinen Städte zu beschränken; bei jedem Versuche eine etwas weiter in das Land ausgedehnte Wanderung zu unternehmen, sieht er sich bald durch ihm entgegenströmende Eingeborene daran verhindert, und sich mit Gewalt vorzudrängen versuchen, würde natürlicher Weise nicht allein keine angenehmen, sondern vielleicht auch sogar nicht ungefährliche Folgen haben. Längs dem Ufer kann man jedoch immer gehen, wenn man ein Boot in kurzer Entfernung folgen läßt, aber die Wanderung durch den Schlamm ist nicht angenehm. Bekassinen und andere Sumpfvögel bieten sich darin allerdings dem Jäger dar, und einige solche, wie auch eine geringe Anzahl kleiner Vögel, waren die einzige Vermehrung, die unsere zoologische Sammlung hier erhalten konnte. Enten giebt es in großen Schaaren, aber sie sind äußerst scheu. Die Chinesen schießen sie auf die Weise, daß sie bis an die Brust in's Wasser gehen, sich Kopf und Arme mit Seegras bedecken und die Ankunft des Volkes abwarten, um einen glücklichen Schuß da hinein zu thun. Auch werden sie in den über Reisfelder ausgespannten Netzen gefangen.

Die eben so schönen, als nützlichen Bambubüsche gedeihen hier in großer Ueppigkeit. Es giebt eine bedeutende Anzahl von Spielarten derselben, deren wesentliche Unterschiede wir jedoch nicht kennen lernten. Auf den längs den Ufern des Flusses laufenden Erdwällen, in denen die Schleusen



Chinesische Landschaft.

angebracht sind, durch welche das Wasser über die Reisfelder geleitet wird, sieht man lange Reihen von diesen Gewächsen, deren leichte und zierliche Form ihnen das Aussehen von ungeheueren Federbüschen verleiht. Kein Theil von diesen Büschen ist ohne Werth und Nutzen. Die ersten zarten Sprossen werden, wie unser Spargel, gegessen oder auch eingesalzen. Aus den Wurzeln werden die Bildhauerarbeiten geliefert, in denen der Chinese seinen ganzen Geschmack für das Groteske und Sonderbare offenbart. Die dicksten Stämme werden zu Rundhölzern auf kleinen Schiffen verwendet, liefern Bauholz und Wasserrinnen, man baut Brücken und Wassertröge daraus, und ein einzelnes Glied des Rohres liefert eins der niedlichsten kleinen Tönnchen, die man sich denken kann, und zu deren Vollendung man nichts weiter zu thun hat, als ein Loch zum Spunde hineinzubohren. Die schmaleren Theile der Stämme werden zu Stöcken, die ganz dünnen Röhre zu Tabakspfeifen benutzt, Sophas, Stühle und auch Bettgestelle daraus zusammengesetzt und zu Speeren, Bootshaken und Schirmgestellen gebraucht. Aus den Zweigen und Aestchen werden Körbe und Reußen zum Fischfange, so wie Hüte und Matten geflochten; man verfertigt auch aus dem Baste des Rohres Schnüre und Garn, aus denen dann Zeuge bereitet und Netze gestrickt werden. Die Blätter werden zum Dachdecken, zu Regenröcken, und zur Ausstopfung und zum Polstern von Möbeln 2c. benutzt. Aus den Spänen wird grobes Papier gemacht, und sämmtliche nicht anders verwendete Reste der nützlichen Pflanze liefern ein gutes Brennmaterial. Außer den aufgezählten, allgemein nützlichen Artikeln giebt der Bambu dem Chinesen auch noch Schreibfedern, die sogenannten „Chopsticker," mit denen man hier zu Lande ißt, dann China eigenthümliche musikalische Instrumente, Töpfe, Dosen und kleinere Gefäße, und noch unzählige Kleinigkeiten, die zu mannigfach sind, um hier aufgezählt werden zu können. Es scheint wohl kaum noch ein zweites Gewächs auf Erden, dessen Nutzen und Anwendbarkeit so allgemein und so mannigfaltig wäre.

Eine nicht unbedeutende Anzahl der in Whampoa und der Bambustadt ansässigen Personen reden ein Wenig englisch, das will jedoch nur sagen, das sogenannte Canton-englisch, ein Rothwelsch aus chinesischen, englischen und portugiesischen Wörtern zusammengesetzt, von denen jedoch die beiden letzteren der Zahl nach sehr im Rückstande geblieben sind. Außerdem kommen Wörter darin vor, welche von den Engländern für chinesische gehalten werden, von den Chinesen aber wieder für englische. Solche sind zum Beispiel die Worte „chin-chin," was sowohl das Hauptwort „Gruß," als das Zeitwort „grüßen" bedeutet; „chau-chau," welches „essen" heißt; „Pidjon," welches „Geschäft" heißen soll, und dergleichen mehr. Das Wort "Djoss," Gott, kommt aus dem Portugiesischen, und

ist nur das verdorbene Wort „dios“; ein Tempel hat die Benennung „djoss-hous“ erhalten, und Alles zur Religion gehörige wird in das gemeinsame Wort „djoss-pidjon“ zusammengefaßt. Einzelne bestimmte Regeln über Geschlecht, Zahl und Person scheinen durchaus nicht zu existiren, wie überhaupt von keiner Grammatik die Rede ist.

Wie wir schon bei Gelegenheit unseres Besuches im Hause des alten Jack erwähnt haben, darf man nicht mit der Sicherheit für Leben und Eigenthum, die man auf dem Cantonflusse und an seinen Ufern genießt, gerade groß thun. Zahlreiche Fluß- und Straßenräuber treiben hier ihr freches Spiel. Sie bestehen zu einem großen Theile aus sämmtlichen Bewohnern der Dörfer auf beiden Seiten des Flusses, und haben Aufpasser und Spione auf allen Punkten, an denen sie einige Nachrichten, die für sie von Werth sein könnten, vermuthen dürfen. Selten verfließen einige Monate hintereinander, ohne daß in denselben mindestens ein Versuch zu größeren Räubereien gemacht worden wäre, obschon dieselben nicht immer glücken oder nur bis zur Ausführung gelangen. Die Ladronen sind hier nämlich eben so feige, als raubgierig, und wenn sich die Priese, auf die sie Rechnung gemacht haben, nur ein Geringes besser bemannt und bewaffnet zeigt, als sie es vermutheten, räumen sie sogleich das Feld, und eilen mit ihren schnellrudernden Booten hinweg, um sich in irgend einer der vielen kleinen Rinnen und Kanäle, in die sich der Fluß überall theilt, so sicher, als möglich, zu verbergen. Vor den Europäern haben sie einen ungeheueren Respect, und greifen sie nicht ohne sehr große Ueberlegenheit in der Zahl an. Der Angriff geschieht gemeiniglich nach vorher festgesetztem Plane und beginnt damit, daß sie brennende sogenannte Stinckkugeln an Bord des fremden Fahrzeuges werfen. Es sind dies eine Art Granaten von Töpfergeschirr, die mit einem stark brennenden Satze von übel riechendem Materiale, Pulver und namentlich viel Schwefel und starken Rauch verbreitenden Substanzen angefüllt sind. Während die Angegriffenen geblendet oder auf dem besten Wege sind durch den Rauch in Qualm zu ersticken, werden dieselben mit langen Speeren erstochen und haben im Allgemeinen auf keinerlei Schonung zu rechnen. Besonders sind es die Geld- und Opiumtransporte, die den Angriffen der Räuber ausgesetzt sind, darum sind dieselben aber auch jetzt durch eine so starke Besatzung geschützt, daß Nichts gegen sie unternommen werden kann. Ueber die Seeräuberei, die längs den chinesischen Küsten im offenen Meere betrieben wird, werden wir nach unserer Ankunft in Hongkong in Kürze einige Worte erwähnen.

Während unseres Aufenthaltes am hiesigen Orte wurden in Canton zu gleicher Zeit vierundsechzig Missethäter, theils gefangene Empörer, theils Räuber hingerichtet. Wir erhielten eine Beschreibung dieser Exe-

cution durch einen englischen Marine-Offizier, welcher derselben beigewohnt hatte. Die Verbrecher wurden mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen und verbundenen Augen in zwei Reihen aufgestellt, und fielen darauf auf die Knie nieder. Für jede Reihe war ein Scharfrichter anwesend, der mit einem breiten und schweren Schwerdte bewaffnet war, unter welchem die Häupter der Unglücklichen in schnellem Tacte fielen. Der ganze unerquickliche Auftritt hatte noch nicht eine volle Stunde gewährt, und kein Hieb hatte sein Ziel verfehlt, oder nicht vollständige Wirkung gehabt. Wir müssen bekennen, daß wir bei der Anhörung dieser Erzählung von Ueberraschung darüber eingenommen wurden, daß ein gebildet sein wollender Mensch sich ganz ruhig hinstellen und solchen Gräßlichkeiten zusehen konnte. Ueberdies wurde es ganz allgemein erzählt, daß mehrere von den Hingerichteten völlig unschuldige arme Teufel waren, die unter die wirklichen Verbrecher gesteckt worden, um die Person einiger derselben, denen es durch Bestechung geglückt war, die Freiheit zu erhalten, zu ersetzen. Da die Zahl schon höheren Ortes berichtet war, und die chinesische Regierung sich bei der Flucht ihrer Gefangenen nicht von ihren Beamten und Dienstleuten mit Entschuldigungen und Ausflüchten abspeisen läßt, so fanden sich die Mandarinen, welche die Sache in Händen hatten, veranlaßt, anderes Volk herbei zu schaffen, um die leeren Stellen auszufüllen, die dadurch entstanden waren, daß einige bekannte Räuber von ihnen selbst ihre Loslassung gegen die Erlegung eines starken Lösegeldes erlangt hatten. In wie weit diese Angabe gegründet sein mag, können wir natürlicher Weise nicht entscheiden, glauben es aber gern, daß sie nicht aller Wahrheit entbehrt, und die Mehrzahl der geringeren Mandarinen ist von einer Raubgier und Gewissenslosigkeit beseelt, die von den meisten Personen, die sich längere Zeit hindurch in China aufgehalten haben, bezeugt ist*).

Obschon wir, wie es bereits von uns erwähnt wurde, den Leser nicht mit einer critischen Uebersicht der dramatischen Literatur Chinas erfreuen können, nehmen wir uns die Freiheit eine kleine scenische Veranstaltung zu beschreiben, der wir in der Bambustadt beizuwohnen Gelegenheit hatten. Eine solche heißt auf Canton-englisch „Sing-Song."

*) Der vorzügliche La Peyrouse, ein wahres Musterbild für alle Reisende, was Gewissenhaftigkeit und Gediegenheit in seinem Urtheile betrifft, äußert sich an einer Stelle: „le peuple, dont les lois sont si vantées en Europe, est peut être le plus malheureux et le plus arbitrairement gouverné qu'il-y-ait sur la terre, si toute fois on peut uger du gouvernement chinois par le despotisme du mandarin de Macao." — An einer anderen Stelle bezeichnet er die chinesische Regierung als: „peut-être le plus injuste, le plus oppresseur et en même temps le plus lâche qui existe dans le monde."

Wenn man die Unbedeutenheit der Bambustadt bedenkt und erwägt, welche elende Figur sie auf dem langen Verzeichniß der mit Millionen bevölkerten Städte des himmlischen Reiches spielt, so ist leicht einzusehen, daß die hier gegebene Vorstellung zu der allergeringsten Art gehören muß. Das Theatergebäude, oder, besser gesagt, der Schuppen, in welchem die Vorstellung Statt hatte, war ein Paar hundert Ellen außerhalb der Stadt gelegen, an der Ecke eines schlammigen Reisfeldes und aus Bamburöhren und Matten aufgeführt. Die Anordnung des Dachstuhles und die vielen feinen Querriegel, durch welche dasselbe zusammengehalten wurde, erinnerte sehr an den berühmten Krystallpalast. Außer einem Balkon für die Damen auf jeder Seite des Salons, der nach drei Seiten zu offen war, gab es weiter keine Sitzplätze. Die Scene war eine Elle über den Boden erhöht und hatte keine Decorationen, außer einer Art Hintergrund, längs welchem das Orchester seinen Sitz auf einer Bank hatte. Die Musik, mit welcher man traktirt wurde, war in der That ohren- und herzzerreißend, obschon es immerhin möglich war, daß in diesen lärmenden Mißtönen Methode war. Man glaubte mitunter eine Spur von einem Gedanken in der Zusammenstellung des Stückes und der Composition zu finden, aber das Gellen und Schrillen im Klange der Instrumente erstickte meistentheils in einem gemeinsamen Meere gewaltiger Mißtöne. Es fehlte dem Orchester weder an Seiten-, noch an Blase-Instrumenten, dem Messingbecken, noch dem Gong. Alle Rollen wurden, nach dem, was man uns sagte, von Männern dargestellt, und die Declamation schien in der Kunst zu bestehen: die feinsten, schnarrenden Nasenlaute hervor zu stoßen. Möglicherweise drückt sich auf diese Weise Gefühl und Leidenschaft unter den Chinesen aus, in welchem Falle diese Manier in der Declamation auf ein tieferes Naturstudium gegründet sein würde; aber wir fanden es doch nicht, daß das Volk, in der Regel wenigstens nicht, auf solche Weise rede, und auf die Gefahr hin, mit der Geißel der Critik von den Bewunderern des chinesischen Theaters übel zugerichtet zu werden, müssen wir bekennen, daß uns das Ganze ziemlich wahnsinnig vorkam. Die Costüme waren äußerst prächtig, ein großblümiges Seidenzeug spielte in ihnen die Hauptrolle. Den Inhalt des Stückes können wir nicht weiter angeben, als daß es sich um eine niedrige Herrschaft, einen Herrn und eine Frau drehte, die schließlich auch ihren verdienten Lohn empfingen; dies wurde uns von unserem Bootsjungen, der dem Schauspiele mit dem größten Vergnügen zusah, wenigstens später so mitgetheilt. Dasselbe Stück hatte übrigens schon mehrere Darstellungen erlebt und erreichte auch nicht einmal mit der von uns besuchten seinen Schluß. Der zum Guten rathende vornehme Herr, der zur Bestrafung des schlechten Paares beitrug, schien sehr leicht bewegt zu sein, denn er vergoß mitunter starke

Thränenströme, tröstete sich aber kurz darauf durch eine Tasse Thee, womit ihm mehrere Male im Laufe des Stückes aufgewartet wurde. Die Bestrafung der Bösen ging auf die Art vor sich, daß sie quer über ein Knie gelegt wurden; ein Diener trat dann erst auf ihrem Rücken herum, dann auf ihrem Kopfe, worauf er sie mit einem ungeheueren Schwerdte, welches sie dahin brachte, daß sie, wie von einer starken Feder geschnellt, hoch in die Luft sprangen und einen Purzelbaum machten, schlug, wonach sie sich dann entfernten. Aehnliche kleine Luftsprünge wurden auch von Zeit zu Zeit in dem Stücke von den übrigen Mitspielenden ausgeübt.

Außer möglicher Weise auf den Balkonen, wird kein Eintrittsgeld entrichtet, vielmehr ist das Schauspiel öffentlich und für Jedermann. Der Schuppen war auch sehr stark gefüllt, und ein Haufen Jungen war sogar bis in das Dachgerüst hinaufgeklettert. Wir wurden auf keine Weise belästigt, wenn schon uns ein und der andere unter den Zuschauern mit Blicken betrachtete, die Alles eher, als freundschaftliche Gesinnungen verriethen. Die Erleuchtung war so schwach, daß wir es schlechterdings nicht sehen konnten, wie die auf den Balkonen sitzenden Damen aussahen, und uns deshalb gegen das Ende des Schauspieles auf einen Platz stellten, von wo wir sie in Augenschein nehmen konnten, wenn sie aus den Schuppen herauskamen. So glückte es uns auch wirklich einige Exemplare von einer näheren Entfernung aus zu sehen; sie glichen, der äußeren Erscheinung nach, eben sowohl, wie in ihrer Tracht den schon beschriebenen, aber viele hatten auf chinesische Weise zusammengeklemmte Füße, was unter der eigentlichen arbeitenden Klasse durchaus nicht gewöhnlich ist. Die so Entstellten ritten Huckepack auf dem Rücken ihrer Dienstmägde, denn sie konnten auch nicht einen einzigen Schritt gehen. Die Chinesen merkten es bald, daß die Damen der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit waren, und drängten sich murrend zwischen uns, so daß wir nicht mehr als eine kleine Anzahl der Schönen sehen konnten, welche aber auch hinreichend war, oder mindestens nicht viel Hoffnung gab, darunter auf eine von einnehmender Beschaffenheit zu stoßen.

Dem Theatergebäude gerade gegenüber, auf der anderen Seite eines schmalen Weges, liegt ein kleiner Tempel oder ein „Djoss-Haus," in welchem wir drei häßliche Götzenbilder, eins davon in menschlicher Gestalt und Größe, die beiden anderen aber etwas kleiner, stehen sahen. Vor dem größeren befand sich ein kleiner Altar, auf welchem ein brennendes Holzstück lag, das einen sehr unangenehmen Geruch verbreitete. Wir untersuchten die Beschaffenheit des Holzes, und als wir fanden, daß es kein Sandelholz war, nahm ein englischer Marine-Capitain, der uns begleitete, sich die Freiheit den Priestern oder Kirchenbedienten eine strafende Rede über ihren Geiz zu halten, der ihnen nicht erlaubte ihrem

Djoss solches Holz, welches hier im höchsten Preise steht, zu bewilligen. Die Angeredeten verstanden wahrscheinlicher Weise nicht ein einziges Wort davon und antworteten nur mit dumm aussehendem Lächeln. Wir gingen hinein bis zu den Götzenbildern, die von einem Gitter umgeben waren, nahmen sie auf das Allergenauste in Augenschein und berührten sie sogar, ohne daß dies den geringsten Unwillen oder sichtlichen Aerger bei den anwesenden Eingeborenen erregt hätte. Etwas weiter von diesem entfernt befand sich ein anderer Tempel, worin mit Reis angefüllte Schaalen, Früchte und eingesalzene Eingeweide vor einem fünf Ellen hohen Götzenbilde aufgestellt standen, das mit grellen Farben roth, blau und grün angestrichen war, und dessen verzerrte Gesichtszüge und stierenden Augen wahrscheinlich beabsichtigten sein Aussehen fürchterlich zu machen, welcher Zweck jedoch nicht erreicht war, vermuthlich in Folge der fehlenden Geschicklichkeit des chinesischen Michel Angelo, der es modellirt hatte. Wir fragten zum Scherze unseren Bootsjungen, was er wohl glaube, daß diese Figur vorstellen sollte, und er antwortete mit einer etwas verschämten Miene, daß es gewiß der „Thee-Djoss-Mann" sei.

Wir versuchten es unseren Spaziergang ein Stück weit in das Land längs dem Fußsteige, auf dem wir uns befanden, auszudehnen, es lief derselbe auf einem zu beiden Seiten von Reisackern umgebenen Wall lang; wir begegneten aber bald einigen älteren Chinesen, die uns mit höflichen aber entschiedenen Geberden baten umzukehren. Wir gaben uns erst den Anschein, als ob wir sie nicht verständen, und wollten unsere Wanderung fortsetzen, bald aber kamen mehrere zu und versperrten den schmalen Weg. Es lag nun keinesweges in unserer Absicht uns durch Anwendung von Gewalt in eine Schlägerei zu verwickeln, wobei doch Nichts zu gewinnen gewesen wäre, und deshalb erwiesen wir den Greisen still unseren Chin-chin, die uns auch den Gruß artig beantworteten, und kehrten darauf gemächlich zur Stadt zurück. Bei den vielen kleinen wandernden Restaurationen, die in der Nähe des Theaters ihren Platz genommen hatten, saßen jetzt eine Menge Menschen und schmorten Gekröse von verschiedenen Thieren, wobei sich die herzlichste Freude in ihren Gesichtszügen ausdrückte. Die Speise hatte durchaus kein besonderes verlockendes Aussehen, und die Menge Oel, womit sie angerichtet wurde, reizte auch die Geruchsorgane auf keine besonders angenehme Art. Aber es war dafür in der That erfreulich mit anzusehen, mit welcher Freude und Gutmüthigkeit hier geschwatzt und gescherzt wurde, und wahrscheinlich fehlte es nicht an witzigen Köpfen zur Belustigung der Gesellschaft. Es waren die Opernkeller der Bambustadt, die, wie die in der Nähe der europäischen Schauspielhäuser befindlichen Weinkneipen, wohl auch ihre bestimmten Abendkunden haben dürften.

Bevor wir in das Schauspiel gegangen waren, hatten wir noch einen Besuch auf einem kleinen am Ufer liegenden Mandarinboote gemacht, dessen Eigenthümer wahrscheinlich von einem verhältnißmäßig sehr untergeordnetem Range war. Wir waren am Ufer stehen geblieben, um das Fahrzeug zu betrachten, und waren dann eingeladen worden an Bord zu kommen. So weit, als möglich, nach vorn standen auf Gaffeln drei große Muskedonner mit Metallröhren (Djingals). Die große Hütte, welche fast die ganze Länge des Fahrzeuges aufnahm, und nur zu beiden Seiten ein schmales Gangbord übrig ließ, enthielt eine Vorstube mit Sitzen auf beiden Seiten, einen Salon in der Mitte, mit einem Tische versehen, und auf beiden Seiten Sophas, so wie weiter nach hinten zu noch zwei ähnliche kleinere Hütten. Dem Ganzen fehlte es keinesweges an einer gewissen Eleganz. Mehrere kleine Kronenleuchter hingen vom Dache herunter. Der Mandarin war ein älterer Herr mit einem runzlichten Angesichte und gebeugter Körperhaltung. Seine glotzenden stieren Augen und sein schlaff herabhängendes Unterkinn drückten thierische Stumpfheit aus, die gewiß durch unmäßigen Genuß des Opiums herbeigeführt zu sein schien, mit dessen Rauchen er auch bei unserer Ankunft gerade beschäftigt war. Der betäubende Dampf dieses stark narkotischen Stoffes erfüllte noch den Raum. Der alte Mann empfing uns übrigens freundlich, bat uns niederzusitzen und tauschte eine Priese Tabak mit einem Schnupfer unserer Gesellschaft. Sein schon so häßliches Gesicht wurde dabei noch ganz besonders durch ein Lächeln entstellt, durch welches ein Paar ungeheuere Zähne aus der oberen Kinnlade, weit über die eingezogene und schlaff herunterhängende untere herabragten. Einer der Begleiter oder Freunde des Greises, ein Mann in den mittleren Jahren von üppigem Aeußeren, aber kalter und boshafter Miene, zeigte es uns, wie es bei dem Opiumrauchen zugeht. Er legte sich auf eine der Bänke in dem Vorzimmer und zündete eine kleine Messinglampe an. Der Opium wird in einer zinnernen Dose verwahrt und gleicht dem Aussehen nach vollkommen unserem Syrup; mit einer langen Nadel wird eine kleine Portion herausgeholt, und um das feine Loch in dem Teller oder der Holzschaale, welche den Kopf der Opiumpfeife bildet, gestrichen. Der Schaft der Pfeife ist ungefähr einen Fuß lang und an dem Mundstückende gerade abgeschnitten. Der Pfeifenkopf wird nun gegen die Lampenflamme gehalten und der Rauch in tiefen Zügen eingesogen. Gewöhnlich wird er sogar niedergeschluckt. Innerhalb fünf Minuten, in welcher Zeit ungefähr eben so viel Einsaugungen gemacht werden, war die kleine Opiumquantität verzehrt, ohne daß irgend eine Wirkung an den Rauchenden sichtbar gewesen wäre. Der während des Rauchens durch den Opium verbreitete Geruch hatte etwas Ekelhaftes, sogar Erstickendes, welches dem

daran nicht Gewöhnten unbehaglich vorkommt, und was uns unwillkürlich an die Luft in kleinen Kneipzimmern erinnerte, in denen sich an feuchten Herbstabenden Speisegeruch, Weindampf, Tabaksqualm und die Ausdünstungen von nassen Ueberröcken und Spirituosen zusammen mischen, um die Atmosphäre zu verpesten.

Um nach Canton hinaufzufahren wartet man gern die Fluth ab; während der Ebbe fließt der Strom so stark, daß das Rudern aufwärts völlig unmöglich wird, oder wenigstens nur mit größter Anstrengung auszuführen ist. Abwärts kann man gegen die Fluth ohne viel Schwierigkeit rudern, wenn schon es natürlicher Weise viel schneller von der Stelle geht, wenn sie günstig ist; man braucht in diesem letzteren Falle nicht mehr zu rudern, als man es gerade zum Steuern des Bootes nöthig hat. Die Ufer behalten den ganzen Weg über dasselbe Aussehen bei. Ungefähr halbweges nach Canton hinauf ist der Fluß auf beiden Seiten des oberen Theiles der Whampoa-Insel durch Verpfählungen gesperrt, welche während des Krieges mit den Engländern dort eingeschlagen wurden, um diese zu verhindern in dem Strome weiter aufwärts zu kommen. Die Verpählungen werden auch noch durch Batterien vertheidigt. Die Engländer ließen sich jedoch durch diese Hindernisse nicht aussperren, sondern brachen durch dieselben, wie auch, wie wir dies schon vorhin erwähnt haben, einige Fahrzeuge durch die unvertheidigten Blenheim- und Makao-Fort-Rinnen bis hinauf zu der Stadt gingen. Inzwischen sind die übrig gebliebenen Theile dieser ohnmächtigen Hindernisse der Bootfahrt auf dem Flusse zum nicht geringen Schaden, da das Wasser dadurch aufgedämmt wird und mit großer Heftigkeit durch die übrig gelassenen Oeffnungen rauscht. Auf dem nördlichen Ende der Whampoa-Insel war während des Krieges eine Batterie befindlich, deren Anlegung und Armirung der reiche Hongkaufmann*) Hauqua auf seine eigenen Kosten erzwungen bestritten haben soll. Auf der großen Insel Ho-nam, welche die beiden Hauptrinnen des Flusses trennt, liegt dieser Batterie gerade gegenüber eine rothe Payode mit sechs oder sieben Wohnungen, und ein Stück weiter abwärts auf der Whampoa-Insel eine andere ungefähr eben solche. Weiter hinauf kommt man zu einer Insel, die von den Engländern „Kuper-Insel,“ nach dem Capitain Kuper von der englischen Flotte genannt wird. Auf dem südlichen Vorgebirge dieser Insel liegt eine Batterie, und derselben gerade gegenüber auf beiden Seiten des Flusses zwei andere, jede wäh-

*) Hongkaufleute wurden früher die Kaufleute genannt, die von der Regierung die Erlaubniß erhalten hatten, mit den europäischen Faktoreien, welche „Honger“ benannt werden, handeln zu dürfen.

Der Uebersetzer.

rend des Krieges mit über zwanzig Kanonen bewaffnet. Wir werden weiter unten noch einige Worte über die hauptsächlichsten Kriegsbegebenheiten erwähnen.

Wenn man bei der Kuper-Insel vorüber ist, fangen die Ufer an dichter bebaut zu werden, und bald kommt man in die schwimmende Stadt, deren weite Ausdehnung, Volksreichthum und eigenthümliches Aussehen schon seit langer Zeit die Bewunderung aller Fremden erregt hat. Außer den vielen Junken, die sogenannten Chopboote, auf denen kostbare Waaren nach Whampoa hinab versendet werden, den unzähligen Lastbooten und Passagierschuten, Ruderbooten und Sampanen, die zu dem Handel auf dem Flusse selbst dienen, liegen hier siebzigtausend Fahrzeuge in regelmäßigen Straßen verankert, und in diesen schwimmenden Wohnsitzen lebt eine Bevölkerung, die sich nach den neuesten Angaben auf nahe eine halbe Million belaufen soll. Mitten in dem Flusse ist eine Rinne für die freie Bewegung offen gelassen, die Seitenstraßen laufen rechtwinklig gegen dieselbe zu. Näher an und mitten vor den Factoreien ist eine kleine Strecke des Flusses vergleichungsmäßig weniger dicht bebaut, aber oberhalb derselben vermehrt sich die Anzahl der Boote wieder. Man landet bei den Factoreien außerhalb des kleinen Gärtchens, welches vor einigen Jahren in dem Umkreise des ehemaligen schwedischen, jetzt amerikanischen Hongs angelegt ist. Die Breite des Flusses erreicht hier noch nicht tausend Ellen.

Früherhin war der in Canton ankommende Fremde in Gefahr die Nächte unter bloßem Himmel zuzubringen, sofern er sich nicht ein mit einem Salon versehenes Boot verschafft hatte, oder an irgend einen der europäischen Kaufleute adressirt war, bei denen die Befehlshaber der ihnen zugesendeten Fahrzeuge jederzeit selbstverständlich Gäste waren, wenn ihre Gegenwart hier an Ort und Stelle erforderlich war. Jetzt findet man aber schon ein von einem Chinesen gehaltenes Hôtel, woselbst man ziemlich gut ißt, aber recht schlecht wohnt. Seitdem die Dampfboots-Communication mit Hongkong und Makao eröffnet worden ist, wird die Stadt auch von viel mehr Fremden, als es sonst der Fall war, besucht, wo ein eigentlich Reisender nur in höchst seltenen Ausnahmen hier anlandete.

Wenn gleich bei dem englisch-chinesischen Friedensschlusse, der außer Canton noch vier Häfen*) den europäischen Fahrzeugen öffnete, es festgestellt wurde, daß die in China sich aufhaltenden Fremden unbehinderten Zutritt zu allen Theilen dieser fünf Städte haben sollten, so ist ihnen dennoch in Canton dieses Recht de facto geschmälert. Außerhalb des engen äußeren Raumes, welcher von den alle Factoreien umschließenden

*) Amoy, Fu-chau-fu, Ningpo und Shanghai.

Der Uebersetzer.

Mauern begrenzt wird, können die Fremden keine anderen Theile der Stadt besuchen, als die beiden sogenannten China-Gassen (die alte und die neue) und einige in ihrer Nähe liegenden Seitengäßchen. Versucht man es in die übrigen Theile der Stadt einzudringen, wird man bald daran verhindert und setzt sich, wenn man allein ist, sogar Mißhandlungen aus. Von einer an Ort und Stelle bekannten Person begleitet, welche der Landessprache mächtig ist, kann man jedoch, ohne eigentliche Gefahr, gewisse Gegenden besuchen, und ein amerikanischer Missionair erbot sich ein Paar von uns auf einer solchen Wanderung zu begleiten. Unglücklicher Weise konnten wir aber nicht bis zu dem von ihm als allein zu dieser Wanderung frei bezeichneten Tag hier bleiben. Er sagte, daß man zwar darauf gefaßt sein müßte von unwissenden Jungen mit Steinwürfen begrüßt zu werden, daß aber ältere und achtungswerthe Chinesen es nie unterließen mit Ernst dagegen zu eifern, wenn man sich über solches Verfahren klagend gegen sie wendete. Im Uebrigen wird der Pöbel von Canton und im Allgemeinen die ganze Einwohnerschaft der Provinz Kwang-Tung gerade für den schlechtesten und am schwersten zu bändigenden Theil der Bevölkerung des ganzen Landes gehalten. In Shanghai, woselbst jetzt eine nicht geringe Anzahl Europäer ansässig ist, kann man, ohne beleidigt zu werden, nicht allein alle Theile der Stadt besuchen, sondern auch sogar das herumliegende Land; und von Hongkong aus werden jetzt schon mitunter Jagden auf zwei bis drei Meilen weit bis in das Land hinein veranstaltet. In Amoy und Fu-chau-fu haben jedoch Fremde oft Unannehmlichkeiten zu erdulden gehabt.

Alle Detailhändler, welche für ihre Waaren auf Absatz unter den Europäern rechnen müssen, haben natürlicher Weise ihre Läden in den China-Gassen oder in deren Nähe, und man hat kaum seinen Fuß in eine dieser Gassen gesetzt, als man auch schon auf solche Herren stößt, die ihre ganze Redegabe darauf anwenden den Fremden zu überreden seine Einkäufe bei ihnen vorzunehmen, und ihm zu diesem Behufe kleine, roth gedruckte Adreßkarten überreichen. Die meisten unter ihnen handeln mit Seidenzeugen, Crêpe-Shawls, Kleinigkeiten von Perlemutter und Elfenbein, lackirten Arbeiten und anderen Gegenständen von gleichem Geschmacke. Diejenigen, welche sich ohne Kenntniß vom hiesigen Werthe von dergleichen Arbeiten darauf einlassen sie zu erhandeln, können sicher sein ihren wirklichen Preis ein Paar Mal theurer bezahlen zu müssen, sofern sie nicht sehr bedeutend von der zuerst geforderten Summe herunterdrücken. Einige wenige Kaufleute giebt es jedoch, welche nicht so mit sich dingen lassen, und bei Herrn Wa-Shing, der uns durch unseren Consul Herrn Forbes recommandirt war, bekam man durchaus nichts von dem einmal festgestellten Preise abgelassen. Dieser Mann handelte nur mit Seidenwaaren

und hatte einen kleinen, auf den ersten Blick ganz dürftigen Laden auf der alten China-Gasse; wenn man aber Zeit hatte in Augenschein zu nehmen, was die zu dem Laden gehörenden Magazine enthielten, dann durfte man von der Menge kostbarer Waaren, die in denselben aufbewahrt wurden, wohl überrascht sein. Dort lagen große Stöße von Shawls zu allen Preisen zwischen zehn und hundert Piastern das Stück, und eine Menge Taffte, Seidensarge, Damast und Pondjee, eine Art Zeug aus roher Seide, das in der Regel ungefärbt bleibt; so wie auch außerdem noch kleinere Artikel. Ein Shawl wurde uns vorgezeigt, für welches fünfhundert Piaster verlangt wurden; die eine Hälfte desselben war auf weißem Grunde mit Blumen in natürlichen Farben gestickt, die andere stellte eine Pagode mit einem dorthin ziehenden Prozessionszuge, ebenfalls in bunten Farben gestickt, vor. Die erste Hälfte war in der That außerordentlich schön, auf der anderen konnte man aber nur die Lebhaftigkeit der Farben und das Kunstreiche in der Stickerei, welches auf beiden Seiten gleich groß war, bewundern. Diese Art zu sticken ist übrigens die gewöhnlich auf allen Shawls besserer Art angebrachte. Herr Wa-Shing war ein älterer Mann von höchst achtungsgebietendem Aeußeren, redete sehr gut englisch und hatte einigermaßen Begriffe von der Geographie Europas. Er hatte eine zahlreiche Ladendienerschaft, welcher er mit ziemlicher Feierlichkeit in einem etwas singenden Tone seine Befehle ertheilte, die im tiefsten Schweigen und in einer demüthigen Stellung angehört und augenblicklich in's Werk gesetzt wurden. Ein junger Mann von gutem Aussehen beschäftigte sich hinter einem kleinen Tische mit der Buchführung und kassirte die Bezahlungen ein. Die dicken, mit chinesischen Kratzfüßen angefüllten Bücher bewiesen, daß die Buchführung in diesem Lande schon einen hohen Standpunkt erreicht haben muß, aber unglücklicher Weise können wir es nicht verrathen, ob sie nach der „doppelten italienischen Buchhaltung" hier angewendet wird, oder ob dieselbe noch nicht so weit zu bringen vermochte. Die Ausrechnungen bei und zu der Bezahlung der Waaren wurden mittelst einer Rechenmaschine vorgenommen, die aus einigen Reihen auf Eisendrähten aufgezogenen Kugeln bestand, von denen die oberste Reihe vermuthlich die Einer, die folgende die Zehner und die dritte die Hunderte und so fort bedeutete. Die Vortheile dieses auf manche Art gepriesenen Instrumentes wollen wir gewiß nicht bestreiten, fanden aber doch bei dieser Gelegenheit, daß wir die Summirung zur Bezahlung der von uns gekauften Artikel sowohl im Kopfe, als, um der Controle willen, auch auf dem Papiere in kürzerer Zeit, als der Buchhalter des Greises Wa-Shing mit seinen Kügelchen fertig bekommen konnten, und wir sind überzeugt, daß sich dasselbe Verhältniß für jeden von uns, sei er auch mit der Handthierung von Zahlen noch so wenig

geübt, herausstellen wird. Möglicher Weise ist aber das in China gebräuchliche Ziffersystem so beschaffen, daß die oben erwähnte Einrichtung eine bedeutendere Erleichterung mit sich führt.

In vielen Läden pflegt der Besitzer, wenn irgend ein Fremder eingetreten ist, mit ihm zu handeln, die Thüren zu verschließen, um seinen Kunden desto ungestörter in Händen zu haben, und er spart keine Mühe, um Alles vor ihm auszubreiten, was seine Augen irgendwie reizen könnte. Man fühlt sich auch oft genug zum Kaufe angelockt, namentlich wenn man seine Gedanken auf die in der Heimath gebliebenen Lieben und Freunde richtet, und man möchte seinen Beutel leeren und die klingenden Piaster gegen die vielen hübschen und zierlichen Sachen, welche einem angeboten werden, gern austauschen. Eine kleine Quantität Willensstärke gehört wirklich dazu, um nicht unnöthiger Weise seine Geldmittel an dergleichen im Ganzen genommen ziemlich nutzlosen Gegenständen zu verschleudern. So lange der chinesische Handelsmann eine Möglichkeit zu irgend einem vortheilhaften Absatze vor sich sieht, ist er sehr demüthig und einschmeichelnd, aber der Kunde, der seiner Wege geht, ohne daß der Verkäufer seine Hoffnungen erfüllt sieht, wird nicht selten mit dem hier für Europäer gewöhnlichen Spitznamen „Fan-Kvai," dessen rechte Bedeutung wir auf verschiedene Weise angeben hörten, der jedoch ziemlich allgemein als „ausländischer Teufel" gilt, belegt.

In den um die China-Gassen herumliegenden Quergassen und Gäßchen sind alle Häuser mit kleinen Läden angefüllt, in denen man unter Anderem auch sämmtliche Leckereien der chinesischen Küche ausgeboten sieht. Dort finden sich lebende Fische in kleinen Kufen, in welchen unaufhörlich frisches Wasser aufgefüllt werden muß, Schwalbennester und Trepang lagen in flachen Körben und Trögen ausgeboten, während große Ratten in kleinen Bündeln von einem halben Dutzend, oder um diese Zahl herum, so wie bei uns Lerchen oder Krammetsvögel, an den Thürpfosten aufgehängt waren. Ob nicht etwa auch eingesalzene Seidenraupen und marinirte Grashüpfer hier zu bekommen gewesen sein mögen, können wir nicht mit Gewißheit behaupten. In einer Menge kleiner wandernder Küchen wurden alle möglichen flüssigen Leckerbissen zubereitet, und die Zahl der Barbiere war Legion. Im Uebrigen gehörten diese ganzen Scenen weniger zu denen, die belustigen, wenn man sie sieht, als zu der Zahl derer, die erheiternd werden, wenn man sie gesehen hat. Unerachtet wir uns jetzt in der kalten Jahreszeit befanden, so daß sich die Temperatur so um 20 Grad herum erhielt, stieg von allen diesen Eßwaaren und Küchen, von den Buden und Menschen ein erstickender, um nicht zu sagen dicker und feuchter Qualm auf, der nicht allein die Nase unangenehm erfüllte, sondern auch seine Wirkung bis auf die Geschmacksorgane

erfüllte. Man glaubte denselben bis in den Schlund hinein zu spüren, und im Sommer, bei einer täglichen Wärme von 30 Grad und darüber, muß dies natürlicher Weise noch fühlbarer werden. Halbnackte Lastträger nur in ein Paar Hosen gekleidet, wimmelten um einander herum; man wurde in jedem Augenblicke gestoßen und geschoben, oft von ganz schmutzigen Waarenpacketen berührt und gestreift, und nach der Probekarte von Physiognomieen, die man vor sich ausgebreitet sah, zu urtheilen, muß die niedrigste Bevölkerung Cantons der Benennung, welche ihr Steen Bille giebt, Gerechtigkeit widerfahren lassen, nämlich „einer scheußlichen Sammlung von zweibeinigen Bestien." Nachdem die ganze Neuheit des Schauspieles in kurzer Zeit vergangen ist, findet man nur eine ermüdende Einförmigkeit in den Details. Für den, der eine chinesische Schachtel oder Theebüchse zum ersten Male sieht, hat sie wohl etwas Eigenthümliches und Auffallendes, aber alle übrigen, die man dann später sieht, sind nur eine Wiederholung von der ersteren, und diese Einförmigkeit, dieser Mangel an Individualität scheint durch Alles durchzugehen, das heißt nur in sofern, als man Canton als eine wahre Probe der chinesischen Städte im Allgemeinen ansehen kann.

Die in Canton ansässigen europäischen Kaufleute leben in der That ein höchst freudeleeres Leben, dessen Unbehaglichkeit nur von der Hoffnung gelindert wird innerhalb weniger Jahre mit einem gesammelten bedeutenden Vermögen wieder in sein Vaterland zurückkehren zu können. In den Factoreien eingesperrt und auf die oben beschriebene enge und wenig anziehende Gegend der Stadt beschränkt, bleibt ihnen kein anderes Vergnügen außerhalb ihres Hauses, als auf dem Flusse zu segeln und zu rudern, und man sieht eine kleine Anzahl Boote und kleinere Fahrzeuge, die zu diesem Zwecke unterhalten werden. Bis so weit ist doch die Stellung derselben in den letzten Jahren verbessert worden, daß sich auch europäische Weiber jetzt in Canton aufhalten dürfen. Früher mußten die verheiratheten Kaufleute ihre Familien in Macao lassen, wo sie dieselben dann des Sonntags besuchten. Noch vor wenigen Jahren, während der Anwesenheit der dänischen Corvette Galathea, wurde nur dadurch ein Auflauf veranlaßt, daß sich ein Paar Frauenzimmer auf der Chinagasse zeigten. Sie wurden von dem Pöbel umringt und beleidigt, was Veranlassung zu einigen Gewaltthätigkeiten gab, die von ein Paar Engländern verübt wurden, und bald nahmen die Dinge eine so ernste Wendung, daß man die Factoreien in Gefahr wähnte und um Unterstützung und Entsatz bat, die man dann auch von der Galathea erhielt. Die chinesischen Kaufleute selbst fürchteten für ihre Waarenlager, welche der aufgeregte Pöbel zu plündern gewillt war, und verwendeten ihren ganzen Einfluß darauf den

Gouverneur der Stadt zu bewegen energische Maaßregeln zu ergreifen, wodurch dann auch der Auflauf bald wieder unterdrückt wurde.

In dem Bezirke der ehemaligen schwedischen Factorei wurde vor etwa einem Jahrzehnt ein kleiner Park auf einem Erdstriche, woselbst sich anfangs nur Schuppen und Kehrichthaufen befanden, angelegt. Jetzt sieht man hier aber zuweilen eine nicht unbedeutende Anzahl Promenirender beiderlei Geschlechtes, wenn schon die Männer immer sehr in der Mehrzahl bleiben. Darunter wird unwillkürlich bald der Blick auf die vielen Parsis geheftet, welche sich sowohl durch ihr Aussehen, als durch die Tracht stark von den Europäern unterscheiden. Diese Parsis sollen sich, wie man hier annimmt, zu der uralten Lehre Zoroasters bekennen, welche jedoch wahrscheinlich auch in der Länge der Zeit einer ganzen Menge Veränderungen unterlegen ist. Ihr religiöses System ist nicht vollständig bekannt, und wir für unsere Person können gar nichts darüber erwähnen. Die meisten, die wir sahen, waren von schmächtigem und schönem Körperbaue, der morgenländische Gesichtstypus war unverkennbar, aber die Haut ganz hell gefärbt, auch hatte Einer und der Andere sogar blondes Haar und blaue Augen. Die Züge verriethen im Allgemeinen eine Mischung von Orientalischem und Europäischem. Ein Paar Hosen mit Besatz und lackirten Stiefeln trug der Eine, während der Andere sich in kurzen weiten Beinkleidern und Schuhen mit aufrecht stehenden, äußerst schmalen Schnabeln von einer Viertelelle Länge zeigte. Einige hatten moderne Röcke, Andere hatten sie kurz abgeschnitten, ungefähr wie unsere Bergmannskittel, die bei der Arbeit getragen werden, nur mit dem Unterschiede, daß der Kragen daran fehlte. Die nationelle Kopfbedeckung ist eine Art hoher Mütze von ungefähr drei Viertelellen Höhe, wie es schien aus Leder gefertigt und von schwarzer Farbe, zuweilen nach unten zu mit einem bunten und vielfarbigen Shawl umwickelt. Man sah dieselbe jedoch auch oft mit einem Turban, oder dem türkischen rothen Fez vertauscht. Die meisten, oder alle diese Herren sind aus Bombay und mit dortigen Handelshäusern verbündet, die fast alle in den Händen ihrer Glaubensverwandten sind. Der Handel derselben beschränkt sich meistentheils auf zwei Artikel, Baumwolle und Opium, welchen der Chinese mit Silber bezahlt. Zur Erbauung unserer Leser nehmen wir uns die Freiheit einige Parsifirmen, als Probe der unter diesem Volke gebräuchlichen Namen zu nennen, man trifft darunter die in Canton befindlichen Cowasji Sagordji, Bomandji Hormudji, Cassanbhoy Nathoboy und so weiter. Ungefähr ein Siebentel der Lastzahl aller zum Opiumhandel verwendeten Fahrzeuge gehörte zur Zeit unseres Besuches fünf Parsenhäusern.

Während der Zeit unserer Anwesenheit in Canton wurde ein Wettsegeln veranstaltet, wobei die Yagd unseres General-Consules, Herrn

Forbes*), die Siegerin wurde. Auf dieses Wettsegeln folgte dann ein Ball, zu welchem das ganze Offizierpersonal der Fregatte eingeladen war, so wie auch ein Paar Tage später zu einem anderen, bei einem englischen Kaufmanne Mrs. Urmson. Beide waren sehr gut arrangirt, und die geräumigen Häuser eigenen sich vortrefflich zu Tanzlokalen. Bei diesen beiden Gelegenheiten wurde das Musikcorps der Eugenie benutzt, welches sich auch an jedem Nachmittage ein Paar Stunden im Parke hören ließ; eine Zerstreuung, die den Cantonbewohnern allerdings nicht sehr oft dargeboten wird. Unglücklicher Weise fehlte es aber bei aller Mühe, die man sich gegeben, doch an der Hauptsache bei Tanzveranstaltungen, nämlich an einer zahlreichen und blühenden Jugend. Das Klima in dem südlichen Theile von China ist sehr zerstörend für die weiße Race und besonders für die jüngeren Individuen derselben, und da sich außerdem auch keine Wege zum Unterrichte für dieselben darbieten, so senden alle hier ansässigen Ausländer, die es irgend vermögen, ihre Kinder in ihr Vaterland zurück, um dort erzogen zu werden. Wir können uns nicht entsinnen auf jedem Balle mehr als drei junge Damen gesehen zu haben, von denen die eine die Tochter des Befehlshabers der englischen Truppen in Hongkong, des General-Majors Dervois war. Erst seit ganz kurzer Zeit aus England hier angekommen, leuchtete sie wie eine Rose unter den Uebrigen, deren Wangen schon durch einen längeren Aufenthalt hierselbst gebleicht waren. Der General-Consul Forbes gab auch dem Chef und den Offizieren der Eugenie ein glänzendes Mittagsmahl. Unter den übrigen eingeladenen Gästen nennen wir den Doctor Parker, einen Amerikaner, welcher sich schon seit lange in der doppelten Eigenschaft eines Missionairs und Arztes in China aufgehalten hat, und dem es in dieser Zeit geglückt ist, sich in einem hohen Grade Achtung und Ansehen bei allen verschiedenen Klassen der Bevölkerung zu erwerben. Er steht gegenwärtig in Canton einem nicht unbedeutenden Hospitale vor, worin arme Chinesen kostenfreie Krankenpflege und Arzneimittel erhalten.

Bei den Spazierfahrten in einem Boote auf dem Cantonflusse bemerkt man bald die sogenannten „flower-boats" (Blumenböte) die ein Paar ganze Straßen der Bootsstadt einnehmen. Diese Fahrzeuge sind gewissermaßen schwimmende Landhäuser, wenn der Name nicht paradox klingt, wohin sich die reicheren Bewohner von Canton begeben, um ihrem Magen mit allen den schon erwähnten Leckerbissen der chinesischen Küche zu schmeicheln, und zur Verherrlichung des Festes erhalten sie auch wohl auf ihr Verlangen ein kleines Orchester aus weiblichen Mitgliedern beste-

*) Ein Amerikaner von Geburt und Vorstand des großen Handelshauses Russel u. Comp. Auf seinem Comptoir befindet sich ein Schwede, Herr Norlén.

hend, die mehr können, als Tafelmusik aufspielen. Diese Boote, mindestens die feineren unter ihnen, sind mit wirklicher Pracht ausgestattet, besonders ist in der Regel der vordere Giebel der größeren Cajüte, in welchen der Eingang zu den Salons angebracht ist, mit reichen Holzschnitzeleien versehen, die entweder grün angestrichen oder in der natürlichen Farbe des Holzes erhalten und nur von einem glänzenden Firniß gehoben sind, wie auch zuweilen die Vergoldungen an ihnen nicht gespart wurden. Das Innere glänzt von Seidenzeug, Spiegeln und Lichtern. Die Europäer veranstalten mitunter auch Festlichkeiten an Bord dieser Böte, dann werden jedoch dieselben immer aus ihrer sonstigen Lage herausgenommen und legen an dem Quai der Factoreien an. Im Allgemeinen kann man dieselben nicht besuchen ohne sich großen Unannehmlichkeiten auszusetzen; ein Paar Mal sind Fremde dort angefallen und gebunden worden, und um sich frei zu machen, hatten sie nur zwischen Mißhandlungen und Schlägen oder einem bedeutenden Lösegelde zu wählen. Ein Paar von den Offizieren der Eugenie wurden jedoch bei einer Bootsfahrt in der Gesellschaft unseres Landsmannes Herrn Norlén, des schon erwähnten, auf dem Comptoir des Herrn Forbes angestellten jungen Mannes, von einigen chinesischen Herren eingeladen an einem kleinen Feste Theil zu nehmen, und hatten dadurch eine gute Gelegenheit sowohl die ganze Herrlichkeit zu betrachten, als auch den Gesang der chinesischen Sirenen mit anzuhören. Die Frauen sind in diesem Lande von dem Gesellschaftsleben ausgeschlossen, so weit man überhaupt sagen kann, daß hier ein solches nicht gänzlich fehlt. Man wird indessen leicht begreifen, zu welcher Klasse von Weibern diejenigen gehören müssen, die auf den Blumenböten die Gäste mit Musik unterhalten. Wenn die Dämmerung hereinbricht, sieht man sie in großer Toilette sich an Bord ihrer respectiven Boote begeben. Ihre Kleidung gleicht, dem Schnitte nach, gänzlich der von den Weibern des Volkes benutzten, besteht aber meist aus Seide oder anderen kostbaren Stoffen. Die Haartracht ist auch dieselbe, nur mit Hinzufügung einiger Blumen, die graugelbe Farbe der Gesichter wird unter einer derben Schicht von rother und weißer Schminke verborgen, während die Augenbrauen mit mathematischer Genauigkeit mit schwarzer Farbe aufgemalt werden. Möglicher Weise mögen sich diese Kunstproducte beim Lampenschimmer gut ausnehmen, beim Lichte des Tages aber kamen sie uns höchst widerwärtig vor.

Den Factoreien gerade gegenüber liegt ganz nahe am Strande ein großer Buddhatempel, Haikvang genannt, von dem es heißt, daß er ungefähr vor drittehalbhundert Jahren angelegt sei, als sich die Regierung der Ming-Dynastie ihrem Ende nahte. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß wir auf unserem Besuche einen amerikanischen Missionair antrafen, der

vollkommen geläufig chinesisch sprach und mit mehreren der Priester des Tempels persönlich bekannt war, da er bei dem Vorstande derselben sogar ein Paar Monate gewohnt hatte. Er hatte die Güte uns durch den ganzen Tempel zu begleiten, dessen sämmtliche Theile ihm sehr wohl bekannt waren, und so erfuhren wir die Bedeutung von einer Menge Dinge, die uns sonst ganz unbekannt geblieben sein würden.

Verfolgt von einem Haufen lärmender und ungewaschener Straßenjungen, traten wir durch die äußere Thür auf einen von niedrigen Gebäuden umgebenen, mit Bäumen bepflanzten Vorhof, und von dort durch ein gewölbtes Thor auf einen ziemlich geräumigen, viereckigen Hof der auf allen Seiten von dem Tempelgebäude selbst umschlossen war. In dem Thorgewölbe stehen vier bunt bemalte Götzenbilder von dem verteufeltsten Ansehen; der eine hat ein hellblaues Gesicht, der andere ein rothes, der dritte ein grünes und der vierte ein gelbes. Es heißt, daß sie die Gottheiten der Künste und der Beredsamkeit darstellten*). Auf dem Hofe standen einige große Banian-Bäume, unter deren Einem der Nagel von einer der großen Zehe, wir entsinnen uns nur nicht mehr welcher, Buddhas begraben sein soll. Natürlicher Weise entkleiden wir uns gänzlich der Verantwortlichkeit für die Wahrheit dieser Angabe. Gerade dem Eingange gegenüber erstreckte sich quer über den Hof ein Gebäude in dem allgemein bekannten chinesischem Style; auf seinen beiden Giebelseiten waren Zwischenräume gelassen, durch welche man auf einen anderen Hof kommt. Dieses Gebäude wird als Betkapelle benutzt und in ihm Seelenmessen zum Frommen und Nutzen der Todten gelesen. Selten soll es ein Chinese versäumen dergleichen seinen verstorbenen Eltern halten zu lassen, und sie gerade sind eine reiche Einkommenquelle für die Priester. Verschiedene Bilder von Göttern und ausgezeichneten Männern sind hier aufgestellt. Auf einem mitten vor der Thür stehenden Tische lagen zwei Trommeln, die aus zwei gehöhlten Stücken eines Baumstammes bestanden, und daneben ein Paar Bücher. Unser Amerikaner setzte sich ganz unbehindert an den Tisch und las mit einer überraschenden Geschwindigkeit die gebräuchlichen Gebetsformulare ab, während er sie dabei musikalisch begleitete, indem er mit einem kleinen Schlägel auf die eine Trommel schlug, die einen schrillen und gellenden Laut von sich gab. In vielen Ländern würde eine solche Entheiligung nicht ungerechter

*) Liljevalch giebt an, daß es Bilder von vergötterten Kriegern seien. Abgesehen davon, daß Herr v. L. bessere Zeit und Gelegenheit hatte, Kenntniß von diesen Dingen zu erwerben, reden die wilden Grimassen der erwähnten vier Herren der Richtigkeit seiner Angabe ein Zeugniß, aber wir wollten nicht ändern, was wir an Ort und Stelle darüber aufgezeichnet haben.

Weise Aerger erregt und vielleicht auch sogar gefährliche Folgen nach sich gezogen haben, aber hier rief es nur Salven eines schallenden Gelächters hervor, in das der ganze Haufen von Eingeborenen, der uns folgte, lustig einstimmte.

Der zweite Hof gleicht dem ersten auf's Genaueste und wird auf der Vorderseite von dem allerheiligsten Theile der Pagode begrenzt, worin wir durch die vergitterte Gallerietbüre drei große Figuren von Buddha stehen sehen konnten, die ihn in verschiedenen Gestalten darstellten; in dieses Heiligthum durften wir nicht eintreten. Weiter fort liegen die Refectorien, worin das Bild des Kriegsgottes seinen Platz gefunden hat. Im Gegensatze zu den eben erwähnten Götzenbildern ist dasselbe ganz klein und unansehnlich, und sein Gesicht giebt weder Muth, noch Grausamkeit zu erkennen. Als Repräsentant der chinesischen Tapferkeit durfte er indessen noch immer eher zu groß, als zu klein sein. Der Tisch des Speisesaales und der Kochkessel konnten beiderseits nicht mit einer übertriebenen Reinlichkeit prahlen; sie erinnerten vielmehr sehr an einen Schweinestall und Trog. Hinter diesem Gebäude war ein kleiner Hof, auf welchem zwei sehr verschieden große Kochtöpfe, von denen der kleinere bei Alltagsgelagen, der größere aber, wenn die Priesterschaft Gäste bei sich sieht, benutzt wird. In ihnen wird der Reis gekocht, der die hauptsächlichste Kost der genannten Herren ausmacht. Unsere Wanderung wurde nun durch eine solche Menge Gänge und Höfe fortgesetzt, daß wir sie in unserem Gedächtnisse, ihrer richtigen Lage nach, nicht behalten konnten. Auf einem ziemlich weitläufigen, offenen Platze befand sich auch die Begräbnißstätte des Tempels. In einem besonderen kleinen Gebäude werden die Leichen der Priester in sitzender Stellung verbrannt; eine solche Operation war gerade vor einigen Tagen vor sich gegangen. Eine bestimmte Art Brennmaterial wird nicht immer dabei angewendet. Die Reste der Knochen und die Asche werden in kleine Urnen gethan und in ein gemauertes Gewölbe niedergesetzt. Ein solches war erst ganz vor Kurzem neu erbaut, nachdem das bei der Grundlegung des Tempels errichtete allmählig angefüllt war. Der Begräbnißplatz wurde von hohen wehenden Bambubüschen umgeben. Auf dem geräumigen Platze, der dieses Begräbnißgebäude einschließt, kaufen sich die reichen Chinesen zu hohen Preisen eine Stätte, in denen ihre Gebeine nach dem Tode die Ruhe finden möchten.

Der Vorsteher des Tempels wohnte in einem kleinen dürftigen Gebäude; er war aber jetzt gerade nicht zu Hause, weßhalb wir uns in die Bibliothek begaben. Der Bibliothekar hatte leider die Schlüssel zu dem Schranke verlegt, so daß wir keine Gelegenheit hatten die dort aufbewahrten Schätze der Gelehrsamkeit in Augenschein zu nehmen, die jedoch, nach der Unbedeutenheit des Schrankes zu urtheilen, nicht sehr zahlreich zu sein

schienen, wenn schon sie vielleicht statt dessen um so kostbarer gewesen sein mögen. In Bezug auf Kunstwerke bestand die ganze Sammlung aus einer Anzahl Exemplare von einem in rother geschnittener Manier gedruckten Gemälde einer Pagode mit sieben Wohnungen. Wir müssen nun auch noch zum Schlusse eine Merkwürdigkeit der Pagode erwähnen, die von ziemlich eigenthümlicher Beschaffenheit ist; man sollte glauben, daß sie mit mehr Recht einem landwirthschaftlichen Institute, als einem Tempel angehöre. Sie besteht in einer Heerde von Schweinen, dem fettesten Viehe, was man jemals sehen konnte, die unter einem Schuppen auf einem entfernten Hinterhofe einquartiert war. Ihr Zahl belief sich ungefähr auf zwanzig Stück, von welchen die meisten kaum noch stehen oder gehen konnten, sondern in einem ekelhaften, leise grunzenden, zusammengekrümmten Haufen dalagen. Das Fett hing ihnen von allen Seiten herab, die Augen wurden fast ganz von schwellenden Wülsten verborgen, und nur der kleine, spitzige Rüssel stach zierlich und gerade über die herabhängenden Wangen vor. Diese Thiere leben hier ein herrliches dolce-far-niente Dasein, und werden nach ihrem Verscheiden verbrannt, jedoch werden ihre Knochen nicht in Urnen beigesetzt, sondern einfach begraben.

Während unserer Wanderung durch den Tempel begegneten wir mehreren Priestern, theils alten, theils ganz jungen und ein Paar Knaben von acht oder neun Jahren, die schon als Candidaten für dieses Amt angenommen waren, zu dem man immer von den Jahren der Kindheit ab in dem Tempel erzogen wird. Den Priestern ist der ganze Kopf geschoren, nicht einmal die sonst bei dem ganzen übrigen Volke gebräuchliche Haarmütze und der lange Zopf an derselben ist stehen gelassen. Ihre Tracht besteht aus einem langen und weiten grauen Rocke mit gelben Kanten und einer Schnur, mit der er um den Leib zusammengezogen wird; die Aermel an demselben haben gleichfalls eine ungeheuere Weite und reichen bis zu den Fingerspitzen. In diesem Kostüme hatten sie ein unverkennbares Aeußere von Galeerensclaven oder Correctionisten. Alle, die wir sahen, hatten ein von der allertiefsten, geistlichen Gefühllosigkeit und einer gewissen Verthiertheit zeigendes Aeußere. Mit dem Versuche den breiten Mund zu einem widrigen Lächeln zu verziehen und die matten Augen seelenlos auf uns gerichtet, bettelten sie um Schnupftabak und Cigarren, und ihre knochigen, welken und langnägligen Finger griffen lüstern nach Allem, was ihnen angeboten wurde. Der Amerikaner vertheilte unter sie die kleinen religiösen Aufsätze in chinesischer Sprache, die er stets mit sich führte; auch sie wurden mit Gier angenommen, aber ohne daß sie einen Begriff davon zu haben schienen, was für eine Meinung oder Absicht einer Vertheilung derselben zu Grunde liegen könne. Ihre Nahrung besteht ausschließlich aus Erzeugnissen des Gewächsreiches;

Alles, was Leben gehabt hat, ist verboten, und das strengste Cölibat ihnen auferlegt. Wenn es die Absicht gewesen ist durch diese ganze Organisation den Menschen zu einem Wesen umzugestalten, daß der Menge der Thiere weit untergeordnet ist, so kann man nicht anders, als eingestehen, daß es für diesen Zweck ganz trefflich berechnet scheint, oder mindestens das beabsichtigte Resultat genau erzielt hat. Als Stand sollen diese Priester denn auch gerade keines besonderen Ansehens bei dem Volke genießen, wenn schon es darunter selbstverständlicher Weise dem einen und dem anderen Individuum durch seine persönliche Eigenschaft glückte sich Achtung zu erringen.

Es läutete gerade zum Abendgebete, als wir uns zu dem Tempel hinaus begaben, und bei dem Tone des Gongs und der Trommel marschierte eine Reihe graugelber Priester auf und begab sich in die Gebetkapelle*). Auf die Straße hinaus gekommen, glaubte man wieder freiere Luft zu athmen, als in dem Heiligthume des Aberglaubens und der Stumpfheit, welches wir eben hinter uns gelassen hatten. Nur in dem südlichen Theile von China soll übrigens der Buddhaismus jetzt noch allgemein sein.

Während des Aufenthaltes der Fregatte in Whampoa erhielt die ganze Besatzung, immer in ein Viertel der Mannschaft getheilt, Urlaub um Canton zu besuchen. Die Boote der Fregatte wurden im Allgemeinen zur Communication zwischen den beiden Orten benutzt; während des heißesten Sommers ist es jedoch am räthlichsten zu diesem Zwecke eine chinesische Bootsbesatzung zu erheuern. Nach unserem Aufenthalte in dem tropischen Klima war die feuchte Nachtkälte uns hierselbst recht fühlbar und verursachte uns eine ganze Menge von Flüssen und Brustbeschwerden, jedoch im Allgemeinen von sehr gelinder Beschaffenheit. Unser Wasservorrath war so hinreichend, daß wir weder zum Trunke, noch zum Kochen Wasser aus dem Flusse zu nehmen nöthig hatten. Die Unterlassung dieser Vorsichtsmaaßregel führt gewöhnlich rothe Ruhr herbei, von der viele Besatzungen der Schiffe in hiesiger Gegend decimirt werden. Kurz nach unserer Absegelung von hier erkrankten auch einige Mann von uns an dieser Krankheit, und ein Paar von ihnen waren bei der Rückkehr nach Schweden noch nicht wieder zur Gesundheit und Kräften gelangt.

Eine bedeutende Zahl Briefe für die an unserem Bord befindlichen Personen waren schon vor Ankunft der Fregatte hierselbst angelangt. Während der Anwesenheit am hiesigen Orte ging auch unserem Chef die officielle Benachrichtigung über den Unglücksfall zu, der unser Königshaus,

*) Herr Liljevalch giebt die ganze Zahl der in der Pagode Dienstleistenden auf 175 Personen an. Siehe Chinas Handel, S. 176 f.

in dem Tode Seiner Königlichen Hoheit des Herzogs von Upland getroffen hatte. Die bei dergleichen Gelegenheiten gewöhnlichen Ceremonieen, mit Hissung der Flaggen auf halben Mast, Minutenschlägen der Ruderer und Salutschüssen, wurden am 22. December ausgeführt Am 23. waren der schwedische General-Consul, die Consulen einiger anderer Nationen, ein Paar englische Offiziere und verschiedene andere Personen zu dem Chef der Eugenie zu Tische gebeten; am Abende wurde mit den Arbeiten zum Lichten der Vertauungen begonnen, und am heiligen Weihnachtsabende, um 1 Uhr in der Nacht, verließ die Eugenie ihren Ankerplatz und trieb mit dem Strome sacht den Fluß hinab, den einen Anker auf- und niederhängen lassend, so daß derselbe gerade den Boden berührte. Am Morgen brachten wir uns mit Wurfankern über die erste Barre und ankerten um 7 Uhr Abends dicht oberhalb der zweiten, woselbst wir den Weihnachtsabend verbrachten und so gut feierten, als es uns möglich war. Zur Mittagszeit lichteten wir wieder die Anker, und passirten in der Dämmerung des ersten Feiertages durch die Bocca Tigris und kamen hinaus in das Insellabyrinth. Nach einigen Stunden Windstille kam der Wind frisch aus Südosten, kreuzend zogen wir uns so gegen 3 Uhr Nachmittags durch die Capsingmun-Rinne, konnten aber, da wir gegen Wind und Strömung arbeiten mußten, erst um 7 Uhr Nachmittags den Ankerplatz bei Hongkong erreichen.

Diese Insel, eigentlich Hiang-Kiang genannt (was dem Wortsinne nach „liebliche Ströme" bedeuten soll), wurde während des Krieges von den Engländern besetzt, und bei dem Friedensschlusse denselben abgetreten, so daß sie jetzt den äußersten Vorposten Europas in diesem Erdenwinkel ausmacht. Auf der nördlichen, dem festen Lande zugewendeten Seite der Insel ist die Stadt Victoria gelegen und hat es möglich gemacht, in den zehn Jahren, die sie erst steht, sowohl volkreich zu werden, als auch für den Handel zu einer bedeutenden Wichtigkeit zu gelangen. Leicht anzulaufen und Dampfschiffs-Communicationen nach allen Seiten hin besitzend, ist sie eine Art Börse, woselbst sich die ankommenden Fahrzeuge über die Stellung des Marktes und den Zugang an Frachten in den verschiedenen Häfen in China und dem indischen Archipelagus unterrichten, wie auch Waaren selbst hier niedergelegt werden, um schleunigst an die Orte abgesendet zu werden, woselbst für den Augenblick Nachfrage nach denselben ist. Es werden hier gar keine Abgaben gezahlt, weder in Form von Hafengeldern, noch auf Waaren gelegten Zoll, sondern es herrscht ein vollkommen eben so freies Handelssystem, wie in Sinkapoor. Die Bevölkerung soll sich auf ungefähr dreißigtausend Menschen belaufen, von denen jedoch, die Garnison ungerechnet, nur etwas über vierhundert Weiße sind. Von dem Reste machen die Chinesen den unvergleichlich größten Theil

aus, die Uebrigen sind indische Bevölkerungen, wie Parsen, Hindus, Malaien und dergleichen mehr, doch alle nur in einer geringen Anzahl.

Die Insel wird von einem Gouverneur beherrscht, der zu gleicher Zeit der Oberamtmann für die Handels-Angelegenheiten (Superintendent of trade) ist, und einen Befehlshaber der Truppen unter sich hat. Der Gouverneur, Sir George Bonham, war jetzt gerade durch einen Zufall abwesend und sein Dienst wurde während dessen durch den Militair-Befehlshaber, General-Major Jervois, versehen. Die Garnison bestand aus ungefähr tausend Mann Infanterie, theils von dem zweiundzwanzigsten Linien-Regimente, theils von dem Ceylonschen (Cingalesischen) Jäger-Regimente und aus einer kleinen Abtheilung Artillerie. Wie überall in den englischen Besitzungen sind die Truppen gut gehalten und einquartiert. Ihre Kasernen sind wirklich palastartig gebaut und ganz vortrefflich auf die Eigenthümlichkeit des Klimas berechnet. Jede Wohnung wird von einer Gallerie umgeben, die mit Schirmen versehen ist, wodurch die Sonne ganz ausgeschlossen werden kann, und um der Feuchtigkeit zuvor zu kommen, sind die umschlossenen Höfe mit wohl in einander gefügten Steinquadern gepflastert, von denen das Regenwasser schnell in große Ablaufsgräben hinabfließt. In freien Stunden wird die Mannschaft zur Verschönerung der Umgebungen ihrer Kasernen verwendet, und sie müssen Bäume pflanzen, Planirungen vornehmen und dergleichen nützliche Arbeiten mehr verrichten. Man sah dort die hellhaarigen englischen Soldaten an der Seite der dunkelfarbigen Cingalesen arbeiten, beide in saubere und bequeme Arbeitskleider gesteckt und ihre Häupter durch einen starken aber leichten, fast wie einen Helm geformten Sonnenhut geschützt. Die Cingalesen waren meist langgewachsene Kerle von schmächtiger Gestalt, aber von festem und stark knochigem Körperbaue, schönen und regelmäßigen Gesichtszügen, etwas krausen, schwarzen Haaren und ungefähr gleicher Gesichtsfarbe, wie die des nomadisirenden Arabers, das heißt sehr dunkel, aber klar und angenehm.

Natürlicher Weise konnte es auch nicht lange fehlen, daß allgemeine Gebäude und Einrichtungen entstanden. Außer dem Lazarethe der Garnison giebt es noch ein Krankenhaus, das durch freiwillige Beiträge erhalten wird, und in dem Hafen liegt ein altes Linienschiff, Minden, an dessen Bord die kranken Seeleute aller Nationen Pflege und Obhut genießen. Eine prächtige Kirche im gothischen Style erhebt sich mitten in der Stadt, und neben derselben liegt die fast fürstliche Residenz des Bischofes von Hongkong, der, wie hier im Orte nicht mit Unrecht behauptet wird, eine ziemlich überflüssige Person ist. Gegen letzteres Haus steht übrigens der Wohnsitz des Gouverneurs bei Weitem zurück. Die zehn Jahr alte Colonie hat schon größere Strecken gebahnter Fahr-

wege, als das Jahrhunderte alte, weitausgedehnte, himmlische Reich. Mehrere Privatgebäude von bedeutender Größe und prächtigem Aussehen sind schon seit mehreren Jahren ausgeführt worden. Das große Handelshaus Jardine, Matheson u. Comp., welches unter anderen Geschäften mit ohngefähr zwei Siebentel seines ganzen Belaufes am Opiumhandel Theil nimmt, hat außerhalb des westlichen Endes der Stadt ein weitläuftiges Etablissement, welches eine dicht bei derselben liegende kleine Insel, Hong-Hiongh genannt, umschließt. Es enthält Magazine, Wohnsitze für das ganze Personal, eine kleine Schiffswerfte und dergleichen mehr, und wird in den Nächten mit förmlicher militairischer Ordnung bewacht, um möglichen Angriffen der chinesischen Räuber zuvor zu kommen. Im Inneren der Stadt wird die Ordnung durch eine Polizeitruppe aufrecht erhalten, die in ihrer Auswahl aus Cingalesen und Malaien besteht. Die chinesische Bevölkerung wird natürlicher Weise zu einem nicht geringen Theile aus zusammengerafftem Lumpengesindel gebildet, und man wagt sich nicht gern, wenn die Dunkelheit hereingebrochen ist, in den westlichen Theil der Stadt, woselbst diese vorzugsweise ihren Aufenthalt hat.

Die Insel wird durch einen in ungefähr von Osten nach Westen laufenden Bergrücken gebildet, um dessen Fuß herum nur ein schmaler Streifen Landes gefunden wird. Die höchste Spitze des Bergrückens, Victoria Peak, erreicht beinahe die Höhe von neunzehnhundert Fuß; sie liegt auf dem westlichen Ende und findet im Osten in dem siebzehnhundert und funfzig Fuß hohen Mount Parker einen entsprechenden Punkt, der nach dem ausgezeichneten Admiral Sir William Parker, Befehlshaber der englischen Flotte während des eigentlich entscheidenden Theiles des Krieges gegen China so genannt worden ist. An diesen Bergspitzen sammeln sich täglich Wolken, welche eine Menge in tiefen Betten herabrinnende Bäche mit dem schönsten Wasser speisen. Um dieselben herum wachsen üppige Hecken von Büschen und Bäumen, aber im Uebrigen kann die Insel mit ihrer Menge Grün gerade nicht prahlen. Man konnte wohl jetzt, während des Winters, nicht erwarten viel davon zu sehen, doch zeigte die Beschaffenheit und das Aussehen des Bodens hinreichend, daß auch im Frühling nur wenig davon zu finden sein möchte. Auf einer gerade der Stadt gegenüber, zunächst dem festen Lande gelegenen, kleinen Insel, Won-chu-chau genannt, findet sich ein sehr guter Granitbruch.

Die Fahrzeuge können gewöhnlich in Hongkong alle Arten Bedürfnisse befriedigen und jede Reparatur vornehmen. Während der Jahreszeit, in welcher die Typhone rasen, oder zwischen Juli und December, kommen oft entmastete Fahrzeuge hier an, um sich wieder in seetüchtigen Zustand zu versetzen. Dieses Schicksal erreichte unter anderen die schwedische Brigg Clara, Capitain Lundborg, dieselbe, der wir schon in Val-

paraiso begegnet waren, von wo sie mit Passagieren nach San Franzisko abgegangen war, und sich sodann hierher begeben hatte, um von hier aus chinesische Goldsucher nach demselben Orte hinüber zu bringen. Die meisten europäischen Firmen in Canton haben jetzt auch hier Comptoire. Ein Schwede, Herr Lübeck*), ist hier unter der Firma Lübeck u. Comp. etablirt. Ein schwedisches Fahrzeug fanden wir während unserer Gegenwart weder hier, noch in Whampoa.

Ein anderer, schon seit einigen Jahren ansässiger Schwede ist der Missionair Hamberg, welcher während unseres Aufenthaltes in Hongkong sich mit seiner Familie dort aufhielt. Er hatte eine ziemliche Anzahl Schüler und besuchte eines Tages in Gesellschaft einiger derselben die Fregatte. Sie schienen sehr überrascht und waren glücklich darüber ein Kriegsschiff in der Nähe sehen zu dürfen, und konnten sich nicht erschöpfen uns Fragen über den Zweck und Gebrauch der verschiedenen Gegenstände vorzulegen. Herr Hamberg hat chinesische Tracht angelegt und spricht die Landessprache mit großer Leichtigkeit. Der berühmte Gützlaff ist, wie bekannt, vor Kurzem gestorben. Sein Ruf ist hier draußen keineswegs der Beste, denn man beschuldigt ihn des Hanges zur Intrigue und eines groben Eigennutzes, welcher sogar bis dahin gehen sollte, daß er nicht einmal die Geldmittel, die er von Amts wegen in Händen hatte, so ganz gewissenhaft verwaltet hätte. Im Uebrigen hat das Missionswesen in China sehr wenige Fortschritte gemacht, und die Katholiken sind auch hier den Protestanten bei Weitem voraus.

Die ersten Jahre hindurch, daß die Insel Hongkong bewohnt wurde, herrschten sehr bösartige Fieber unter den dorthin übersiedelten Europäern. Jetzt ist das Klima nicht eigentlich ungesund, wenn gleich die starke Sommerhitze natürlich erschlaffend auf die weiße Raçe wirkt. Das Klima Chinas gleicht in soweit dem der vereinten Staaten Nordamerikas, daß es im Sommer sehr heiß ist, im Winter dagegen sehr kühl. In Canton, welches unter den Tropen liegt, soll der Thermometer einige Male bis auf den Gefrierpunkt sinken, und in Shanghai, welches unter dem 82. Grade liegt, friert oft auf kleineren Wasseransammlungen dickes Eis, wohingegen die Wärme im Sommer zuweilen auf längere Zeit bis gegen 40 Grad steigt. Während unseres Aufenthaltes in Whampao, ungefähr

*) In Betreff der Einsetzung des Herrn Lübeck zum Consul sind über denselben in schwedischen Journalen verschiedene, weniger günstige Urtheile veröffentlicht. Wir stellen die Wahrheitsliebe der Einsender nicht in Frage, eben so wenig wie wir die Richtigkeit ihrer Angaben widerlegen können, halten uns aber für verpflichtet anzugeben, daß Herr Lübeck an Ort und Stelle nicht schlecht angeschrieben ist. Er begleitete uns auf der Fregatte als Passagier nach Sinkapoor.

zu dem winterlichen Sonnenstande, stieg die Wärme in der Mittagszeit bis zu 20 und selbst 25 Grad, und sank in der Nacht jederzeit unter 9 Grad. Der Himmel war beständig klar, aber die Luft so dick, daß die Contouren von entfernteren Gegenständen nur mit Mühe unterschieden werden konnten. Der Wind wehte beständig ganz schwach aus der Nordecke her, und der Barometer stand unaufhörlich sehr hoch, mit fast vollkommen regulärem täglichen Maximum und Minimum um 9 Uhr Vormittags und 3 Uhr Nachmittags*). In Hongkong zeigte sich die Nähe des Meeres durch das geringere Sinken des Thermometers in der Nacht an.

Ueber den ausgebreiteten und mannigfaltigen Handel Chinas hat Herr Liljevalch den Kaufleuten schon so vollständige Angaben geliefert, daß vielleicht Wenig oder gar Nichts mehr hinzu zu fügen bleiben dürfte, wenn schon das Verhältniß hierin, wie in allen Anderen unter der Sonne, sich auch mit der Zeit ändern möchte, und die Angabe, die zu dem einen Zeitpunkte richtig war, sich füglicher Weise schon in wenigen Jahren, oder vielleicht sogar in einem oder dem anderen Monate nachher nicht mehr passend anwenden läßt. Die wenigen Worte, die wir den Handelsbewegungen Chinas widmen können, sind gewiß nicht von der Beschaffenheit, daß sie einem Geschäftsmanne nutzen könnten, sondern beabsichtigen nur unserem gütigen Leser im Allgemeinen einen, wenn auch oberflächlichen Begriff davon zu geben. Einige Angaben über den Thee-Export sollen in den Beilagen mitgetheilt werden, hier erwähnen wir nur, daß derselbe in der letzten Hälfte des Jahres 1851 und der ersten Hälfte von 1852 bis auf ungefähr einhundert Millionen Pfund gestiegen war, wovon zwei Drittheile nach England und dessen Besitzungen, ein Drittheil aber nur nach den vereinigten Staaten und den übrigen Ländern, in diese aber nur in vergleichsweise höchst unbedeutenden Quantitäten ging. Seidenwaaren werden jetzt fast nur nach Amerika verschickt, der Theil derselben, welcher in die vereinigten Staaten geht, besteht hauptsächlich aus sogenannten Pondji, oder Zeug aus ungefärbter roher Seide, welche dann erst dort bedruckt und gefärbt wird. Die dünnen buntfarbigen Seidenzeuge, welche jetzt meistentheils in Europa benutzt werden, werden nicht in China angefertigt und würden in allen Fällen nicht bestellt werden und schnell genug ankommen können, um der so rasch und oft darin wechselnden Mode folgen zu können. In den spanisch-amerikanischen Colonieen wird noch der Geschmack für einfarbige und stärkere Zeuge mehr in Bestand gefunden, und wir haben dort prächtige Ballkleider von chinesischem Atlas mit eingewebten Borten gesehen. Die

*) Ungefähr 767 Millimeter reducirt auf 0.

schönen Crêpe-Shawls gehören daselbst zu dem täglichen Costüme und finden einen bedeutenden Absatz. Nach Europa geht hauptsächlich rohe Seide, wovon wiederum England den größten Theil für sich in Anspruch nimmt, oder beinahe Alles behält.

Nachdem Shanghai der Seefahrt geöffnet wurde, hat sich ein bedeutender Theil des Handels nach dieser Stadt gezogen, welche dem Theile des Landes, in welchem die meiste und beste Seide producirt wird, näher liegt. Die Verschiffung von roher Seide ist dort zehn Mal größer, als von Canton aus, und die meisten Bestellungen von Zeuge werden auch von dort expedirt. In Thee-Export steht Canton aber noch etwas höher, als dieser neue Nebenbuhler desselben. Ein Verhältniß, was bemerkt zu werden verdient, ist dies, daß, während England ein vielfach größeres Quantum schwarzen Thee empfängt, als grünen, die vereinigten Staaten von Nordamerika vielmehr grünen, als schwarzen entnehmen*). Die dazwischen liegenden Häfen Amoy, Ningpo und Fu-tchau-fu haben nur einen vergleichungsweise unbedeutenden Handel, und der mit dem brittischen Indien wird fast gänzlich von Canton aus geführt, und zwar zum bedeutendsten Theile durch Parsen-Häuser.

Alle Waaren, die von Europäern aufgekauft werden, pflegten früher in der Regel erst gegen Empfangnahme und dann contant in Silber bezahlt zu werden, sei es in Barren oder gemünzt, jetzt wird aber mit England schon ein bedeutender Austausch betrieben, der durch den Gewinn bei dem Opiumhandel hervorgerufen ist. Außer kleiner Scheidemünze in Kupfer und Zinn besitzt das chinesische Reich keine geprägten Münzen, sondern das Silber wird dem Gewichte nach genommen. Es ist klar, daß die Vollwichtigkeit fremder Münzsorten dabei gar nichts zur Sache thut, wenn der innere Gehalt nur gut ist. Bisher sind spanische Piaster die einzigen gangbaren Münzen gewesen, aber der zunehmende Mangel an denselben hat es gemacht, daß auch mexicanische, peruanische und andere angenommen werden, wenn schon im Detailhandel nur ungern, oder mindestens stets mit starkem Agio. Durch den unter den Handelnden herrschenden Gebrauch die Piaster, welche durch ihr Comptoir gehen, zu stempeln, durch welchen Stempel man es dann auf sich nimmt für den Gehalt des Stückes einzustehen, werden sehr bald die Münzen in eckige Scheiben verwandelt oder gehen sogar in Stücke, welche dann ebenfalls gangbar bleiben und nach dem Gewichte gelten. Man sieht daher

*) Zum Beispiel nahm England im Jahre 1851 bis 1852 sechsundfunfzig Millionen schwarzen und nur acht Millionen grünen, während die vereinigten Staaten funfzehn Millionen grünen und dreizehn Millionen schwarzen Thee entnahmen. Siehe das Weitere in den Beilagen.

den Chinesen jederzeit mit einer kleinen, mit Gewichten hinreichend versehenen Handwaage ausgerüstet, auf der er mit der größten Geschicklichkeit und Geschwindigkeit die Silberstückchen wiegt, wobei der Europäer dann sicher sein kann, daß er tüchtig betrogen wird. In den Läden ist der Preis gewöhnlich in Piaster verwandelt, die Stückweise angenommen werden, falls sie nicht zerbrochen oder zu sehr gestempelt sind. Sowohl Münzen, als Silberbarren (sogenanntes Seizi-Silber) sind oft auf mannigfache Art verfälscht. Von der Kindheit an daran gewöhnt mit Metall zu handthieren, merkt der Chinese sehr bald jede Verfälschung; die fremden Handelshäuser wenden zu diesem Zwecke einen sogenannten Schroter (Skroff) oder Münzprobierer an, stets einen geborenen Chinesen, der für die Güte alles Silbers, welches durch seine Hände geht, einsteht und gemeiniglich eine Bürgschaft für eine sehr bedeutende Summe stellen muß. Goldmünze kann nur mit bedeutendem Verluste zur Bezahlung verwendet werden.

Von der ungeheueren Silberquantität, welche alljährlich nach China einfließen muß, bleibt jedoch nicht sehr viel im Lande zurück. Als Bezahlung für europäische Waaren gehen zwar nicht große Summen heraus, dagegen aber sehr bedeutende für Baumwolle nach Ostindien. Die Waare, welche jedoch unbedingt am meisten zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes beiträgt, ist der Opium, der stets an Ort und Stelle contant bezahlt werden muß. Sechs bis acht Millionen Pfund Sterling, oder dreißig bis vierzig Millionen Piaster gehen in dieser Weise wieder aus dem Lande, und über die Hälfte davon bleibt in der ostindischen Compagnie, die den Anbau des Opium-Mohnes zu ihrem Monopole gemacht hat. Eine kurze Darstellung des Ganges, den der Opiumhandel nimmt, dürfte für den Leser nicht ohne Interesse sein.

Von dieser Waare giebt es drei Arten: Patua, Benares und Malwa, die ersten beiden werden aus Bengalen und die letztere aus Bombay verschifft, wohin es aus dem Inneren des Landes, wo die Productionsorte liegen, transportirt wird; diese Orte sind unabhängig von der ostindischen Compagnie, doch erhebt dieselbe bei dem Transporte durch ihr Gebiet eine Transito-Abgabe von 187 Piaster (400 Rupien) für jede Kiste. Türkischer Opium kommt auch wohl vor, aber nur in sehr unbedeutender Menge, und wird für schlechter, als alle übrigen Saaten angesehen. Die Zubereitungsart ist, wie bekannt, höchst einfach; die unreifen Fruchtköpfe des Mohnes werden mit einem Messer geschlitzt, der Saft, welcher aus den Wunden heraussikert, wird einen Tag dem Trockenen überlassen, dann von der Fruchtkapsel losgelöst, und noch, bevor er ganz getrocknet ist, zu Kugeln oder Kuchen zusammengedrückt, die dann mit dürren Mohnblättern umwickelt und in Kisten gepackt werden, von denen jede ein Pikul

oder 133⅓ Pfund (142 schwedische Pfund) Gewicht aufnimmt. Die Waare ist nun zur Verschiffung fertig und wird auf dem Wege der Auction dem Meistbietenden verkauft. Der Transport nach China geschieht auf eigens dazu erbauten schnellsegelnden Fahrzeugen, die mit geschickten Befehlshabern und starker Besatzung versehen sind, um sich durch die chinesische See gegen den Musson aufkreuzen zu können. Da der Opium als Einfuhr in China verboten ist, wird er nie direct in's Land geführt, sondern in gut vertaute und an passenden Stellen liegende, wohl bewaffnete Magazin-Fahrzeuge (receiving-ships) abgeliefert, von wo er sodann durch die Chinesen selbst in's Land geschmuggelt wird. Mit den Packet-Dampfbooten kommt jetzt auch schon eine nicht unbedeutende Menge hinein. Bei dem Transporte in das Land von den Fahrzeugen aus sind die Boote stets gut bewaffnet, um die Angriffe von Räubern abzuschlagen und den Zollmandarinen Widerstand leisten zu können, welche Letzteren jedoch sehr oft den Verkauf der ganzen Sache entweder für ihre eigene Rechnung oder auch für die Anderer auf sich nehmen sollen. Am Schlusse des Jahres 1852 wurden nicht weniger als sechsundzwanzig Schiffe zu Magazinen verwendet, deren Tragkraft, zusammengezählt, die große Zahl von 9000 Tonnen oder ungefähr 4000 Lasten betrug. Ihre Vertheilung war folgende*):

In Hongkong	2	Fahrzeuge	mit	2064	Tonnen,
in Kumsingmun (zunächst Hongkong)	5	"	"	1525	"
in Wusung (zunächst Schanghai) .	8	"	"	2263	"
an fünf anderen Orten	11	"	"	3303	"
Summa	26	Fahrzeuge	mit	9155	Tonnen,

von denen Jardine, Matheson u. Comp. ungefähr zwei Siebentel besaßen, Dent u. Comp. ein Siebentel, die Peninsular- und Oriental-Steam-Navigation Compagny ein Siebentel, und sechs andere europäische und amerikanische Häuser zusammen zwei Siebentel, und fünf Parsen-Häuser zusammen auch ein Siebentel hatten. Ungefähr sechzigtausend Kisten werden jetzt jährlich abgesetzt, und jede Kiste von dem oben erwähnten Gewichte hält sich gewöhnlich auf dem Preise von ungefähr 600 Piaster oder fast 2500 Reichsthaler Reichsgeld schwedischer Münze, etwas höher für Patua und etwas niedriger für Malwa**). Wie die rohe Waare zum Rauchen zubereitet wird, ist für den Raucher von wenig Interesse, und das Rauchen selbst haben wir ja schon oben beschrieben. Wie der

*) Laut einer Hongkongs-Zeitung.

**) Der Preis ist seitdem bedeutend gefallen. Im Juli 1853 stand er auf 420 bis 430 Piaster die Kiste.

Branntwein uns, so dient der Opium in China zum Stoffe für Speculationen, welche durch Zugabe abgemacht werden.

Längere Zeit hindurch ist in Persien und der Türkei das Essen des Opiums gebräuchlich gewesen, aber in China und den umliegenden Ländern wird er immer nur geraucht. Da er auf diese Art mehr und unmittelbarer in die Blutmasse übergeht, werden seine Wirkungen im letzteren Falle sowohl schädlicher, als auch schneller. Ein englischer Arzt, der sich mehrere Jahre in Penang aufgehalten hatte, dessen Bevölkerung einem bedeutenden Theile nach aus Chinesen besteht, hat über die Wirkung desselben folgende Beschreibung geliefert:

„Hospitäler und Armenhäuser sind hauptsächlich mit Opiumrauchern angefüllt. In dem von mir Vorgestandenen war die Durchschnittszahl der Kranken stets sechzig, von denen dann fünf Siebentel aus solchen bestanden. Der zerstörende Einfluß des Rauchens auf die Organisation des Menschen zeigt sich deutlich durch Erschlaffung, Gedankenlosigkeit, Verfall aller Seelenkräfte, Abmagerung, gelblich blasse Hautfarbe, bläuliche Färbung der Lippen und Augenlider, verschleierten Blick und zerstörte oder unnatürliche gesteigerte Eßlust. Am Morgen haben diese unglücklichen Wesen ein höchst elendes Aussehen, gleichsam so, als ob sie ein auch noch so tiefer Schlaf nicht gestärkt habe. Eine eigenthümliche Trockenheit oder Brennen im Halse reizt sie fortwährend das Rauchen zu wiederholen. Wenn die gewöhnliche Dosis nicht zu gewöhnlicher Zeit genommen wird, folgt eine äußerste Erschlaffung, Taumel und gänzliche Verstimmung, und die Augen fangen zu thränen an. Ein plötzliches gänzliches Entsagen ruft noch schauderhaftere Symptome hervor; der ganze Körper erkaltet und Schmerzen machen sich in allen seinen einzelnen Theilen fühlbar, Diarrhöe stellt sich ein, das ungeheuerste Gefühl des Elendes bemächtigt sich des Opfers, dessen Dasein nur noch durch fortgesetzte Benutzung des Giftes einige Zeit hindurch erhalten werden kann." —

Ein anderer Schriftsteller giebt an, daß derjenige, der erst einmal Opium zu rauchen angefangen habe, selten oder nie auf die Länge der Zeit Mäßigkeit darin beobachten könne, sondern es zu einem Bedürfnisse werden sieht, das sich steigert und immer drängender wird, und wenige Individuen leben länger als zehn Jahre von dem Zeitpunkte ab, an welchem sie das Rauchen zu ihrer Gewohnheit gemacht haben. In der Arbeit*), aus welcher diese und die folgenden Angaben über den Opiumhandel und seine Wirkungen zum größten Theile entlehnt sind, wird

*) Ein Artikel von N. Allen, M. D. in Vol. XXIII. (den Juli- und Augustheften des Jahres 1850) des in New-York herausgekommenen Hunt's Marchants Magazine.

angenommen, daß sich in China vier Millionen Opiumraucher befinden, und daß also jährlich viermalhunderttausend Menschen dieser zerstörenden Gewohnheit zum Opfer fallen müssen.

Diese Berechnung, deren Richtigkeit in ihrem ersten Theile schwer zu bestimmen ist, da sie sich nur auf das Verhältniß zwischen dem von einem gewöhnlich starken Raucher jährlich verbrauchten Quantum Opium und dem ganzen bekannten Belauf des Importes gründet, verräth jedoch in jedem Falle auf's Deutlichste falsche Schlußsätze in Beziehung auf die Zahl der Todten, weil sie voraussetzt, daß keiner derselben in dem Laufe eines jeden Jahres in Folge gewöhnlicher, von dem Opiumrauchen ganz unabhängiger Ursachen mit dem Tode abgegangen sein würde. Ein anderer Umstand müßte auch noch in Betracht gezogen werden, nämlich der, daß gewiß eine bedeutende Zahl von den vier Millionen aus Mangel an Opium zu anderen Reizmitteln greifen möchte, wie zum Beispiel zum Branntwein, dessen Wirkungen vielleicht äußerlich ein klein Wenig unkenntlicher sein möchten, und dessen Zubereitung jedenfalls einen beträchtlichen Theil der Reiserndte, die schon ohnehin für den Bedarf des Landes unzureichend ist, hinwegnehmen würde. Wenn man annimmt, daß die Angabe richtig sei, die China eine Bevölkerung von 350 Millionen Menschen zuertheilt, und die sämmtlichen vier Millionen Opiumraucher als verloren und unverbesserlich betrachtet, so würde unter je neunzig Menschen schon ein Individuum dieser Menschenklasse angehören. Wie weit noch irgend ein anderes Land eine entsprechende Anzahl von durch Völlerei zerstörte Mitbürger aufzuweisen hat, müssen wir aus Mangel an Kenntniß der hierin einschlagenden Verhältnisse ungesagt sein lassen. Mag dem aber nun sein, wie es wolle, jedenfalls ist in der oben erwähnten Angabe das Verhältniß ungeheuer genug, und da die Annahme von einem anderen Reizmittel, das an die Stelle des Opiums treten möchte, etwas Ungewisses enthält, so dürfte man, ohne mit Recht fanatisch genannt zu werden, den Stab über den ganzen Opiumhandel brechen.

Der unerhörte Gewinn, welchen dieser Handel für die damit beschäftigten Firmen abwirft, und die großen Summen, die derselbe in die Schatzkammern der ostindischen Compagnie fließen läßt, haben natürlicher Weise demselben viele und warme Vertheidiger verschafft. Als Probe des Ersteren mag erwähnt werden, daß die Theilhaber an einem englischen Hause gegen den Schluß des Krieges jeder einen reinen Ueberschuß von zwischen vier- und achtmalhunderttausend Pfund Sterling gehabt hatten, welche Ziffer doch natürlicher Weise nicht als ein Maaßstab des unter gewöhnlichen Verhältnissen vorkommenden Gewinnes angesehen werden darf. Einige handelspolitische Schriftsteller haben diesen Handel, als ein nothwendiges Uebel vertheidigt, als eine unentbehrliche Bedingung für die

Betreibung irgend eines Handels mit China, welches Land bald alles Silber absorbiren würde, wenn nicht dasselbe als Bezahlung des Opiums wieder in die allgemeine Bewegung zurückflösse. Andere sehen es dagegen so an, als sei der Opiumhandel gerade das eigentliche Hinderniß für den Absatz der europäischen Manufactur-Waaren in China, dessen Bevölkerung durch die Bezahlung der schweren Summen verarmt, die wir oben angegeben haben, und von denen es heißt, daß sie den Werth des ganzen Exportes um funfzehn Millionen Piaster übersteigen, und sich anderntheils auch aus Aerger über das gesetzlose und schändliche Verfahren Englands sich der Benutzung derartiger Artikel, die eingeführt werden müßten, enthält. „Laßt es nur aufhören uns so viel Opium zu schicken, dann haben wir mehr Bedürfniß und mehr Mittel eure anderen Waaren zu kaufen,“ — soll ein chinesischer Beamter auf eine Anfrage, durch welches Mittel der gesetzliche Handel zwischen England und China zu beleben sein möchte, erwidert haben. Aus dem moralischen Gesichtspunkte betrachtet, kann der Opiumhandel nichts Anderes, als entschiedene Verurtheilung erfahren, und die zuweilen angeführte Entschuldigung, daß Ausländer nicht selbst das Einschmuggeln besorgen, kann nur Verachtung erregen, wenn man es bedenkt, daß die Niederlagen der Schmuggelwaare längs einem großen Theile der Küste angelegt wurden, und daß die englische Regierung dadurch, daß sie in Hongkong in öffentlicher Auction zwanzig Lizenzen zur Anlegung von Opiumkrügen in dieser einzigen Stadt verkaufte, dem Gebrauche dieser Waare ihre öffentliche Billigung zu erkennen gegeben hat. Diese That wurde im Jahre 1845 von Sir John Davis ausgeführt, obschon mehr als eine Stimme sich im Aerger und Unwillen laut dagegen erhob.

Der planmäßige Anbau des Mohnes für die Opiumzubereitung schreibt sich aus dem Jahre 1767 her, vor welchem Zeitpunkte nur höchst unbedeutende Quantitäten, selten über 200 Kisten türkischer Waare, von portugiesischen Kaufleuten nach China eingeführt worden sind, woselbst sie unter der Firma Arzeneimittel versteuert wurden. In dem erwähnten Jahre schlug ein Mr. Watson der Regierung der Compagnie in Calcutta vor, durch Monopolisirung und Erweiterung eines derartigen Handels der Compagnie ein bedeutendes Einkommen zu verschaffen, einer Hülfsquelle, der sie gerade zu dieser Zeit äußerst bedürftig war. Die ersten Sendungen gaben eben kein besonders glänzendes Resultat, bald aber wurde die Waare mehr verlangt, und ein oder das andere Fahrzeug lag gewöhnlich in Whampao mit dem Verkaufe derselben beschäftigt. Macao trieb auch einen Handel damit, im Jahre 1821 legte sich aber das Magazinschiff von dort weg nach Kumsingmun, welches seit der Zeit fortfuhr eine der wichtigsten Hauptstationen für den Opiumschmuggel zu bleiben. Zu diesem Zeitpunkte hatte die Verschiffung noch in keinem Jahre siebentausend Kisten

überstiegen (in runder Zahl genommen), aber im Jahre 1824 hatte sie sich schon auf zwölftausend, sechshundert und neunundreißig erhoben, und im Jahre 1834 stieg sie gar auf einundzwanzigtausend, siebenhundert und fünfundachtzig. Sie fuhr dann fort mit großer Geschwindigkeit zu steigen und kam im Jahre 1838 auf nahe vierzigtausend Kisten, die ihrem baaren Werthe nach, der Summe von fünfundzwanzig Millionen Piaster gleichkamen.

Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhundertes hatte die chinesische Regierung durchaus keine besondere Aufmerksamkeit auf diesen ganzen Handel gerichtet, da sie die so tief eingreifenden Folgen desselben für ihren zukünftigen Bestand noch nicht zu ahnen im Stande war. Im Jahre 1800 wurde jedoch bereits ein Verbot sowohl gegen die Einführung, als auch gegen den Gebrauch des Opiums erlassen. Beide Theile, sowohl der Verkäufer, als der Käufer, sollten wegen bewiesener Uebertretung desselben mit Prügeln bestraft werden, und bei Wiederholungsfällen sogar einen Klotz um den Hals tragen und mehrere andere Abstufungen von Strafen, selbst bis zum Verluste des Lebens erdulden müssen. Aehnliche Verbote sind seitdem immer in kurzen Zwischenräumen bekannt gemacht, und auch die darin festgestellten Strafen sogar vollzogen worden, aber die Feilheit der Beamten und die Neigung zu dem verbotenen Genusse hat beständig die darüber verfaßten Gesetze zu einem todten Buchstaben gemacht. Durch die sich mehr und mehr ausbreitende Zerstörung beunruhigt, sandte der Kaiser Taukwang*) im Jahre 1839 einen Gesandten, den berüchtigten Lin, nach Canton, welcher durch seine energischen Unternehmungen die fremden Kaufleute zwang, allen Opium, den sie in ihren Magazinen oder an Bord der im Flusse liegenden Fahrzeuge hatten, ihm abzuliefern, und der dann diesen ganzen zwanzigtausend Kisten großen Vorrath in der Nähe der Stadt öffentlich zerstören ließ. Englands Repräsentant in China, der Capitain Elliot, hatte sich im Namen seiner Regierung für den den Kaufleuten hierdurch zugefügten Verlust, der auf zwölf Millionen Piaster abgeschätzt wurde, verantwortlich erklärt, und auf Grund dessen, und daß der Opiumhandel Ermunterung und Unterstützung sowohl von der ostindischen Regierung, als auch vom Mutterlande erhalten hatte, petitionirten die betreffenden Handelshäuser bei der englischen Regierung um Ausbezahlung des ihnen versprochenen Schadenersatzes. Die Regierung ließ sich darüber in Unterhandlungen mit der chinesischen Regierung ein, da man aber bald einsah, daß auf diesem Wege nichts zu erreichen sein würde, wurde der Krieg im Anfange des Jahres 1840

*) Derselbe, der am 25. Februar 1850 starb.

Der Uebersetzer.

erklärt. Der Ausgang desselben ist allgemein bekannt. Der Friedensschluß kam zu Nanking am 23. August des Jahres 1842 zu Stande, aber verschiedene der darin festgesetzten Bedingungen unterlagen im folgenden Jahre einigen Ausgleichungen und Erläuterungen. Die hauptsächlichsten Bedingungen waren die Abtretung von Hongkong, ferner die Oeffnung der vier Häfen Amoy, Fu-tchau-fu, Ningpo und Shanghai für den Handel, die Freiheit für die Europäer sich in diesen Städten ansässig zu machen, und mit allen Chinesen, mit denen es ihnen beliebte Handel zu treiben. Der Opium wurde auch noch für fernerhin als Contrebande erkannt, aber die chinesische Regierung ersetzte doch den oben angeführten Handelshäusern die ihnen durch die Zerstörung des Opiums entstandenen Verluste mit sechs Millionen Piaster, wie auch verschiedene andere Forderungen die Engländer bei chinesischen Kaufleuten geltend machen konnten mit drei Millionen, und endlich wurden die gehabten Kriegskosten mit zwölf Millionen Piaster erlegt, welche Summe innerhalb dreier Jahre getilgt werden mußte, bis zu welchem Zeitpunkte die Engländer Chusan besetzt hielten.

Da es die englische Regierung bei dem Friedensabschlusse nicht über sich genommen hatte ihre Unterthanen anzuhalten, die chinesischen Zollverfassungen in Bezug auf den Opium aufrecht zu erhalten, war in Hinsicht auf den Handel mit diesem Artikel für China gar nichts gewonnen, sondern derselbe fuhr fort mit unvermindertem Eifer betrieben zu werden, und hatte sogar ein weiteres Feld für sich eröffnet gesehen. Deutlich das Unvermögen der Regierung einsehend die Einschmuggelung der Waare zu verhindern, — ein Unvermögen, welches wohl hauptsächlich der Feilheit der Beamten zugeschrieben werden muß, — haben mehrere der höchstgestellten Personen des Landes es vorgeschlagen gegen eine mäßige Zollabgabe zu gestatten, daß Opium eingeführt und gleichzeitig im Lande selbst angefangen werden dürfe den Anbau des Mohnes im großen Maaßstabe zu betreiben, wodurch wenigstens den mit allgemeinem Verderben drohenden öconomischen Wirkungen dieses Handels zu einem Theile würde vorgebeugt werden können. Kaiser Taukwang soll auf die ihm darüber gemachten Vorstellungen mit den Worten geantwortet haben: „Ich weiß, daß ich die Einführung dieses hinreißenden Giftes nicht verhindern kann, habgierige und verderbte Menschen werden, aus Gewinnsucht oder um ihre Begierden zu befriedigen, meinen Wünschen entgegenarbeiten, aber nichts soll mich bewegen mir ein Einkommen aus dem Verderben und dem Elende meines Volkes zu bereiten."

Es mußte für eine Nation von dreihundertundfunfzig Millionen Menschen oder mindestens für die Regierung derselben eine gräßliche Demüthigung sein, nachdem sie so lange die Sprache der ungezügelten Prahlerei

geführt hatte, sich von der wenig zahlreichen Kriegsmacht eines entfernten und verhältnißmäßig kleinen Landes überwunden zu sehen, — eines Landes, dessen Regierung und Einwohner man in einer langen Reihefolge von Jahren mit Verachtung entgegengetreten war, welche aber jetzt in einer ungeheueren Entfernung von seinen eigentlichen Grenzen die prunkenden Befestigungen des himmlischen Reiches nieder zu schießen vermochten, dessen Städte erstürmen, dessen Flotten nehmen und verbrennen und zahllose Schaaren der tapferen Kämpfer desselben in die Flucht treiben konnten, da diese fanden, daß ihre eingeübten finsteren Mienen und Grimassen von keiner Wirkung auf die Fremden waren*). Man mag über die Motive des Krieges und Englands dabei verfolgte Politik denken, wie man will, — unser eigenes Urtheil darüber glauben wir in dem Vorgehenden zur Genüge ausgesprochen zu haben, — so kann man doch nicht leugnen, daß die Flotte desselben dabei einen hohen Grad von seemännischer Geschicklichkeit und militairischer Tüchtigkeit bewiesen hat. Ungeachtet der Ausgang des Krieges allgemein bekannt ist, nehmen wir uns doch die Freiheit einige Worte über den Gang desselben zu sagen, ohne uns jedoch dabei in unnöthige Details einzulassen.

Nicht lange bevor der Krieg ausbrach, verschied der Befehlshaber der indischen Station, Admiral Sir Frederick Maitland, dessen Stelle dann durch den von der Capstation hierhergesendeten Admiral Elliot ersetzt wurde. Der erste Angriff geschah auf Chusan, welches nach einem kurzen Widerstande in die Hände der Engländer fiel und von ihnen besetzt wurde. Die chinesischen Autoritäten wußten jedoch dieses Ereigniß vor ihrem Kaiser, als einen Sieg auszumalen, und wenn schon mehrere angesehene Männer zum Frieden riethen und der Sache ein schnelles Ende zu machen trachteten, behielt doch die kriegerische Partei die Oberhand, und es wurden bedeutende Rüstungen veranstaltet. Kanonen wurden gegossen, aber mehrere davon sprangen freilich bei dem ersten Schusse und hunderttausend Taël Silber (über eine halbe Million Reichsbankthaler Reichsgeld) wurden auf die Befestigung von Amoy verwendet, von welcher Summe jedoch natürlicher Weise ein bedeutender Theil in den Taschen der Mandarinen stecken blieb. Ein Waffenstillstand wurde jedoch zu Wege gebracht, während welchen Chusan fortwährend besetzt gehalten wurde. Die dort postirte Stärke litt gewaltig von Krankheiten, die theils von dem Klima verur-

---

*) Die Verläumdung behauptet, daß die Einübung von dergleichen Grimassen die Absicht hätte dem Feinde Furcht einzujagen, und einen integrirenden Theil des Exercitiums der chinesischen Truppen ausmache. Das hierbei zu Grunde liegende Exercier-Reglement muß höchst interessant sein.

Der Uebersetzer.

facht, theils durch schlechte Lebensmittel herbeigeführt waren. Admiral Elliot legte den Befehl nieder, der von dem Capitain Sir Gordon Bremer, dem ältesten Offizier des Ortes, übernommen wurde.

Die Chinesen setzten inzwischen ihre Rüstungen unverdrossen fort, „rebellenvernichtende" Generale wurden nach allen Punkten hin versendet, die allerbombastischsten Proklamationen wurden unter das Volk verbreitet*), und als eine kleine englische Brigg außerhalb der Mündung des Yang-tze-kiang-Flusses gestrandet und deren Besatzung, so wie ein Paar Passagiere, darunter eine Dame, in die Hände der Chinesen gefallen waren, wurden diese Begebenheiten als ein großer Sieg über die „Rebellen," bei welchem man eine Menge Gefangene gemacht habe, dargestellt. Gegen Ende des Jahres bereiteten sich die Engländer auf einen Angriff vor, und außerhalb des Cantonflusses wurde ein Geschwader von drei Linienschiffen, drei Fregatten, fünf Corvetten und Briggs, vier kleinen Dampfschiffen und ein Paar geringeren Fahrzeugen gesammelt. Ungefähr zweitausend Mann Landungstruppen befanden sich an Bord unter Befehl des Generals Sir Hugh Gough. Das Fahrwasser der Bocca Tigris war schon im Voraus auf das Sorgfältigste untersucht worden. Die Unterhandlungen wurden zwar von der Seite der Chinesen fortgesetzt, aber unglückseliger Weise fiel ein Schreiben der Regierung in die Hände der Engländer, und brachte es bei ihnen zur Gewißheit, worüber sie lange einen Verdacht gehegt hatten, daß irgend eine Schlinge unter diesen friedlichen Versicherungen verborgen lag. Das Schreiben befahl die Vernichtung „der naseweisen Rebellen," und am 7. Januar 1841 antworteten diese mit einem Angriffe auf die Chuenpi- und Taikoktau-Schanzen an der Bocca Tigris. Die Artillerie derselben war sehr bald zum Stillschweigen gebracht, worauf sie gestürmt und eine Menge in der Nähe liegender Kriegsjunken verbrannt wurden. Alle Maaßregeln und Schritte wurden ergriffen, um schleunigst die weiter landeinwärts gelegenen Schanzen auf den Wangtonginseln und bei Anunghoi anzugreifen, aber der Vorkämpfer der Friedenspartei, Ke-schin, welcher dem schon vorhin erwähnten, kriegerisch gesinnten Lin, als kaiserlicher Commissair in Canton gefolgt war, schloß nun einen Waffenstillstand ab, worin Hongkong an die Engländer abgetreten wurde, die sich dagegen verbindlich machten Chusan zu räumen, und sechs Millionen Piaster wurden den durch Zerstörung des Opiums in ihrem Eigenthume beschädigten Häusern als Schadenersatz zuerkannt.

*) Verschiedene derartige Rapporte und andere Papiere fielen im Laufe des Krieges in die Hände der Engländer und sind zu einem großen Theile im Druck herausgegeben. In Sir John Davis: China during the war and since the peace, London 1852, findet man einige Probestückchen davon. Diese Arbeit hat, wie viele Andere, bei denen wir Raths erholten, uns sehr viel genützt.

Auf das Höchste empört über die Abtretung von Hongkong rief der Kaiser Ke-schin von Canton wieder ab. Sein ungeheures, Gott mag es wissen, auf welche Weise zusammengerafftes Vermögen (man gab es auf hundertundfunfzig Millionen Reichsthaler Reichsgeld an), wurde confiscirt, seine Frauen wurden in öffentlicher Auction versteigert, aber die ihm zuerst zuerkannte Todesstrafe in ihrer Vollstreckung aufgeschoben, und er kam sogar nach einiger Zeit, als die Illusionen über eine so leicht gedachte Besiegung der „rothhaarigen Barbaren" hatten verdunsten können, wieder in Gnade. Am 23. Februar brachen die Chinesen ohne vorherergangene Aufkündigung den Waffenstillstand dadurch, daß sie ein englisches Schiff beschossen. Ehe die Nachricht von diesem Ereignisse hatte nach Chusan gelangen können, war diese Insel schon geräumt. Am 26. wurden die Batterien an der Bocca Tigris mit Sturm genommen, wobei der chinesische Admiral Kwang, ein tapferer Kämpfer, durch einen Bajonettstich getödtet wurde. Die hinduschen Truppen begannen ein ungeheueres Blutbad unter einem Haufen in den Gräben der Batterieen zusammengepackten Chinesen anzurichten, so daß nur ein kleiner Theil derselben mit großer Schwierigkeit durch die Dazwischenkunft der Offiziere gerettet werden konnte. Kwang wurde am folgenden Tage mit militairischen Ehrenbezeugungen begraben. Die übrigen Schanzen wurden ohne Verzögern genommen, und am 1. März empfingen die „Rebellenvertilger" Yi-schan und Yang-fang eine bittere Zurechtweisung für ihre hochtrabende Prahlerei. Die an der ersten Barre angelegten, weit ausgedehnten Batterien wurden gestürmt, ein über den Fluß ausgedehnte Versperrung von Floßbrücken wurde durchbrochen, und verschiedene Kriegsfahrzeuge verbrannt oder in die Luft gesprengt. Kurze Zeit darauf wurden die Batterieen und Schanzen zwischen Whampoa und Canton genommen. Ein Bootsgeschwader drängte sich durch den Auslauf südwärts von Ho-nam bis zur Stadt aufwärts, große Massen von bewaffneten Mandarinenbooten vor sich her treibend, und am 18. März, genau zwei Jahre, nachdem sie von den Chinesen heruntergerissen war, wurde die englische Flagge wieder auf den Factoreien aufgehißt. Als Probe des damaligen Standpunktes der chinesischen Artillerie muß erwähnt werden, daß unter den in den genommenen Batterieen befindlichen Kanonen sich einige mit sechs übereinander liegenden Schüssen mit Pulver und Kugeln geladen vorfanden, so daß sie bis beinahe zur Mündung vollgepfropft waren. Eine und die andere war denn natürlich auch gesprungen und hatte verschiedene Mann ihrer Bedienung getödtet.

Nun wurde ein neuer Waffenstillstand eingegangen. Die Capitaine Belcher und Kelbett stellten auf dem ganzen Cantonflusse Vermessungen an und nahmen seine Tiefe mit dem Lothe, und eine Expedition nach

Amoy wurde beschlossen. Inzwischen bewaffneten die Chinesen auf's Neue ihre Batterieen und fügten nach ihrer Gewohnheit eine Menge Brander hinzu. Die Engländer blieben nicht in Unkenntniß dieser Zubereitungen, sondern schoben die Amoy-Expedition auf und waren gebührend auf ihrer Hut. Am 21. Mai wurde der Waffenstillstand von dem Pöbel in Canton gebrochen, in welcher Stadt die vollkommenste Unordnung herrschte. Die Volksmasse, aufgeregt und erhitzt durch die großsprecherischen Proklamationen, erhob sich gegen die Herrschenden, welche sie der Verrätherei beschuldigte, entlaufene Soldaten und entsprungene Verbrecher plünderten, mordeten und legten Feuer an, und Niemand vermochte sich Gehorsam zu verschaffen. Die Engländer nahmen am folgenden Tage alle noch stehen gebliebenen Schanzen, verbrannten eine Menge Junken und Kriegsboote, und schleppten an Wurfankern ein Paar Fahrzeuge bis zur Stadt hinauf, während der Pöbel die Factoreien plünderte. Auf genommenen Theebooten, bugsirt von den Dampfschiffen, ging die ganze Masse der Landungstruppen ab, verstärkt durch eine kleine Brigade Matrosen, stieg oberhalb der Stadt an's Land, und besetzte die daselbst liegenden Höhen. Die Unordnung in der Stadt stieg nun auf ihre Gipfel, die Zufuhr der Lebensmittel war ihr abgeschnitten, der Hunger machte sich bald fühlbar, und gegen Erlegung der sechs Millionen Piaster, als Ersatz für die zerstörten Opiumvorräthe, begehrten und erhielten die chinesischen Autoritäten einen Waffenstillstand, während welches der Handel, so wie er früherhin betrieben war, ruhig seinen Weg gehen sollte. Einige Orlogsfahrzeuge wurden in dem Flusse zurückgelassen, die übrigen aber kehrten wieder nach Hongkong zurück.

Im Juli kam ein neuer Befehlshaber, der Vice-Admiral Sir William Parker, einer der erfahrensten und kühnsten Seeleute Englands an. Mit ihm kann auch ein Plenipotentiär, Sir Henry Pottinger, der schon von Anfang an einen Ton annahm, der ganz besonders dazu geeignet war, den früherhin so spöttischen und stolzen Mandarinen den Rücken zu krümmen. Mit rastlosem Eifer wurde nun in Hongkong zum Kampfe gerüstet, die durch einen heftigen Typhon gegen Ende Juli herbeigeführten Schaden schleunigst wieder gut gemacht, und am 26. August lernten die Chinesen die Wahrheit des Mottos einsehen, welches wir auf irgend einem Lehrbuche der Befestigungskunst gesehen haben; daß: „es Nichts hilft das Schild in der linken Hand zu haben, wenn die rechte nicht dabei das Schwerdt führen kann.“ Der lange, mit einem Paar hundert Kanonen besetzte Wall bei Amoy, besser darauf berechnet die Bedienungen der Kanonen gegen das Feuer des Feindes zu schützen, als die schnelle Benutzung der Geschütze zu gestatten, wurde in der Flanke von einer kleinen Abtheilung Truppen erstürmt, und der Befehlshaber derselben hatte keinen

anderen Ausweg sich vor der Ungnade zu retten gefunden, als den, sich zu ertränken. Die Stadt wurde vom Pöbel geplündert, und die Engländer befestigten eine dicht bei derselben gelegene unbedeutende Insel, Ku-lang-su genannt, und verlegten eine kleine Garnison auf dieselbe. Am 1. September wurde die von ihnen geräumte Chusan-Insel wieder besetzt, am 10. October wurde Chinhai erstürmt und am 13. ohne vorherigen Kampf Ningpo besetzt. Der eintretende Nordostmusson unterbrach das weitere Vordringen dieses Siegeszuges gegen Norden. Ningpo blieb während des ganzen Winters in den Händen der Engländer. Ein von den Chinesen im März gemachter Versuch die Stadt wieder zu nehmen, wurde mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen, und die Ordnung und Menschlichkeit, die der gefürchtete Feind in seinem Betragen gegen die Besiegten beobachtete, brachte diese auf ganz andere Gedanken über dieselben, als sie sie vorher gehegt hatten. Während die Bewohner von Ningpo in Frieden und Ruhe ihre gewöhnlichen Beschäftigungen betreiben konnten, wurden die Landorte von entlaufenen, kaiserlichen Soldaten verheert und die Küste von zahlreichen Räuberflotten geplündert. Für die Engländer selbst führte die von ihnen bewiesene Mäßigung und Zurückhaltung den Vortheil herbei, daß diejenigen ihrer Landsleute, welche unglücklicher Weise in die Hände der Feinde gefallen waren, mit mehr Menschlichkeit behandelt wurden, als wie dies früher der Fall gewesen war, und daß die Zufuhr von Lebensmitteln ununterbrochen stattfand. Gräßliche Grausamkeiten waren mehrere Male an Engländern verübt worden, die durch hinterlistige Veranstaltungen gefangen genommen waren, und der Gouverneur von Formoso ließ die Besatzungen einiger daselbst verunglückten Handelsfahrzeuge, die sich, zusammengerechnet, auf hundert und siebenundneunzig Personen beliefen, durch Kopfabschlagen um's Leben bringen.

Am Hofe von Peking kämpften während des ganzen Winters die Kriegs- und Friedenspartei durch Intriguen miteinander, aber die erstere behielt dennoch die Oberhand. Die daselbst anwesende, russische Mission blies eifrig die Flamme des Kriegsbegehrens an und zwar mit der ganzen Geschicklichkeit im Schmieden und Durchführen diplomatischer Ränke und Kniffe, wegen der diese Nation so berühmt geworden ist. Wenn die Chinesen in diesem Kriege gesiegt hätten, würden die Folgen für Europa unberechenbar gewesen sein, und die Russen hätten wahrscheinlicher Weise für eine lange Zeit den Handel mit dem himmlischen Reiche ganz monopolisirt. Englands aus ziemlich zweideutigen Gründen begonnener Krieg wurde dadurch zu einer Sache der europäischen Civilisation, und der Ausgang zeigte es, daß die Regierung desselben bei der Durchführung des Unternehmens von einem besseren Geiste, als den den bloßen nationellen Eigennutzes beseelt war. Der verwerfliche Opiumhandel war nur die

sichtbare, die unmittelbare Ursache, aber andere, von besserem Gehalte, machten sich während des Laufes des Krieges geltend. Die nationelle chinesische Eigenliebe und Selbstbewunderung mußte gebrochen werden, und England wurde der Zuchtmeister. Die Nationen, welche aus den ihnen von dem brittischen Volke erkämpften Rechten und Erlaubnissen Nutzen und Vortheil zu ziehen wissen, dürfen also den von dem moralischen Standpunkte gewiß nicht sehr preiswürdigen Anlaß zum Kriege nicht zu bitter tadeln.

Unter den von den Engländern während dem Laufe des Krieges genommenen officiellen Papieren kommen ein Paar vor, welche Vorschläge zu einem Angriffsverfahren gegen die brittischen Inseln selbst enthalten. Ein Plan war darunter mit einer ansehnlichen Stärke durch Rußland gegen das nahe daran grenzende England vorzurücken, ein anderer mit einer mächtigen Flotte die ostindischen Besitzungen desselben anzugreifen. Die Gouverneure in den Küsten-Provinzen erhielten zu diesem letzteren Zwecke bereits den Befehl Linienschiffe zu erbauen, welche denen der fremden Barbaren glichen. Natürlicher Weise waren sie nicht im Stande einem solchen Befehle nachzukommen, und ein und der andere von ihnen half sich durch einen in solchen Fällen in China sehr häufig vorkommenden Ausweg, den Selbstmord, aus der Verlegenheit. Die Seefahrt war durch ein kaiserliches Edict gehemmt, keine Steuer und Zölle gingen ein, und statt zurückbehaltene Einkünfte abzuliefern, requirirten die Gouverneure der Küsten-Provinzen Geld aus den Schatzkammern in Peking, um die Unkosten der Kriegsausrüstungen zu bestreiten. Ungefähr dreißig Millionen Tael Silber (hundertundsechzig Millionen Reichsthaler Reichsgeld) sollen zu diesem Zwecke ausgeliefert worden sein, aber ein bedeutender Theil derselben blieb in den Taschen der Mandarinen zurück. Die Schwierigkeiten häuften sich von allen Seiten, und die Gesetzlosigkeit und Unsicherheit des Eigenthumes und Lebens nahmen zu. Von allen Gewalten wurde über eingeborene Verräther geklagt, die den Engländern directen Beistand leisteten oder ihre Pläne begünstigten, aber diese Klagen sollen jedoch sehr oft nur ein leerer Vorwand gewesen sein, um die erlittene Niederlage zu entschuldigen.

Sobald der Frühling des Jahres 1842 angebrochen war und sich der Südwestmusson eingestellt hatte, rüstete sich Sir William Parker dazu mit Kraft den Krieg fortzusetzen. Im Anfang Mai verließen die Truppen Ningpo und gingen an Bord der Flotte. Am 18. wurde die Stadt Cha-pu mit Sturm eingenommen, wobei eine kleine, von der Hauptstärke abgeschnittene Abtheilung Tataren einen verzweifelten Widerstand leistete. Die Weiber und Kinder derselben tödteten sich selbst. Im Juni wurde der mit über 200 Kanonen besetzte Wall am Wu-sung genommen; es ist

dies ein kleiner Fluß, der nahe bei der Mündung desselben in den Yang-tze-kiang geht, und an welchem Shanghai gelegen ist. Diese Stadt wurde darauf ohne Schwerdtstreich besetzt, aber eine Woche später wieder geräumt, und am Ende des Monats begab sich Sir William mit seinem Flaggenschiffe Cornwallis (von vierundsiebzig Kanonen) und mit vierzehn anderen Kriegsfahrzeugen, zehn Dampfbooten und ungefähr funfzig Transportschiffen den Yang-tze-kiang hinauf, um China im Herzen seiner Macht anzugreifen. Sir Hugh Gough hatte den Befehl über die mitgenommenen neuntausend Mann Truppen, welche nach Bedürfniß mit dreitausend gut einexercirten Matrosen verstärkt werden konnten. Fast ohne Widerstand arbeitete sich diese starke Flotte den mächtigen Fluß hinauf. Am 21. Juni wurde die große und reiche Stadt Ching-kiang-fu mit Sturm genommen, sie liegt gerade über der Mündung des Kanales, welcher aus dem Yang-tze-kiang nach Peking führt. Auch hier vertheidigten sich Abtheilungen von Tataren bis auf den letzten Mann, und ihre Weiber tödteten sich. Der Commandant Hai-ling verbrannte sich selbst auf einem Scheiterhaufen von Papierlunten, und der Pöbel stellte eine allgemeine Plünderung an.

In Peking herrschte der größte Schrecken. Die kaiserliche Familie war auf die Flucht bedacht, und die Schatzkammer wurde eingepackt um in Sicherheit gebracht zu werden. Dabei sollen neun Millionen Tael (ungefähr achtundvierzig Millionen Reichsthaler Reichsgeld) durch die Beamten abhanden gebracht sein. Man fand nun, daß aller weiterer Widerstand vergeblich sein würde, die Stimme der Friedenspartei wurde wieder gehört, und einer der hartnäckigsten Anhänger derselben, der späterhin berühmt gewordene Manchu-Tatar Ki-yeng (oder auch Thi-yeng geschrieben) wurde mit völlig unumschränkter Macht nach Nanking abgesendet. Der Cornwallis ankerte am 4. August außerhalb der Thore dieser großen und reichen Stadt, und die Unterhandlungen nahmen ihren Anfang. Da es sich indessen bald zeigte, daß die Chinesen dieselben in die Länge zu ziehen suchten, um Zeit zu gewinnen, wurde am 10. ein Theil Truppen und Artillerie an's Land gesetzt. Nun wurden dieselben mit einem Male in einem anderen Tone zu führen begonnen, und am 29. ist der Frieden abgeschlossen, dessen Bedingungen wir schon erwähnt haben.

Die Regierung des großen chinesischen Reiches befand sich am Schlusse des Krieges in einer wenig beneidenswerthen Stellung. Der beabsichtigte Zweck, die Aussperrung des Opiums war keinesweges erreicht, sondern gerade das Gegentheil erzielt. Die Schatzkammer war erschöpft, ganze Provinzen in vollkommen entblößter Lage, Ungehorsam und Gesetzlosigkeit herrschten in vielen Gegenden. Zu dieser materiellen Verlegenheit, welcher mit der Zeit wahrscheinlich wieder abgeholfen werden kann, gesellte sich noch eine andere, deren Einfluß sich bald zeigte. Der Schein

von Weisheit und Macht, mit dem die Regierung sich schon seit uralten Zeiten zu umgeben gewußt hatte, war nun mit einem Male zerstört; das Volk mußte es sehen und erkennen, daß die Regierung schwach sein müßte, da sie nicht einmal ihre Unterthanen gegen die verachteten Fremden zu schützen vermochte, die sie mit so zuversichtlicher Vermessenheit Rebellen genannt hatte, welche aber jetzt in Hongkong einen festen Platz besaßen, um von dort aus mit einem offenen Auge sehen und mit einer starken Hand schlagen zu können. Indessen kehrte dies Alles jedoch bis auf das Aeußerste zu seiner alten Gestalt zurück. Die Einwohner in den nördlichen Provinzen, welche die Ueberlegenheit der Engländer im Kampfe bezeugen mußten, und sich noch außerdem von ihren Feinden besser behandelt sahen, als von den Beamten und Truppen ihres eigenen Kaisers, nahmen mit großer Freundlichkeit die sich in Shanghai festsetzenden Europäer auf, und der Handel fing bald an sich von Canton dorthin zu ziehen. Amoy, Fu-chau-fu und Ningpo hatte es nicht glücken wollen sich einen bedeutenden Handel zuzuziehen, und die Wahl dieser Plätze wird als mißglückt angesehen, was eine natürliche Folge von der geringen Kenntniß der topographischen Verhältnisse des Landes ist. Die übrigen seefahrenden Nationen beeilten sich ihre Handelstractate mit China abzuschließen. Von Schweden wurde im Jahre 1846 zu diesem Zwecke der Großhändler C. F. Liljevalch abgesendet, welcher im folgenden Jahre ein solches Uebereinkommen abschloß, und in der nach seiner Rückkehr herausgegebenen Arbeit hat er mit Lebendigkeit und Wahrheit die Verhältnisse des Landes geschildert.

Ki-yeng wurde Gouverneur von Canton und bekam bald bedeutende Arbeit, um die Ordnung unter dem Pöbel dieser großen Stadt aufrecht zu erhalten, da derselbe der Abschaum der ohnehin als schlecht bekannten Bevölkerung in den beiden südlichen Provinzen Kwan-tung und Kwang-tze ist. Im December des Jahres 1842 verbrannte der Pöbel drei von den dreizehn Factoreien, für welche That die Regierung durch Schadenersatz aufkommen mußte. Im Mai des Jahres 1844 entstanden Unruhen dadurch, daß der amerikanische Consul auf der Spitze seiner Flaggenstenge einen Pfeil aufgesteckt hatte, welcher von den niederen Klassen der Chinesen als eine Ursache der kurze Zeit danach aufgetretenen, verheerenden, epidemischen Krankheit angesehen wurde. Die Versuche von ein Paar Mandarinen in dem Bezirke von Hongkong Steuern von den dort ansässigen chinesischen Fischern zu erheben, wurde von dem englischen Gouverneur der Colonie, Sir John Davis, mit Nachdruck abgewiesen. Verschiedene Male wurden Engländer mißhandelt oder geplündert und selbst ermordet, wenn sie sich unvorsichtig auf Spaziergänge in die nahe gelegenen Gegenden begeben hatten, und wir haben weiter oben schon einmal des gefähr-

lichen Auflaufes in Canton erwähnt, der im Jahre 1846 dadurch verursacht wurde, daß sich einige europäische Frauen öffentlich zu zeigen gewagt hatten. So lange die Engländer Chusan besetzt hielten, beeilte sich Ki-Yeng jederzeit auf die von Sir Davis darüber erhobenen Vorstellungen die Verbrecher zu bestrafen, sobald aber, nach der Bezahlung der einundzwanzig Millionen, dieses Unterpfand den Chinesen wieder zurückgestellt worden war, fing diese Bereitwilligkeit zu erkalten an, und schließlich erhielt der englische Consul in Canton auf eine solche Vorstellung sogar eine unhöfliche Antwort. Aber der Repräsentant Englands begnügte sich hiermit keinesweges, sondern sandte ein Paar Dampfboote mit tausend Mann Truppen nach Canton hinauf. Auf ihrem ganzen Wege wurden dieselben bei allen Batterieen auf den Ufern des Flusses an's Land gesetzt und vernagelten oder zerstörten auf eine andere Art nicht weniger als achthundert und siebenundzwanzig Kanonen. Dieses summarische Verfahren hatte eine vortreffliche Wirkung. Der stolze Ton sank mit einem Male bedeutend, eben sowohl bei Ki-Yeng, als auch bei dem Volke im Allgemeinen. Den bisher unbestraft gebliebenen Verbrechern wurde nachgestellt, sie wurden ergriffen und in Gegenwart der Engländer abgestraft. Eine Wache von chinesischen Soldaten wurde zum Schutze der Factoreien in das sogenannte Consu-Haus gelegt, und das von Schenken und lüderlichen Nestern angefüllte Hog-Lane, ein sehr besuchter Ort, wenn es Angriffe auf die Factoreien galt, wurde an seinem, demselben zunächst gelegenen Ende mittelst einer hohen und starken Mauer geschlossen. Nach Vollendung dieser Maaßregeln, haben die Factoreien Frieden genossen. Die Vorstellung, die sich die Europäer gemacht hatten, daß sie nach dem Wortlaute des Friedensschlusses berechtigt sein würden, alle Theile von Canton zu besuchen, wurde zwar auch von Ki-yeng als rechtmäßig begründet anerkannt, doch erklärte er sich unumwunden außer Stande zu sein, die Fremden, welche sich dahin begeben, gegen den zahlreichen und wilden Pöbel zu schützen. Damit zufrieden, daß wenigstens das Recht dazu öffentlich anerkannt war, enthielten sich die englischen Autoritäten wohlweislich diese Sache zu einem Gegenstande des weiteren Zwistes zu machen.

Der Kaiser Tau-kwang starb am 25. Februar des Jahres 1850, nachdem er beinahe dreißig Jahre regiert hatte, und hinterließ das Reich seinem vierten Sohne Yih-chu. Ein Paar Monate später brach in den Berggegenden der Provinz Kwang-tze, unter Anführung von Li-ting-pang, der Aufruhr aus, welcher sich von dieser Stadt bis zu dieser Stunde weit und breit umher verbreitet hat, und als seinen Zweck die Vertreibung der jetzigen Dynastie Ta-Thing und Wiedereinsetzung der Ming-Dynastie, von welcher noch Mitglieder am Leben gefunden werden sollen, erklärte. Man sieht es als entschieden an, daß verschiedene der im Lande existirenden

geheimen Gesellschaften eine bedeutende Rolle in diesem Aufstande gespielt haben. Diese Gesellschaften (die Triade, die Wasserlilie und viele andere) sind mehrere Male dem Verdachte ausgesetzt gewesen und in Folge dessen mit großen Belästigungen von Seiten der Regierung geplagt worden. Ihre Organisationen und Gesetze sind nur höchst unvollständig bekannt, aber man weiß es, daß sie sowohl im Lande selbst, als auch unter den geflüchteten Chinesen (zum Beispiel in Sinkapoor und an mehreren anderen Orten) zahlreiche Anhänger haben. Die strengen Gesetze gegen das Verlassen des Landes sind jetzt aufgehoben, und Schaaren von Einwohnern des himmlischen Reiches beiderlei Geschlechtes flüchteten sich hinüber auf die verschiedenen Inseln des indischen Archipelagus, nach Mauritius, nach Cuba, Californien und Süd-Amerika.

Die Oeffnung der Häfen ist nicht der einzige Vortheil, welchen dieser Krieg der Seefahrt verschafft hat. Zwei gleichmuthige und kenntnißreiche Offiziere, die Capitaine Kellet und Collinson*), wurden die ganze Zeit über zu hydrographischen Arbeiten auf der Küste verwendet, deren Resultate den Seeleuten in der Gestalt einer ziemlich vollständigen Sammlung von Karten dieser Fahrwasser vorliegen und zugänglich sind. Unerachtet es vorausgesetzt werden muß, daß eine Menge Unvollständigkeiten in den Details existiren mögen, übertreffen doch diese Karten alle sonst darüber vorhandenen bedeutend. Die eigene einheimische Seefahrt Chinas hat auf eine andere Art einen Nutzen von dem Kriege und der Herrschaft der Engländer in Canton gehabt. Schaaren von Junken und kleineren Fahrzeugen haben seit undenklichen Zeiten auf diesen Küsten des Landes Salzschmuggelei (nach Liljevalch ist nämlich der Salzhandel auch in China ein Monopol), Fischerei oder Seeräuberei in diesen Gewässern betrieben, und sind dabei durch die eigene Natur der Segelfahrt in diesen Fahrwassern begünstigt worden. Die chinesischen Fahrzeuge können sich nicht gegen den Musson aufbringen, sondern gehen nach Sinkapoor, Java und den übrigen Orten in diesen Gegenden mit dem Nordostwinde, um dann im Mai und Juni wieder mit dem Südwesten zurückzukehren. Die Junkenflotten kommen und gehen, wie die Schaaren der Wanderfische an anderen Küsten, zu einer gewissen Jahreszeit, und die Seeräuberfahrzeuge zögern nicht sich bei Zeiten auf die Lauer zu legen. Nebenbei betreiben sie, wie es schon erwähnt ist, andere Beschäftigungen, und das Unvermögen der Mandarinenjunken diese Räubereien zu hemmen, ist lange Zeit hindurch

*) Diese beiden ausgezeichneten Offiziere sind dieselben, die bei den zur Aufsuchung Sir John Franklins abgesendeten Expeditionen wichtige Befehlshaberstellen einnahmen.

Der Uebersetzer.

bekannt gewesen. Seitdem aber nun ein Paar englische Kriegsfahrzeuge ihre Station in Hongkong genommen haben, und stets bereit sind auf die erste Nachricht abzugehen, ist die Sicherheit auf diesem Meere nicht unbedeutend vermehrt worden. Unter Anderem glückte es dem Capitain Loring, von der Corvette Scout, mit einem Male sechsundachtzig bekannte Buben gefangen zu nehmen, die dann von ihm den chinesischen Behörden in Amoy überliefert wurden und, mit Ausnahme von sieben, später in Fu-chau-fu sämmtlich geköpft worden sind. Mit dem Beistande der Dampfboote stößt man auf keine Schwierigkeit in die Häfen einzudringen, woselbst diese Herren sich sonst in völligster Sicherheit wähnten, und im Jahre 1849 zerstörten die Kapitaine Hay und Wilcox nach einem heißen Kampfe in dem Insellabyrinthe westwärts von Hongkong, nicht weniger als neunundfunfzig Junken, die zu der Flotte des berüchtigten Räuberadmirals Schap-ngai-tzis gehörten. Unglücklicher Weise glückte es dem größten Theile der Besatzung sich durch an das Land Schwimmen der gerechten Gefangennahme zu entziehen. Daß jedoch noch immer Vieles zu thun übrig bleibt, ehe man sagen kann, daß man in dieser Beziehung am Ziele sei, beweist ein von den Kaufleuten zu Hongkong in dem vergangenen Sommer, im Jahre 1853, vorgebrachtes Ansuchen um Verstärkung des Geschwaders. Für europäische Fahrzeuge sind diese Räuber wenig gefährlich, wenn nur gute Ausschau nach ihnen gehalten wird und die Waffen stets in Bereitschaft sind. Außerdem werden sie von einer gewöhnlichen Last nicht sehr angereizt, da sie sehr gut wissen, daß es ihnen schwer wird dieselbe abzusetzen, wie sie auch nicht in Unkenntniß darüber sind, daß die europäischen Schiffe selten viel Geld an Bord haben, und daß die Wiedervergeltung in der Regel nicht lange auf sich warten läßt. Man hat oft Beispiele davon gehabt, daß sie chinesische Junken genommen und sodann wieder entlassen haben, wenn sie sich ihres Geldes und anderer für sie kostbarer Waaren bemächtigt hatten. Zwei kleinere Opiumfahrzeuge wurden jedoch einmal überrumpelt und der größere Theil ihrer Besatzungen ermordet. Seitdem die Auswanderungen angefangen haben, hat eine andere Industrie begonnen ein Paar Mal ausgeübt zu werden; die Auswandernden haben sich nämlich der sie führenden Fahrzeuge zu bemächtigen gesucht, um sie auf einer anderen Stelle zu verkaufen. Wir haben von zwei solchen Fällen reden gehört, wobei wir uns noch der Details des einen erinnern. Das betreffende Fahrzeug war ein amerikanisches. Während die Besatzung desselben zu Mittage aß, stürzte sich ein Haufen Chinesen auf den Steward, der in der Kabuse mit der Reinigung der Brodmesser beschäftigt war. Er wurde augenblicklich niedergestochen, und mit dem Messer bewaffnet fielen die Buben die wenigen auf dem Decke anwesenden Mann der Besatzung an, die auch übermannt wurden,

ehe ihnen die Uebrigen zu Hülfe eilen konnten. Inzwischen hatte der Capitain, der aus der Verdecks-Cajüte hinausgeeilt war, das Glück gehabt, wenn schon übel verwundet, diese Freistatt wieder zu erreichen und die Thür derselben zu verschließen. Von einem Matrosen und einem Kanak aus Honolulu unterstützt, unterhielt er von seinem Fenster aus ein so lebhaftes Flintenfeuer, daß die Chinesen Hals über Kopf in den Raum hinabstürzten. Die Luken wurden nun sogleich aufgelegt und festgenagelt, und das Fahrzeug kehrte um und wendete sich wieder nach Amoy zurück, welches es erst vor ein Paar Tagen verlassen hatte. Es fand sich hier mit seiner gefährlichen Ladung ab, und die Urheber der Gewaltthat, woran übrigens nur ein Theil der Gesellschaft Antheil genommen hatte, wurden ihren einheimischen Behörden zur Bestrafung übergeben.

Die Zeit naht für uns heran China zu verlassen, und wir müssen es daher wagen unser Urtheil über diese Nation zu fällen, unvollkommen und unsicher, wie es werden muß. — Man hat im Allgemeinen in Europa über einen Leisten weg alle Chinesen für große Schelme angesehen, und auch sie ihrerseits haben wieder keine zu schmeichelhaften Begriffe von uns gehegt. Dieses Verhältniß scheint uns hauptsächlich auf dem leicht begreiflichen Mißverständnisse zwischen den beiden Bevölkerungen geruht zu haben, deren so ungleiche Sitten und Denkweise gegenseitig nicht richtig aufgefaßt werden konnte. Die Europäer haben, bis noch vor ganz kurzer Zeit, die Bevölkerung von Canton, anerkannt gerade der schlechteste Theil des ganzen Volkes, für eine Probekarte der sämmtlichen Chinesen genommen, und die im Laufe der Zeiten in den Hongen residirenden Kaufleute sind vielleicht auch nicht immer besonders dazu geeignet gewesen einen hohen Begriff von den Fremden zu geben. Unsere schwedische Factorei dürfte in dieser Beziehung gerade nicht diejenige sein, mit der man prahlen könnte, wenigstens hinterließ sie hierselbst nicht unbeträchtliche, noch zu bezahlende Schulden. Betrunkene und zankfüchtige Matrosen haben oft genug in den Straßen Cantons Schlägereien und Unwesen veranlaßt, und man muß sich darüber nicht wundern, daß die Bevölkerung dieser Stadt, wie auch andere Menschen, falsche Schlußsätze daraus gezogen hat. Die Begebenheiten der letzten Jahre haben beide Bevölkerungen — wir nennen die sämmtlichen Europäer und Amerikaner hier eine Bevölkerung — in nähere Berührung gebracht, und dies hat denn auch mildere Urtheile auf beiden Seiten hervorgerufen. Es kann wohl nicht geleugnet werden, daß der Sinn für List, Betrug und Intriguen tief in dem Chinesen eingewurzelt liegt, vielleicht aber gerade in Folge seiner im Allgemeinen friedlichen Natur. Er will Frieden, um welchen Preis es auch immer sei, und lügt lieber, als daß er streitet. Aber daß Unehrlichkeit im Handel und Wandel ein durchaus hervorragender und nie

mangelnder Charakterzug in ihm sein soll, ist wohl noch nicht so ganz erwiesen. Herr Liljevalch giebt ausdrücklich an, daß ganz bedeutende Geschäfts-Angelegenheiten in China auf Treu und guten Glauben abgeschlossen werden, und das scheint doch gerade das Gegentheil von obiger Behauptung zu beweisen. Wir haben einen lange Zeit in Canton ansässigen Kaufmann sagen hören, daß man bei der Entscheidung einer Angelegenheit mit einem Chinesen sich wohl dafür hüten müsse, daß man bei Eingehung der Bedingungen nicht betrogen werde, daß aber in einmal übereingekommenen Bedingungen gewöhnlich auf das gewissenhafteste Wort gehalten würde. Dies steht vollkommen im Einklange mit dem alten Sprüchworte: „Wer nicht mit den Augen sehen kann, muß mit dem Beutel fühlen." Alles scheint jedoch zu beweisen, daß dem Chinesen unsere Begriffe vom Ehrgefühle entgehen, was, wenn es auch zuweilen übertrieben, auf falschem Wege oder mißverstanden ist, doch jedenfalls eine der mächtigsten Triebfedern im gesellschaftlichen Zusammenleben ist. Der Mangel an diesem Gefühle erklärt in unseren Augen eine ganze Menge Dinge, die man merkwürdig findet. Wir erwähnen zum Beispiele nur das Eine, was wahrscheinlich Vielen höchst sonderbar vorkommen mag. Man hat in Europa unter Räuberbanden zuweilen ein Zusammenhalten, einen Muth, eine Selbstaufopferung der einzelnen Individuen gesehen, von denen man aufrichtig beklagen muß, daß sie nicht auf eine bessere Sache verwendet sind. Bei von der Gesellschaft ausgestoßenen Menschen, die alle Arten Grausamkeiten begehen, sich schamlos jedem Laster überlassen, hat doch oft eine unerschütterliche Treue für die Kameraden gelebt, die ihnen das Schicksal geschenkt hat. Nach dem, was wir darüber in Erfahrung bringen konnten, — wir erinnern abermals daran, daß unser Urtheil durchaus keine Ansprüche auf etwaige Unfehlbarkeit macht, — so scheint dieses zusammenhaltende Band bei den Betreibern von dergleichen Geschäften in China gänzlich zu fehlen. Sie verüben mit kaltem Blute die gräßlichsten Grausamkeiten, fürchten aber einen Streit, in welchem die Ueberlegenheit auf ihrer Seite nicht augenscheinlich ist. Bei allen Gelegenheiten, in denen sie von Engländern angegriffen wurden, schien ein jedes einzelne Individuum nur auf sich selbst bedacht zu sein und lediglich die eigene Sicherheit zu suchen. Keiner hat jemals der Erste bei einem Angriffe sein wollen, wohl aber jeder der Erste bei einem Rückzuge. Eines Jeden Gedanken sind auf seinen besonderen Vortheil gerichtet gewesen, Niemandes auf den Erfolg des gemeinsamen Vorhabens an und für sich selbst. Wir haben vielleicht ein thörichtes Beispiel gewählt, aber es lag uns dasselbe am nächsten zur Hand. Dieselbe Sinnesweise, dasselbe dämmernde Gefühl, welches bei einer Diebesbande zum Zusammenhalten wirkt, zeigt sich auch bei den ehrlichen Menschen im Zusammenwirken zu anderen

ehrenhaften Zwecken. Sollte es nicht gerade dieses dämmernde Gefühl sein, welches zu seinem Unheile bei dem chinesischen Volke entbehrt wird?

Daß eine große Umwälzung in China bevorsteht, ist mindestens wahrscheinlich, und vielleicht ist eine solche auch in dem noch immer beinahe hermetisch verschlossenen Japan, worüber wir bald Veranlassung bekommen werden einige Worte zu äußern, zu erwarten. Der wirkende Hebel bei dieser Umwälzung sind Religion und Handel. Ein neuer Erlöser, der sich einen jüngeren Bruder Christi nennt*), predigt den aufrührerischen Chinesen, während das Gold Californiens Andere zu seiner Anbetung aus dem Lande zieht. Was die Zukunft hier noch aus ihrem Schooße gebären kann, wie sich diese Verhältnisse künftig noch einmal entwickeln werden, das überlassen wir gern den in der Politik Bewanderteren zur Ergründung.

---

*) „Jüngerer Bruder" ist eine allgemeine Artigkeits-Phrase unter den Chinesen, die unserem: „Ergebener Diener" entspricht. Wenn die Artigkeit besonders groß sein soll, nennt man sich selbst: „Dein dummer jüngerer Bruder."

XIV.

Fahrt nach Manila und Aufenthalt daselbst.

1852. December 29. bis 1853 Januar 14.

Am Vormittage des 29. December herrschte sehr viel Eifer und Geschäftigkeit an Bord der Eugenie. Verschiedene Proviantartikel, die schon auf sich hatten warten lassen, kamen an unsere Seite, wurden aufgehißt und untergebracht, chinesische Krämer machten die letzten Versuche ihre Waaren absetzen zu können, und unser Freund Jack Junior, der uns bis hierher gefolgt war, kassirte mit vor Vergnügen blitzenden Augen ein Paar hundert blanke Piaster als Bezahlung für alle die guten Dinge ein, mit welchen er während unseres Aufenthaltes in China den Tisch der Offiziere versehen hatte. Mit der größten Sorgfalt vertheilte er die nicht unbedeutend schwere Last hier und da in jede der Taschen seiner weiten Röcke und ließ sich noch eines Breiten über seine Geschicklichkeit aus die Mandarinen zu betrügen, wenn sie Zank mit ihm suchten, um ihn dadurch dann auspressen zu können. Er behauptete, daß die Zollbeamten bei dem Visitiren der Boote, von denen sie wüßten, daß sie in dem Besitze vermögender Personen seien, unter ihren Kleidern verborgen verbotene Waaren an Bord derselben zu schleppen pflegten, und sie dann bei der vorgenommenen Untersuchung herauszögen und sie im Boote gefunden zu haben behaupteten. Jack erklärte sich jedoch selbst zu schlau, um sich von ihnen durch dergleichen abgebrauchte Kniffe narren zu lassen.

Zur Mittagszeit kam unser alter Lootse Wu-su wieder an Bord, um die Fregatte in die See hinauszubringen. Wir lichteten Nachmittags um 1½ Uhr die Anker und kreuzten uns gegen eine frische nordöstliche Briese auf, um auf dem östlichen Weg durch die Laimun-Rinne hinauszulaufen. Jack Junior war mit seinem Boote uns vorausgerudert und nahm nun mittelst eines großen „Chin-Chin," der im Abbrennen einer

großen Zahl Schwärmer bestand, von uns Abschied. Um 4 Uhr Nachmittags ging der Lootse ab, und bevor der Sonnenuntergang begann, steuerten wir unseren Cours auf Manila zu. Die beiden noch übrig bleibenden Tage des Jahres wehte der Nordostmusson mit hinreichender Kraft, um uns zu zeigen, daß die Arbeit der chinesischen Zimmerleute nicht viel taugte. Alle Wasserbordsnähte leckten weit schlimmer, als sie es vor ihrer Ausbesserung gethan hatten, so daß ein Paar Hütten in dem Gunraume für jetzt durch diesen Umstand unbewohnbar wurden. Die Strömung versetzte uns während dieser beiden vierundzwanzig Stunden dreißig Meilen (fünf schwedische) nach Westsüdwesten. Gegen das anbrechende neue Jahr verminderte sich jedoch das Wehen, und ein Theil des Neujahrstages wurde sogar unter Windstille mit dem Lande nördlich von der Manilabucht in Sicht zugebracht. Am Nachmittage sprang eine frische Briese aus Ostsüdost auf, gegen welche wir am 2. und den Vormittag des 3. aufkreuzten. Das hohe Land von Luzon war die ganze Zeit über in Sicht, so wie auch die hohen Berge auf Mindoro. Zur Mittagszeit an dem letzterwähnten Tage passirten wir die hohe Insel Corregidor oder Mariveles und traten in die Manila-Bucht ein. Diese Insel ist mit Wald bewachsen und hat steil abgeschnittene Strande, wie auch die dicht dabei liegende kleinere Insel Pulo Cavallo. In der Nähe treten zwei Klippen aus der Meeresoberfläche hervor, der Mönch und die Nonne benannt. Bei Corregidor liegt ein kleines Geschwader von Kanonenschaluppen, um mögliche Angriffe von malaiischen Seeräubern hinreichend abwehren zu können, von denen diese Küste zuweilen sehr beunruhigt wird. Durch einen Telegraph wird über alle sich ereignenden Begebenheiten Bericht nach Manila abgestattet. Man kann auf beiden Seiten der Insel in die Bucht einlaufen.

Innerhalb der Bucht wurde der Wind sehr ungleich und warf sich oft herum. Um die Mitternachtszeit ankerten wir mit dreizehn Faden Tiefe, lichteten aber um 7 Uhr am folgenden Morgen wieder, und bei einer Menge großer Fischerzäune vorüberkommend, legten wir uns um $9\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags in einer ziemlichen Entfernung von Manila mit vier Faden Tiefe und Modergrund vor Anker. Das Leuchtfeuer auf dem Kaihaupte wurde von hier im Ostnordost gepeilt, ein alleinstehender, entfernter, hoher Berg aber im Nordnordost. Wir konnten durchaus Nichts über den Namen dieses Berges erfahren, der jedoch wahrscheinlicher Weise der Pampanga ist, wenigstens mußten wir dies nach dem Districte, in dem er liegt, schließen. Das von uns schon früher in Hongkong gesehene Dampfschiff Susquehannah lag nun hier und ebenso ein anderes amerikanisches Orlogschiff, die Corvette Plymouth von zwanzig Kanonen.

Die Manila-Bucht hält ungefähr dreizehn schwedische Meilen im

Umkreise und bildet den tiefsten Theil eines weitläuftigen Thales, dessen umgebende Höhen auf einige Meilen Entfernung von den ziemlich langsam abschüssigen Ufern der Bucht liegen. Nur an der Mündung derselben, nach dem Meere zu, treten die Höhen bis zu dem Strande heran. Die Stadt Manila liegt an der südöstlichen Seite der Bucht auf beiden Ufern des Flusses Pasig, des Abflusses von dem weit ausgedehnten Landsee Laguna del Bay. Die Stromfurche des Flusses ist vermittelst zweier gemauerten Seitenwände eine Strecke weit hinaus in die Bucht geleitet, und die Tiefe dieser Rinne ist für kleine Handelsfahrzeuge von tausend Lasten oder da herum vollkommen hinreichend. Eine Baggermaschine wird jedoch ziemlich in beständiger Beschäftigung erhalten, um es zu verhindern, daß der Schlamm Untiefen bilde. An dem äußersten Ende einer der beiden erwähnten Mauern steht ein Leuchtfeuer. Die Fluth ist sehr unregelmäßig und von den Winden abhängig. Zuweilen treten zwei regelmäßige Fluthen in vierundzwanzig Stunden ein; aber bei einem frischen östlichen Wind läuft die Ebbe ganze sechzehn Stunden hintereinander fort, und die Fluth kehrt nur die noch übrig bleibenden acht Stunden und höchstens ein geringes mehr zurück.

Das Erste, was man bei dem Eintritte in den Fluß bemerkt, ist eine Art Fischergeräthe, welches aus ungeheueren Hamen besteht, die von Flößen aus handthiert werden, und zwar mittelst langer Eisenstangen oder Wippen, die denen glichen, welche man auf dem Lande häufig benutzt werden sieht, um das Wasser aus dem sogenannten Ziehbrunnen heraufzuholen. Wir sahen mehrere Male diese Hamen herausgezogen werden, der Fang war jedoch jedesmal ein geringer und bestand nur aus kleinen Fischen. Nachdem man bei einer Reihe auf dem rechten Ufer des Flusses gelegener schmutziger Häuser vorübergekommen ist, aus deren Umgebungen widerwärtige Dünste dem Ankommenden entgegen dringen, landet man an einer auf derselben Seite gelegenen steinernen Brücke, an welcher ein Wachthaus angelegt ist. Man befindet sich nun in der Vorstadt Binondo, dem ohne Vergleich größten und volkreichsten Theile der Stadt, welche gewöhnlich Manila genannt wird, obgleich dieser Name doch eigentlich nur der alten, am entgegengesetzten Ufer des Flusses liegenden, von Festungswerken umgebenen Stadt zukommt. Die Eingeborenen benennen immer die beiden verschiedenen Theile mit ihren eigenen Namen, und ihr Aussehen und der in ihnen vorherrschende Charakter verrathen so wesentliche Verschiedenheiten, daß man sie als sich vollkommen entgegengesetzte Contraste und als Repräsentanten zweier ganz verschiedener Zeitalter ansehen kann. Wir haben kaum noch irgendwo anders zwei so verschiedene Aufenthaltsorte in so kurzer Entfernung von einander gesehen.

Binondo wird durch einen Kanal in zwei Theile zerlegt. Die kleinere

derselben, zwischen dem Pasig und dem Kanale liegend, ist der Hauptsitz der Handelswelt und bietet ein interessantes Gemälde von Leben und Bewegung dar. Ganz unten an dem Flusse hört man die Hämmer in verschiedenen Schmiedehütten pochen, deren Feuer am Abende namentlich einen höchst malerischen Anblick darbieten. Die Arbeit ruhte einige Stunden während der stärkesten Mittagshitze, wird aber dafür wieder bis tief in die Nacht hinein ausgedehnt. Die Schmiede sind sämmtlich chinesischer Raçe, und arbeiten ebenso dauerhaft, als gut. Weiter aufwärts wandert man zwischen Reihen von kleinen unangenehmen Läden, welche die Erdgeschosse der meisten Häuser einnehmen, und außen vor denselben sind die Verkaufsstände aufgestellt, die durch Zeugschirme gegen die Sonne geschützt werden. In den Letzteren werden von den Eingeborenen die Erzeugnisse des Landes, wie z. B. Hüte, allerlei Arten Zeuge, die wir weiter unten noch einmal näher erwähnen werden, feil geboten. Die aus den meisten dieser Läden hervorschielenden chinesischen Physiognomieen beweisen es zur Genüge, daß diese fleißige Nation hier, wie auf den meisten Stellen im indischen Archipelagus, den Detailhandel, so wie die Handwerksbetreibung sich zu eigen gemacht hat. Unter der großen Menge Läden werden die zahlreichen Schuhbuden zuerst bemerkt, in welchen man unerhörte Massen von Schuhzeug, oder richtiger gesagt, von Pantoffeln beisammen sieht, da diese die nationelle Fußbekleidung bilden. Die eleganteren unter diesen Pantoffeln sind zierlich mit Gold oder Silber gestickt, und die Sohle ist inwendig hochroth. — Die Hauptstraße führt zu einer Brücke über den Kanal, über welche man in den anderen, ausgedehnteren Theil von Binondo eintritt. Mitten vor der Brücke liegt ein Markt, auf welchem eine große, sehr prächtig ausgestattete Kirche liegt. Wie alle in der ganzen Stadt bietet sie jedoch wenig Eigenthümliches dar, und ist in dem am Ende des siebzehnten Jahrhunderts herrschenden Styl erbaut. Das Innere derselben besitzt vielen glänzenden Schmuck und Zierrathen, aber nichts von wahrem Kunstwerthe. Der Markt bietet oft einen höchst malerischen Anblick dar, namentlich wenn eine zahlreiche Menschenmenge in bunten Kleidern von grellen Farben nach oder aus der Kirche strömt. Sich nach rechts wendend, kommt man längs einer langen Gasse zu einer ganz alltäglich aussehenden, massiven, steinernen Brücke über den Fluß. Diese Gasse ist etwas weniger von Läden eingenommen, und die unangenehmen, schmierigen Chinesen sind hier nicht ganz so zahlreich. Die übrigen Straßen der weitläuftigen Stadt, ihre Märkte und Kirchen bieten nur wenig Bemerkenswerthes dar, und verrathen wenig oder gar keine Abwechslung. Der Plan der Anlage, der auch in den spanisch-amerikanischen Städten gewöhnliche, jedoch mit verschiedenen Abweichungen, ist von der dortigen vollkommenen Regelmäßigkeit. Die Häuser haben auch,

in Folge des hiesigen Klimas, eine bedeutend verschiedene Construction von jenen angenommen, wenn schon ihr Grundriß in der Regel einigermaßen derselbe ist. Die flachen Dächer kommen hier nur ausnahmsweise bei älteren Gebäuden vor. Die Erdgeschoßwohnungen werden zu Küchen und wirthschaftlichen Nebenräumen benutzt. Einige eigentliche Fenster werden darin nicht gefunden, sondern es läuft von außen um ihre ganzen Fronten herum eine Gallerie mit Jalousieen versehen, so daß man Fenster bekommen kann, wo man sie gerade haben will. Sind alle diese Luken geschlossen, so wird doch noch eine nothdürftige Dämmerung durch in denselben angebrachte, dünn geschabte Schaalen der Perlenmuscheln eingelassen. Diese Anordnung ist ganz dienlich um den Raum kühl zu erhalten, denn man läßt die Luken immer nach der Seite öffnen, von welcher der Wind herweht. Häuser mit mehreren Wohnungen kommen kaum einmal vor, mindestens können wir uns nicht erinnern, daß wir ein solches gesehen hätten.

Wenn man die oben erwähnte Brücke überschreitet, sieht man den Fluß aufwärts eine erst vor ein Paar Jahren erbaute eiserne Hängebrücke, und am Ufer, ein Stück weiter nach unten, ein noch nicht vollendetes Denkmal Magalhaens, worauf sich unter einer Erdkugel die Inschrift befindet: „Primus me circumdedit." Durch das Wachthaus hindurch an das Ende der Brücke gelangt man zu seiner Rechten nach Alt-Manila, von Festungswerken umgeben, deren Gestalt und Geschick ihrem Alter ein lautes Zeugniß reden. Dem ohnerachtet erscheinen sie noch immer ganz stark, und ihre leichte Einnahme von Seiten der Engländer unter Sir William Draper dürfte wohl hauptsächlich der Schwäche oder dem Unvermögen der Vertheidiger zugeschrieben werden müssen. Kein Fremder darf innerhalb der Befestigungen ansässig sein, und während der Nacht werden stets alle Thore geschlossen, so daß Niemand aus- oder eingehen darf. Durch das Thorgewölbe eingetreten, befindet man sich gleichsam in einer ganz anderen Welt, als die, welche man so eben in Binondo verlassen hat. Man glaubt wirklich die Luft des Mittelalters zu athmen. Verschwunden sind gleichzeitig die Läden und die Chinesen, der Lärm und das Getümmel, nur einzelne Mönche oder Beamten wandern mit ernsten Mienen auf den öden Straßen, und hier und da sieht man ein Paar dunkle Augen hinter einer fast ganz geschlossenen Gallerie hervorblitzen. Viele Reisende haben diese Oede, als einen unbehaglichen, ja widrigen Contrast gegen das Leben und die Beweglichkeit in Binondo dargestellt. Solches beruht theilweise auf Geschmack und Ansicht im Allgemeinen, anderentheils hängt es aber auch sehr von der augenblicklichen Gemüthsstimmung ab. Ohne gerade behaupten zu wollen, daß nicht Alt-Manila bald genug ein etwas trauriger Aufenthalt werden würde, wirkte der

Eindruck, den derselbe auf uns hervorbrachte, eher angenehm, als unbehaglich. Der stille und ernste Charakter desselben schenkte dem Gemüthe eine Ruhe wieder, die ihm so bald nothwendig wurde nach dem ermüdenden Lärmen und dem Geschreie, das man eben erst verlassen hatte, und in dem die unaussprechlich widerwärtigen Chinesen entschieden den Hauptbestandtheil ausmachten. Der Eine nach dem Anderen drängte uns seine unangenehmen Gesichtszüge auf, in denen man nur rohe Sinnlichkeit und eklen Eigennutz ausgeprägt sieht. Es liegt etwas Seelenloses, etwas Kaltes in den Augen dieses Volkes, sie grinzen vor Vergnügen und Gier bei dem Anblicke eines Piasters, aber kein Funke des edlen Prometheus Feuers leuchtet aus ihnen hervor. Außerdem dampft um ihre Aufenthaltsorte ein eigenthümlicher, erstickender Gestank. Hier in der alten Stadt kann man sich wohl eine Weile seinen Betrachtungen überlassen, ohne in jedem Augenblicke getreten oder gestoßen zu werden, ohne daß einen widerwärtige Dinge, die sich mit Gewalt den Sinnen aufdrängen, überall stören.

Der Hauptpunkt der Stadt ist der Markt, auf dessen Mittelpunkte sich eine Statue Karl III. erhebt, welche ihm von den Bewohnern der philippinischen Inseln errichtet ist. Die Ausführung derselben ist sehr schön und sorgfältig gearbeitet, aber etwas Edeles und Erhabenes in Hinsicht auf den Styl kann man natürlich nicht von dem Zeitalter dieses Monarchen erwarten. Die eine Seite des Marktes wird durch den Palast des General-Gouverneurs gebildet; es ist ein großes Gebäude in einem einfachen und großartigen Style; demselben gerade gegenüber befindet sich das Rathhaus; von den übrigen Seiten ist eine von öffentlichen Gebäuden eingenommen, die andere von der Cathedrale, welche in demselben Style ausgeführt ist, den man durch die meisten Kirchen sowohl hier, als in der Mehrzahl der spanisch-amerikanischen Städte durchgehen sieht. Das Innere derselben ist imponirend, obschon der Effect etwas zersplittert erscheint. Die hohen, halbkreisförmigen Gewölbe werden von höchst massiven Pfeilern getragen, die mit corinthischen Capitälern geschmückt sind. Eine Spur von gothischem Style bemerkt zu haben, können wir uns nicht entsinnen, weder hier im Inneren dieser Kirche, noch in dem der anderen, oder auch in ihrem Aeußeren. Die übrigen vier Kirchen innerhalb der Wälle sind ziemlich unansehnlich, aber ihr Inneres ist nicht ohne Anmuth, wenn schon man überall mehr Flitter und Schein, als Kunst findet. Von verschiedenen Gemälden, die wir dort antrafen, erhob sich auch nicht ein einziges über die entschiedenste Mittelmäßigkeit, und die meisten blieben unter deren Niveau und entzogen sich mitunter jeder Critik. Eine der Kirchen — wir besinnen uns nicht mehr auf den Namen derselben — war vor noch nicht sehr langer Zeit bei einem der Menge Erdbeben, denen Luzon ausgesetzt ist, zerstört worden. Der Schutt war

noch nicht hinweg geräumt, aber schon wuchsen üppige Pflanzen auf den Ruinen. Das Erdbeben begann, während der Messe oder dem Abendgebete, und daher sollen auch einige Menschen erschlagen und unter dem Schutte begraben sein. Einer der den heiligen Dienst verrichtenden Priester hatte die Pforte nicht mehr erreichen können, ehe dieselbe von dem Schutte und den Steinen des bereits einstürzenden Daches versperrt war. Der Mann hatte sich darauf in eine Nische geflüchtet, welche dadurch leer geworden war, daß eine in derselben aufgestellt gewesene Statue des Heiligen Peters oder Pauls von der Erschütterung umgestürzt war, und er entkam unbeschädigt aus der ihm drohenden Todesgefahr, da dieser Theil der Mauer stehen blieb. Natürlicher Weise wurde dieser Umstand, als ein großes sichtbares Wunder, als ein Beweis von der Macht der Heiligen dargestellt. Die Kirche der Jesuiten hat eine bedeutende Ausdehnung, und gleicht, ihrem Aeußeren nach, mehr einem Gefängnisse, als einem Gotteshause. Ihre massiven grauen Mauern scheinen die Absicht zu verrathen Jahrhunderten zu trotzen. Die Privathäuser in der Stadt gleichen in ihrer Bauart gänzlich denen in Binondo.

Das Glacis der Festungswerke nach der Seeseite zu wird zu Promenaden angewendet; einige schützende Bäume finden sich zwar nicht auf demselben, zuweilen säuselt aber dort ein schützender Seewind. Auf der Landseite läuft auch ein breiter Fahrweg längs der äußeren Grenze des Glacis; dieser — „la calzada” genannt — ist mit Bäumen bepflanzt, aber ihr staubiges und welkes Aussehen erfreut das Auge nur wenig, und sticht grell gegen das üppige Wachsthum ab, welches man in einer nur geringen Entfernung davon sich freudig zum Himmel erheben sieht. Kurz vor dem Untergange der Sonne fährt die schöne Welt Manilas hier heraus, um nach eingenommenen Mittagsmahle das Wehen der Abendkühlung zu genießen, deren unübertreffliche Anmuth man erst nach einiger Zeit Aufenthalt in einem heißen Klima so recht schätzen lernt. Das Spazierenfahren geschieht in kleinen, niedrigen, leichten Wagen, die mit ein Paar von den kleinen, aber starken und lebhaften Pferden des Landes bespannt sind, die einen Mittelschlag zwischen dem norwegischen und öländischen Pferde abgeben, und wird bis etwa eine Stunde, nachdem es dunkel geworden, ausgedehnt. Man hält sich immer auf der linken Seite des Weges, und der in der Mitte unbefahren gelassene weite Raum ist für den General-Gouverneur bestimmt, den man auch fast an jedem Abende dort sah. Er wird stets von einer kleinen Abtheilung Lanziers begleitet, die mit luzonischen Pferden beritten gemacht ist, von etwas größerem Wuchse, als die man gewöhnlich zu Wagenpferden benutzt. Ein Paar Mal in der Woche wird auch auf einem kleinen ebenen Fleck, an dem der Brücke zunächst gelegenen Ende, der Calzada von einer Regimentsmusik

gespielt. Die Zahl der Spaziergehenden und Fahrenden pflegt dann etwas bedeutender zu sein, als sonst, und Schwärme von Eingeborenen drängen sich um die Spielenden. Die Musikcorps bestehen zu einem bedeutenden Theile aus Eingeborenen, aber die Directoren derselben sind meist geborene Deutsche, denen es sehr gut glückte ihre Untergebenen einzuüben, wenn schon die Mehrzahl der Stücke, die wir aufführen hörten, etwas lärmender Natur und sogar mitunter unangenehm gellend waren. Gemeiniglich sieht man auf dieser Promenade die Herren und die Damen getrennt fahren, wenn schon auch Ausnahmen von dieser Regel oft vorkommen. Die Damen sind gut gekleidet, und man sieht nicht selten auch hübsche Gesichter unter ihnen. Hüten ist es noch nicht geglückt, sich hier heimisch machen zu können, sondern diejenigen, welche sich nicht der spanischen Mantilla bedienen, schmücken ihre glänzenden Haare nur mit einer Bandrosette oder einer Blume, gewöhnlich von einer möglichst lebhaften Farbe. Der so gut zur Zeichensprache zu benutzende Fächer fehlt natürlich auch nirgends. Ohnerachtet die Mehrzahl der Fahrenden aus Spaniern besteht, die entweder aus dem Mutterlande hierher gezogen, oder auch zum Theile schon auf der Insel geboren sind, sieht man doch auch nicht selten, besonders an den Festtagen der Heiligen, die eingeborenen Herrschaften an dem Vergnügen Theil nehmen. Die Damen der Letzteren sind oft bis zur Lächerlichkeit mit allen Arten buntem Zierrathe ausgestattet, und die Wagen, deren sie sich bedienen, so vollgepfropft, daß man wirklich Grund hat das ziehende Vieh zu beklagen. Wie fast alle Nachahmungen, in Sonderheit, wenn sie sich um Kleidung und Schick drehen, nehmen sich diese erwähnten Herrschaften, besonders an der Seite ihrer Originale sehr schlecht aus.

Gute Fahrwege führen nach mehreren Richtungen hin durch die flachen Umgebungen Manilas, dehnen sich aber nicht weit bis in's Innere der Insel aus. Aber das Wenige, was sich davon vorfindet, kommt dem Fremden doch sehr zu Gute, da es ihm gestattet sich mit aller Bequemlichkeit in der Umgebung der Stadt umzusehen, und die vielen in der Nachbarschaft gelegenen Dörfer sind wirklich der Mühe werth gesehen zu werden, obschon man auch hierin bald genug durch die herrschende Einförmigkeit ermüdet, da sich dieselben Anordnungen in ewig gleicher Form wiederholen. Diese Dörfer sind fast gänzlich von Tagalen, den Eingeborenen der Insel, bevölkert; nur ein oder der andere Chinese hat einen mehr oder weniger anspruchslosen Verkauf von Speisewaaren und kleineren Kramgütern, oder auch eine — wir brauchen wohl kaum noch hinzuzufügen für unsere Begriffe wenig einladende — Restauration eröffnet. Eine überraschende Menge kleiner Kinder, mannigfach abwechselnd in allen erdenklichen Mischungen zwischen braun und gelb, spielten in einem Zu-

stande völliger Nacktheit und Munterkeit um und unter den Häusern herum. Wir sagen mit klarem Bewußtsein unter den Häusern, denn sie stehen alle auf Stützen, so daß ihre Diele von mindestens einer Elle bis zur Höhe von ein Paar Faden über den Erdboden erhöht ist. Das Innere der meisten Häuser bietet ein Bild der Dürftigkeit dar, und nicht immer der Reinlichkeit, aber die der vermögenderen Personen sind eben sowohl geräumig, als sauber und bequem, und erhalten sich auch bei der großen Hitze hübsch kühl, weil das weit herausspringende Dach die Sonnenstrahlen völlig am Eindringen verhindert, während dahingegen der Wind durch die dünnen und undichten Wände ungehinderten Eintritt findet. Das Bamburohr macht den Hauptbestandtheil dieser Häuser aus, und ungeheuere Gebüsche dieses schönen und nützlichen Gewächses bilden herrliche Alleen längs großen Strecken der Wege. Zwischen den Häusern gedeihen üppige Cocos- und Areca-Palmen, Brodfrucht- und Apfelsinenbäume, Mango und Bananen; zwischen diesen wachsen blühende Gebüsche und fadenhohe Kräuter in der unbeschreiblichsten Ueppigkeit. Mehrere Stadtbewohner haben hier Landsitze, und die sauberen, wohlunterhaltenen Kirchen tragen nicht unbedeutend dazu bei diese Landschaft zu verschönen. Auf dem Felde zwischen den Dörfern befinden sich Anpflanzungen von Reis und Zuckerrohr. In den seichten Kanälen, von denen sie durchschnitten werden, wälzen feiste Büffel ihre haarlosen Körper. Die Haut derselben hat in ihrer Nacktheit dieselbe graublaue, lehmartige Färbung, wie die der italienischen Büffel, aber die Gestalt und Form des Körpers ist von diesen verschieden. Der ganze Bau ist kürzer, und sie sind im Verhältnisse zu ihrer Höhe dicker, dahingegen sind die aufwärts gerichteten Hörner weit länger, und ihre Spitzen sind nur so weit nach hinten übergebogen, daß die von denselben heruntergezogene Linie mit der Grundlinie der Stirn zusammenfällt. Der große Kopf hat eine etwas spitze Schnauze, das Kinn ist mit einem dünnen Barte umgeben, der Blick drückt Dummheit und Bosheit aus. Man sieht, wie sie sich vor Freuden und Wollust stönend, wie das Schwein in dem dicken Schlamme wälzen. Im Uebrigen sind sie höchst nützliche Thiere, werden zu allen Arten Arbeiten verwendet und mit der größten Leichtigkeit von den Eingeborenen geleitet, obschon sie, nach einer allgemein verbreiteten Sage, durchaus nicht unter dem Befehle eines Weißen stehen wollen. Zum Schlachten wird meistens anderes Hornvieh verwendet. Der größere Theil derselben ist eine Abart von dem in Ostindien einheimischen Stamme, dem auf dem oberen dicken Halstheile mit einer Krause versehenen Schlage. An Ziegen herrscht in den Dörfern kein Mangel, und die Anzahl an Federvieh ist sehr bedeutend. Es geschieht nicht allein des Nutzens willen, daß die Hühnerzucht mit Vorliebe betrieben wird. Die Hauptleidenschaft des Tagals ist Hahnenkampf,

ein in diesen Ländern allgemeines Vergnügen, auf welches wir bald noch einmal zurückkommen werden.

Die spanische Bevölkerung Luzons hat dieselben Sitten und Lebensart, welche man überall bei diesem Volke antrifft, natürlicher Weise mit einigen von dem Klima bedingten Veränderungen. So ist der Umgang hier mehr abgeschlossen, als in Süd-Amerika. Die Wärme ist zu groß, so daß das Machen und Empfangen von Besuchen zu einer Anstrengung wird, und der größte Theil des Tages damit hingebracht wird in der ungenirtesten Tracht Nichts zu thun. Mindestens dürfte dieses von den Damen gelten, bei denen man auf den Glauben kommt, daß ihnen die Lebendigkeit und Gesprächigkeit, die andere Frauen spanischer Herkunft so auszeichnet, gänzlich fehlt. Die Zeit der Männer wird gewiß nicht besser angewendet. Nach eingenommener Mittagsmahlzeit wird auf dem Calzadan promenirt, und an dem Abende werden Besuche abgestattet. Das Schließen der Festungsthore ist ein bedeutendes Hinderniß für den Umgang und das gesellschaftliche Zusammenleben, weil an jedem Abende alle Gemeinschaft unterbrochen wird, und zwar, wie so etwas immer geschieht, gerade zu der Zeit, in welcher der Tanz eben in Gang zu kommen scheint, und also erst die rechte Munterkeit beginnt, ungefähr um 11 Uhr in der Nacht.

Die eigentlichen Ureinwohner der Insel, die Tagalen, gehören zwar zur malaiischen Raçe, man bemerkt aber deutlich einen Unterschied zwischen ihnen und den Bewohnern der übrigen Inseln, und ihre Sprache soll gleichfalls bedeutend von den mannigfachen Dialecten der malaiischen Grundsprache abweichen. Des Tagalen Nase scheint weniger platt, aber mehr hervorstechend, als die anderer Malaien, und die Hautfarbe weniger in's Röthliche gezogen, als wie man sie gemeiniglich in Sinkapoor sah. Wie weit diese Verschiedenheit ein Eigenthum der ganzen Raçe oder durch Vermischung mit anderen fremden Elementen entstanden ist, vermögen wir nicht zu entscheiden. Der Körperbau ist im Allgemeinen von kleinem und zartem Verhältnisse; wir können uns nicht entsinnen unter ihnen auch nur ein ein einziges großgewachsenes Individuum gesehen zu haben, obschon ein oder das andere alte Weib dafür ziemliche Dimensionen im Umfange erreicht hatte. Hände und Füße sind klein und wohl gebildet, und bei jungen Weibern finden sich auch anmuthige Formen, welche jedoch in der Regel bald genug spurlos verschwinden und meist einer entsetzlichen Magerkeit mit faltiger Haut Platz machen. Gutmüthigkeit, ein weiches, mitleidiges Wesen, und grenzenlose Ergebung in eine Vergnügungssucht sollen die hervorragenden Züge des Charakters dieses Völkchens sein. Außer einem papua-artigen Stamme im Inneren der Insel sind die Bewohner derselben sämmtlich Christen. Dieser letzterwähnte Stamm, Negritos genannt, bewohnt die Berggegenden im Mittelpunkte der

Insel und ist noch nicht unterworfen. Junge Individuen desselben sollen einige Male nach Manila gebracht, aber meist in kurzer Zeit wieder entronnen oder dem Tode zum Opfer gefallen sein. Man soll bei denselben schon Eisenwaffen antreffen, die von ihnen selbst aus einem fast im gediegenen Zustande gefundenen Erze geschmiedet werden. Die Lage der Gruben oder Landstriche, aus welchen dieses Eisenerz geholt wird, ist noch nicht recht bekannt.

In der Stadt beläuft sich die gemischte Raçe, oder die der Mestizen, auf eine nicht geringe Anzahl. Man trifft Individuen derselben als untergeordnete Beamte eben sowohl, wie als Detailhändler, Ladendiener, in häuslichen Diensten und anderen Verhältnissen. Mehrere derselben gewannen durch Fleiß und Geschicklichkeit im Handel ein nicht unbedeutendes Vermögen. Nach der größeren oder kleineren dabei in das Verhältniß tretenden Masse weißen oder gefärbten Blutes nähert sich das Aussehen der Mestize natürlich der ersteren oder letzteren Raçe. Mit Ausnahme einiger der Vermögendsten kleiden sie sich wie die Tagalen. Die von diesen gebrauchte Tracht ist höchst eigenthümlich und zu einem bedeutenden Theile von einheimischer Zubereitung. Die Männer pflegen weite Hosen zu tragen, gewöhnlich in Weiß und Roth gestreift, und dann über demselben noch ein Hemd von dem dünnsten, meistentheils durchsichtigen Zeuge, ebenfalls gestreift, jedoch zuweilen in anderer Farbe, als die Beinkleider. Zum Alltagsanzuge, und namentlich bei der Arbeit, wird jedoch dieses leicht zerreißende und auch etwas kostbare Kleidungsstück gegen ein gleichartiges von etwas gröberem Stoffe vertauscht. Die Kopfbekleidung besteht aus einem schüsselförmigen Hute, der inwendig noch mit einer gerade dem Kopfe angepaßten Mütze versehen ist. Der Rand desselben ist auf seiner Außenseite mit Messing oder Silber beschlagen, und nach oben zu ist der Hut auch noch mit einem Knopfe oder einer Spitze von demselben Materiale geschmückt. Die innere Seite ist mit Zinnober gefärbt. Die Weibertracht besteht aus einem unmittelbar um den Körper gewundenen Rocke von baumwollenem Zeuge und bunter Farbe, meist roth und gelb, über dem dann noch ein fest um den Leib zusammengezogener Ueberwurf getragen wird. Oft fehlt dieser jedoch auch. Dies Kleidungsstück — welches im Allgemeinen von der ganzen malaiischen Raçe unter dem Namen „Sarong" getragen zu werden pflegt — hindert die freie Bewegung der Beine und giebt dem ganzen Körper in seiner Haltung eine eigene Gradheit und Steifheit, so wie dem Gange einen gewissen trippelnden Tact. Brust und Schultern werden mit einer kurzen Blouse bedeckt, welche in ihrer Form der früher von den griechischen und römischen Frauen getragenen gleicht, nur mit dem Unterschiede, daß sie oft lange und weite Aermel hat. Sie ist von derselben Art dünnem Zeuge, wie die Hemden



TAGAL.

der Männer angefertigt. Die Farbe der Haut scheint stark durch dasselbe durch. Kleine Halstücher und Shawls, über die Schultern geworfen und nach vorn zugesteckt, wie sie von den Dienstmädchen und Landbewohnerinnen verschiedener Gegenden Deutschlands noch getragen werden, sind allgemein im Gebrauche. Das Haar wird hinaufgestrichen und im Nacken zusammengedreht, die Männer haben das ihrige rund geschnitten bis auf die Schultern hängen. Die Fußbekleidung besteht, auch bei den Vermögenderen, nur aus Pantoffeln, mindestens zum alltäglichen Anzuge; vielleicht kommen aber seidene Strümpfe bei sehr feierlichen Anlassen hinzu. Die Oberleder der Pantoffeln sind nach vorn zu ganz kurz, und ein Hinterstück fehlt natürlich gänzlich. Die Sohle ist so schmal, daß der kleine Zehen immer außerhalb des Leders gelassen wird, und ist inwendig roth gefärbt. Viel Luxus wird gerade auf diesen Theil der Toilette verwendet; die Reichen haben ihre Pantoffeln mit Gold und Silber oder sogar mit Perlen gestickt, wenn schon solche kostbare Kleidungsstücke natürlicher Weise nicht im täglichen Gebrauche sind. Beide Geschlechter kauen bis zum äußersten Grade Betel, und sieht es daher in ihrem Munde nach der scheußlichsten Verwüstung aus. Man muß diesen widerwärtigen Gebrauch in seinen Folgen gesehen haben, um sich eine Vorstellung von der Ekelhaftigkeit desselben machen zu können.

Unter der Volksmenge der Stadt befindet sich auch eine bedeutende Anzahl Chinesen, von denen auch verschiedene in den Dörfern ansässig gefunden werden. Thätig und sparsam haben sie hier, wie auch auf den meisten anderen Orten, in dem indischen Archipelagus die Ausübung der Professionen und den Betrieb des Kleinhandels in ihre Hände genommen. Die Söhne des himmlischen Reiches bleiben sich überall und jederzeit gleich, und ihre Tracht ist auch unverändert, wie im Mutterlande, den langen Haarzopf mit eingerechnet. Sonderbar genug fällt es jedoch auf, solche darunter zu treffen, die nicht einmal die chinesische Sprache reden können, ein, bei denen die auf der Insel geboren sind, sehr häufig eintretender Fall. Sie reden nur tagalskisch und ein wenig spanisch. Die chinesische Bevölkerung auf Luzon steht im Genusse derselben Rechte, wie die übrigen Einwohner der Insel, ist aber einer besonderen Polizeiaufsicht unterworfen und darf keine ihrer Götzentempel errichten. Ein Theil derselben ist getauft, von dem Reste vermuthen wir, daß er ohne anerkannte Religion ist, etwas was, nach den Aussagen aller darin Bewanderten, dem Chinesen gewöhnlich ziemlich nahe liegt. Außer in den oben erwähnten Beschäftigungen findet man viele von ihnen als Dienstleute in vermögenderen Häusern, in welchen Aemtern ihre Geschicklichkeit, Gelehrigkeit und ihr Ordnungssinn ihnen einen entschiedenen Vorzug vor dem fauleren und leichtsinnigeren Tagal sichert. Wie weit die Ehrlichkeit zu ihren Tugenden

gehört, lassen wir jedoch ungesagt und müssen aufrichtig bekennen, daß dies Geschlecht uns hier noch weit ekelhafter erschien, als in China selbst.

Manila leidet durchaus keinen Mangel an Vergnügungen. Auf zwei Theatern werden Lustspiele und Possen aufgeführt, theils in spanischer, theils in tagalskischer Sprache. Sie werden aber hauptsächlich doch nur von den niederen Klassen besucht. Eine aus Bamburöhren und Matten hergestellte Thierkampfsbahn befindet sich in der Nähe der Calzada, aber die dort veranstalteten Gefechte sollen von der allerelendesten Art sein, sowohl was die Thiere, als die Kämpfer betrifft. Nationelle Vergnügen unter den Eingeborenen sind die Hahnenkämpfe. Ein guter und schöner Kampfshahn ist aber auch der Augapfel des Besitzers. Man sieht diesen auf den Spaziergängen seinen Hahn beständig auf dem Arme tragen, ihn schmeicheln und streicheln. Die Gerechtigkeit dergleichen Kämpfe zu veranstalten, ist ein Eigenthum der Krone, welche sie districtsweise verpachtet. Für den District von Manila werden jetzt zwanzigtausend Piaster im Jahre gezahlt. Der Kampf geht auf einer dazu eingerichteten Bahn außerhalb der Stadt vor sich, woselbst ein Jeder gegen eine nur geringe Abgabe seinen Hahn kämpfen lassen darf. Bedeutende Wetten werden auf die kämpfenden Thiere abgeschlossen, und da sie mit langen, wie eine Rasirmesserklinge scharfen Stahlsporen bewaffnet sind, wird der Ausgang gemeinlich ein tödtlicher für einen der beiden Theile, und nicht selten sogar für beide. Alle Arten Kämpfe auf irgend einer anderen Stelle zu veranstalten, ist bei Strafe verboten, aber man sieht sehr oft in den Dörfern die Hähne sich auf eigene Hand in dieser Kunst üben.

An den Abenden bietet der dem Hafen zunächst gelegene Theil von Binondo ein höchst eigenthümliches Schauspiel dar. Die Straßen sind dann sehr gut erleuchtet, doch weder mit Gas, noch mit Oellampen, denn die officielle Erleuchtung ist so gut wie keine; aber von den vielen dort befindlichen Waaren und Trödelständen verbreitet sich zuweilen ein blendender Lichtschein, der von den darüber aufgehängten Lampen, Kronenleuchter, einfachen Lichtern oder Fackeln von dürrem Holze ausgeht. In den Quergassen, wo keine solche Etablissements sind, herrscht dafür die tiefste Dunkelheit, die der Contrast noch vermehrt. Die vielen schwarzgekleideten und bunten Figuren, die man in dem rothen Fackelscheine durcheinander wimmeln sieht, geben ein sonderbares phantastisches Gemälde ab. Auf einer Straße, nahe dem Landungsorte, wird zuweilen beim Fackelschein ein ordentlicher Markt abgehalten, wobei sich hunderte, ja tausende von Menschen um Haufen Reis, Fische, zerrissenes Fleisch, Eingeweide und andere Sachen von dem unappetitlichsten Aeußeren und einem Geruche, der mindestens nicht für die Frische der Waaren spricht, geschäftig herumdrängen. Das Gemälde war jedoch so merkwürdig, so reich an



Druck b. Gebr. Delius in Berlin

TAGALSK QVINNA

Frau aus Tagal

Effect, Leben und Bewegung, daß wir, ungeachtet dieses Unbehagens, mit großem Vergnügen dort lange Stunden umher wandelten. Allgemeine Munterkeit herrschte unter der Volksmasse, die schwatzte und lachte, und dennoch sah man keinen einzigen Betrunkenen darunter, vernahm keinen Lärm und sah kein Anzeichen von Gezänk und Zwist. Im Allgemeinen scheinen die Sitten und die Umgangsweise einen Anstrich von der spanischen Höflichkeit erhalten zu haben, und hier ansässige Ausländer rühmen die Fügsamkeit der niederen Klassen, und die gute Ordnung, die sie immer selbst unter sich aufrecht haben. Die Polizei soll gut und aufmerksam sein, und schwerere Verbrechen kommen höchst selten einmal vor.

Es giebt sehr gute Hôtels hierselbst, in denen man gegen den nicht unbilligen Preis von anderthalb Piaster täglich Wohnung und Essen erhalten kann, beides von tadellosester Beschaffenheit. Auch Equipagen sind daselbst zu jeder Stunde zu bekommen und zwar für den Preis von zwei und einem halben Piaster für den Tag, und für kürzere Zeit in diesem Verhältnisse. Natürlicher Weise vereinigen sich immer gern zwei Personen zur Benutzung einer solchen. Nichts desto weniger wird der Aufenthalt in diesem Lande für Jemand, dessen Einkommen nicht auf dergleichen Ausgaben berechnet ist, doch sehr bald kostspielig. Geräth man noch dazu in Gesellschaft anderer besser besoldeter Offiziere, zum Beispiel der amerikanischen*), so wird man bald die Nothwendigkeit einsehen, sich in solchen Häfen, von denen es die Lage nicht gestattet mit Leichtigkeit an's Land und zurück an Bord zu kommen, und also täglich die Fahrt ein Paar Mal zu machen, bescheiden auf seinem Fahrzeuge zu halten. In Manila muß man einen Piaster bezahlen, um an Bord gebracht zu werden. Landboote sind nicht immer zur Hand, wenn man beabsichtigt dorthin zu gehen, und die weite Entfernung macht es, daß man auch die Boote des Fahrzeuges nicht so oft, wie man gern möchte, dorthin senden kann. Im Uebrigen ist es nur am Morgen und Abende, daß man mit einigem Vergnügen draußen sein kann; mitten am Tage ist die Hitze gewöhnlich zu drückend.

Während unseres Aufenthaltes hierselbst im Monat Januar, welcher der kühlste sein dürfte, stieg die Wärme im Schatten täglich über 30 Grad, und die Sonne war brennend heiß. Am Morgen zwischen 5 und 6 Uhr war dagegen das Thermometer auf dem Lande bis auf 24 oder gar nur 22 Grad herabgegangen, und die Luft war dann höchst angenehm, oder

---

*) Ein Lieutenant von der Flotte der vereinigten Staaten hat während des Commandos auf der See über 1500 Dollars Sold, und auf dem Lande in der Heimath 1200 Dollars. Nichts desto weniger haben wir verschiedene derselben über niedrigen Sold klagen hören.

schon um 9 oder 10 Uhr war man damit zufrieden unter Dach zu kommen und sich, fast ganz entkleidet, hinzulegen, um der Ruhe zu pflegen. Der Himmel war im Allgemeinen klar, aber die Luft nebelig; unbedeutende Regenschauer kamen ein Paar Mal vor. Der Wind hielt sich schwach und wechselte zwischen Osten und Norden, einige Male nach beiden Richtungen hin diese Grenzen überschreitend. Einige Tage herrschte fast vollkommene Stille; frische Briesen kamen nur ausnahmsweise und für sehr kurze Zeit vor. Das Barometer stand hier bedeutend niedriger (ohngefähr 5$^{mm.}$), als in China. Nach der Aussage von Personen, welche längere Zeit auf der Insel zugebracht haben, soll während der Zeit, daß die Sonne im Zenith ist, die Wärme wenig oder gar nicht größer sein, als wenn sie am entferntesten von demselben steht.

Unter einem solchen Luftstriche gelegen, und in Folge seiner topographischen Beschaffenheit wohl bewässert, mußte Luzon natürlich zu den fruchtbarsten Ländern der Welt gehören. Wir haben es schon gesehen, daß man es nicht nöthig hat weit zu reisen, um sich durch den Augenschein hiervon zu überzeugen. Außer einer ganzen Menge Dinge zum unmittelbaren Verbrauche, erzeugt die Insel Reis, Zucker, Tabak, Baumwolle, Indigo und andere Färbestoffe und vortrefflichen Kaffee. Das Hauptproduct bleibt jedoch immer der Tabak, der in ungeheueren Quantitäten gebaut und von der Regierung als Monopol erhalten wird; sie verwendet auf die Cultur desselben zwanzigtausend Arbeiter und außerdem noch einige tausend Weiber von allen Altern, die in den Cigarrenfabriken arbeiten. Dies Tabaksmonopol bringt dem Staate über zwei Millionen Piaster ein, Auch Cacao wurde hierher versetzt, und er lieferte ein Product, welches dem von Guayaquil nichts nachgiebt. Die Waldungen geben vortreffliches Bauholz von mehreren Arten. Die großen Boote, die man aus einem Stamme ausgehauen sieht, und die ellenbreiten zwanzig bis dreißig Fuß langen Bodendielen, die man zuweilen in den Häusern antrifft, beweisen es, daß Bäume von einer ungeheueren Größe leicht zu erreichen sein müssen, ja man findet sogar welche, die hinreichend groß und schwer sind, um ganze Masten für eine Fregatte von funfzig Kanonen zu liefern; und auf der Werfte von Cavite, ein Paar Meilen südwestlich von Manila, wurde sogar der Großmast eines solchen Fahrzeuges aus einem einzigen Baume angefertigt. Der sogenannte Manila-Hanf ist auch ein nicht unwesentlicher Exportartikel. Er wird von einer Art Bananenpalme gewonnen, auf spanisch „abaca" genannt, und theilweise roh, theilweise auch geschlagen und zu Tauwerk, welches sich durch seine Geschmeidigkeit und Leichtigkeit auszeichnet, verarbeitet, verschifft. Die größte Menge dieser Waare geht in die vereinigten Staaten von Nordamerika Von hier etablirten ausländischen Handelshäusern sind die englischen und ame-

rikanischen die bedeutendsten, und man kann mit Fug und Recht von ihnen behaupten, daß sie den Markt beherrschen. Es heißt, daß die amerikanischen von Seiten der Regierung begünstigt worden seien, während die englischen dagegen aus politischen Gründen mit Mißtrauen betrachtet würden. Uebrigens scheint man unter den gegenwärtigen Verhältnissen dieses Verfahren nicht beibehalten zu müssen. Die Waaren des Landes werden gewöhnlich von den Producenten aufgekauft, und zwar durch spanische oder Mestizen-Unterhändler, welche sie dann ihrerseits wieder den Exporteuren veräußern. Die ausländischen Häuser befassen sich auch nicht gern mit einem Detailverkaufe, sondern geben diesen gleichfalls in die Hände von eingeborenen Zwischenhändlern. Unter den besuchenden Fahrzeugen sind die englischen die zahlreichsten, und erreichen fast die Hälfte der ganzen ankommenden Zahl, selbst wenn man auch die spanischen Fahrzeuge — die kleinen Küstenfahrer allerdings nicht mitgerechnet — darin aufnimmt. Für schwedische Fahrzeuge ist natürlich nur ausnahmsweise hier auf eine Fracht zu rechnen, und eine Ladung schwedischer Producte wird nicht leicht Absatz finden. An Eisen werden nicht sehr bedeutende Quantitäten verbraucht, und das meiste davon kommt aus England; doch ist immer noch mit Gewißheit auf eine Nachfrage nach schwedischem Eisen zu rechnen, wenn auch der Belauf derselben geringe bleibt, und wir haben in einem Lager in Manila mit vieler Freude unsere heimathlichen Grubenstempel gefunden. Der hauptsächliche Import bleiben Manufactur- und Fabrikwaaren, und, wie an den meisten anderen Orten, hat England schon den Markt von dergleichen Dingen in seiner Hand, wenn schon Frankreich, Deutschland und die vereinigten Staaten von Nordamerika mit der Königin des Handels wetteifern. Ein Paar deutsche Häuser sind jetzt auch schon in Manila etablirt.

Eine nicht ganz unbedeutende Industrie hat sich allmählich auf Luzon ausgebildet, wenn schon die Erzeugnisse derselben keinen eigentlichen Handelszweig ausmachen, sondern entweder an Ort und Stelle verwendet, oder doch nur als Curiositäten nach Europa geführt werden. Sattel- und Riemzeug, so wie auch alle anderen feineren Lederarbeiten werden von eben so zierlicher, als guter Beschaffenheit verfertigt. Aus dem feineren Manilahanf werden leichte Kleiderstoffe gewebt, die gewöhnlich mit Rändern oder Quareaus von Seide in hellen Farben verziert sind. Diese Zeuge werden zu ziemlich billigen Preisen verkauft und sind oft ausgezeichnet schön. Das schon vorhin erwähnte dünne Kleidungsstück der Eingeborenen ist meist aus solchem Zeuge gefertigt, und mehr oder weniger mit Stickereien verziert. Die Reicheren derselben bedienen sich auch zuweilen der aus den Fasern der Ananasstiele verfertigten Zeuge, die viel kostbarer sind und zu außerordentlich feinen und schönen Stickereien verwendet

werden. Diese Industrie ist ganz und gar in den Händen der Tagalen, Chinesen befassen sich nicht mit derselben. Die kostbarsten Stickereien sind so theuer, daß nur sehr reiche Personen sie zu kaufen vermögen, doch trifft man auch zu mäßigen Preisen noch sehr schöne darunter. Das Einzige, was man gegen dieselben bemerken muß, ist, daß die Farbe des Stoffes im Allgemeinen nicht weiß genug ist, sondern in's Gelblich-graue hinüberspielt. Als einen Beweis für die Höhe der Preise der kostbareren Sorten, wollen wir Hemden zu funfzig Piaster anführen, Schnupftücher zu dreißig und darüber, Ballkleider zu zwei- oder dreihundert, Longshawls bis zu hundert hinauf und dergleichen mehr. Der feinste Rohstoff wächst übrigens nicht auf Luzon selbst, sondern auf der dicht dabei gelegenen Insel Panay. Man muß der herrlichen Ananas also doppelt dankbar sein, da sie eben sowohl das Auge durch ihre Schönheit, die Nase durch ihren süß berauschenden Duft, den Gaumen durch ihren unvergleichlich lieblichen Geschmack erfreut, als auch endlich in ihrem Stiele das Mittel darbietet mit geringen Veränderungen Stoff zu den kostbarsten und feinsten Toilettengegenständen für das schöne Geschlecht zu liefern. Außer den erwähnten Zeugen werden in Manila noch verschiedene geflochtene Sachen, wie Hüte, Cigarrenfutterale und andere ähnliche Kleinigkeiten gefertigt. Die Hüte sind äußerst leicht und auch schön, so lange sie neu sind, verlieren aber bald und erreichen weder in Stärke, noch in Dauerhaftigkeit lange nicht die um Guayaquil gefertigten. Diese Letzteren kosten aber auch allerdings fast doppelt so viel. Dasselbe gilt auch von den Cigarrenetuis. Der Fremde darf es nicht vergessen stets tüchtig zu handeln, ehe er zahlt, besonders wenn er von einem Chinesen kauft, auf welchen man nie das geringste Zutrauen setzen darf. Schande und Schaam sind für ihn völlig unbekannte Dinge, und man muß sich nicht geniren nur die Hälfte seines ersten Preises zu bieten, und wenn er nicht gleich darauf eingeht sein Gebot höchstens auf das Drittel zu erhöhen, worauf man möglicherweise daran denken kann sich mit ihm zu einigen. Die erwähnten Zeuge und Stickereien werden gewöhnlich von den Tagalen-Frauen ausgeboten, welche ziemlich bestimmte Preise festhalten, von denen man denn natürlich keine weiteren beträchtlichen Abhandlungen durchführen kann, selbst wenn man gleich größere Partieen derselben kauft. Sie zeigen stets mit der größten Bereitwilligkeit ihre Waaren, auch wenn das Geschäft nur gering ist, und man muß die Geduld und Sorgfalt bewundern, mit welcher sie die unnütz auseinander gerissenen Gegenstände wieder zusammenlegen. Kann man spanisch reden, so sind sie jederzeit bereit sich in ein nicht zum Handel gehöriges Gespräch einzulassen, und bald hat man Rechenschaft über alle Familienverhältnisse des betreffenden Individuums und eines guten Theiles seiner Nachbarschaft noch in den Kauf bekommen.

Frische Lebensmittel werden in Manila zu mäßigen Preisen erlangt, und an Früchten mancherlei Arten giebt es zu gewissen Zeitpunkten großen Ueberfluß. Während der Dauer unseres Aufenthaltes herrschte leider Mangel daran. Auf eigentliche Proviantartikel in größerer Menge darf nicht gerechnet werden, und man muß sie überdies sehr theuer bezahlen. Eine Einrichtung, die Fahrzeuge mit Wasser zu versehen, giebt es nicht, vielmehr muß man dies mit eigenen oder erheuerten Booten ein gutes Stück stromaufwärts holen. Das Wasser ist trübe und aufgerührt, wenn es geschöpft wird, aber recht gut, wenn die Unreinlichkeit erst wieder zu Boden sinken konnte.

Das General-Capitainat der Philippinischen Inseln, zu welchen auch die Ladronen mitgerechnet werden, wird von einem Gouverneur und General-Capitain regiert, der in seiner Person die höchste Civilmacht mit dem Militairoberbefehl vereinigt. Der gegenwärtige Inhaber dieses hohen Amtes ist der General-Lieutenant Don Antonio Urbistondo, Marquis von La Solana. Er genießt an jährlichem Gehalte, außer einer Menge Abgaben in natura, 28,000 Piaster. Die Zahl der Bevölkerung in seinem Regierungsbezirke ist schwer mit Bestimmtheit anzugeben, weil auf verschiedenen Inseln, zum Beispiel Mindanao, die Spanier nur unbedeutende Landstriche inne haben, und die in den geographischen Werken vorkommenden Abschätzungen sich nicht recht deutlich darüber ausdrücken, in wie weit die unabhängigen Volksstämme mit in ihren Berechnungen aufgenommen worden sind. Eine detaillirte Angabe für das Jahr 1837 nimmt beinahe drei Millionen dreimalhunderttausend Personen an, aber die Volksmenge ist seitdem noch bedeutend vermehrt, und stieg 1850 sogar bis über 3,800,000 Seelen. Die Einkünfte des Staates werden hauptsächlich aus dem Tabaksmonopol gezogen, welches netto über zwei Millionen Piaster liefert; die übrigen Einkünfte, wie Zölle, die Monopole des Verkaufes der Spirituosen, der Veranstaltung der Hahnenkämpfe und dergleichen mehr ergeben ohngefähr eine Million im Nettobehalte, so daß das Mutterland jährlich drei Millionen Piaster Gewinn aus dieser Colonie zieht. Manila ist der einzige dem ausländischen Handel geöffnete Hafen, aber die Fahrzeuge dürfen auch noch die Bachi-Inseln anlaufen, um sich mit Proviant oder Wasser zu versehen.

Die auf die Philippinen verlegte Truppenstärke besteht dem unvergleichlich größten Theile nach aus Eingeborenen, der Befehl liegt aber ausschließlich in den Händen geborener Spanier. Die regulaire Stärke zählt jetzt fünf Regimenter Infanterie, jedes aus tausend Mann bestehend, ferner acht Compagnieen Artillerie, einer Compagnie Ingenieuren und fünf Schwadronen Cavallerie. Außerdem giebt es daselbst eine Provinzial-Miliz, aus sechs Infanterie-Regimentern bestehend, von denen jedoch

gewöhnlich nur eins unter den Waffen ist. Für den Fall eines Krieges kann noch außerdem eine Stärke von fünf- bis sechstausend Mann aller Waffengattungen aufgeboten werden. Die um Manila verlegten Truppen waren ausgezeichnet gut gehalten. Ihre geräumigen und sauberen Kasernen liegen ein Stück außerhalb der Stadt. Die Bekleidung ist weiß und dem Klima sehr gut angepaßt, die Gewehre, nach französischem Modelle, schienen gut zu sein, und das Exercitium ging nicht nur tadellos, sondern sogar vortrefflich von Statten; die Flotte der Colonie hat ihre Station bei der Stadt Cavite, ein Paar Meilen westwärts von Manila. Die Localität ist ausgezeichnet für die Anlage von Werften und anderen Marinebauten geeignet, aber Alles, was man davon vorhanden findet, ist in höchst verfallenem Zustande. Mit Ausnahme einiger Dampfboote und Schooner, besteht die Flotte nur aus ungefähr sechzig Kanonenschaluppen von verschiedenen Arten mit 25 bis 40 Mann Besatzungen. Die größeren führen schwere Kanonen, die kleineren nur leichte Artillerie. Ihre Bestimmung ist nur die Küsten gegen Angriffe und Verheerungen der malaiischen Seeräuber, welche oft in großer Anzahl diese Fahrwasser beunruhigen, zu schützen. Diese modernen Vikinger haben ihre Hauptschlupfwinkel auf den Sulu-Inseln, werden aber überall auf den Küsten von Borneo, Celebes, Mindanao und der anderen Inseln gefunden. In den letzteren Zeiten sind sie jedoch etwas weniger keck geworden, nachdem sie verschiedene Male ernsthafte Züchtigungen von Seiten der Engländer und Spanier erduldet haben. Die Dampfboote sind dabei von besonders großem Nutzen gewesen, weil sie die Räuber bis tief in ihre Zufluchtsorte verfolgen konnten. Aus Veranlassung ihrer muhamedanischen Religion nennen die Spanier diese malaiischen Bevölkerungen Mohren (moros), eine gewiß ganz unrichtige Benennung. Die Kanonenschaluppen sind auf verschiedene Stationen längs der Küste vertheilt. Nach dem zu urtheilen, was wir Gelegenheit hatten zu sehen, sind sie sehr wohl erhalten und bemannt, eine Bemerkung, die auch d'Urville schon vor uns über die nach Samboangan (auf Mindanao) verlegte Abtheilung gemacht hat.

Manila ist der Sitz eines Erzbischofes, der die Bischöfe von Nueva-Segovia, Caceres und Zebu unter sich hat. Daß mindestens die niedere Priesterschaft auf keinem zu hohen Bildungsgrade stehen kann und nur geringe Kenntnisse besitzt, kann man wohl im Voraus schließen, und die Schilderung derselben, welche der Magister Andersson liefert, ist gerade nicht sehr empfehlend. Außer der seculairen Priesterschaft giebt es auch noch eine Anzahl Mönche, die jedoch nicht bedeutend ist. In der Stadt sieht man oft dieselben mit feierlicher Miene ihre Hände den Vorübergehenden zum Kusse reichen. Das üppige Aussehen der meisten und ihre fröhlichen Mienen weissagen mehr eine angenehme und selbst schwelgerische Lebens-

art, als sie von strengen Fasten und Bußübungen reden. Eine Verordnung verpflichtet die Gouverneure der Provinzen darauf zu sehen, daß die Geistlichkeit sich nicht in den Umfang der weltlichen Macht eindränge oder derselben Mißachtung beweise. Demungeachtet soll der Einfluß der Priesterschaft sehr groß sein und besonders in den entfernteren Provinzen.

Seit langen Zeiten hat man sich daran gewöhnt, das Verfahren der Spanier in ihren Colonieen, als auf der Höhe der Grausamkeit und Unmenschlichkeit anzusehen. Ohne die Gräulichkeiten abzuleugnen oder zu entschuldigen zu versuchen, die bei der Eroberung Amerikas begangen wurden, wagen wir doch den Glauben zu hegen, daß die historischen Darstellungen derselben der Uebertreibungen nicht entbehren, und wenn die damaligen Bevölkerungen verschwunden sind, dürfte die Ursache hiervon weit mehr in den durch die Vermischung mit der weißen Raçe neu entstandenen und hierher verpflanzten Krankheiten, wie Pocken und dergleichen mehr gesucht werden, als in einer eigentlichen, beabsichtigten, handgreiflichen Ausrottung. Man mag sich dessen erinnern, daß mehrere von den im Anfange von Spanien nach Amerika abgegangenen Expeditionen Unternehmungen von Privatpersonen waren, denen die Regierung nur ihre Bewilligung gegeben. Daß in einem entfernten Lande, wo Regierung und Gesetze kaum noch existirten, solche Abentheurer unter dem doppelten Einfluß der Habgier und des religiösen Fanatismus eine Menge Grausamkeiten begingen, darf nicht überraschen oder Bewunderung erregen. Wenn wir aber ein Wenig untersuchen, wie andere Nationen zuweilen verfuhren, so muß man bekennen, daß die Spanier in der Ausübung von Grausamkeiten gegen besiegte Völker keinesweges allein dastehen. Englands Verfahren gegen Indien hat auch im eigenen Vaterlande lauttönenden Tadel hervorgerufen, und verschiedene citirte Facta sind nicht besonders erbaulich. Die aufgeklärten Bürger der vereinigten Staaten haben die Urbewohner Nord-Amerikas auf eine dann und wann harte und hier und dort hinterlistige Weise behandelt, und die Annalen des Krieges in Algier liefern mehr als eine Probe von schreckenerregenden Grausamkeiten, die von einer Nation, die sich gern vor allen übrigen vorzugsweise civilisirt nennt, noch ganz in unseren Tagen ausgeführt sind, und daher um so viel mehr tadelnswerth erscheinen, als sich die Ansichten und Sitten seit dem sechzehnten Jahrhundert gemildert haben. Das mehr oder weniger glänzende Resultat, welches dadurch gewonnen wurde, entschuldigt wohl die Handlungen nicht gänzlich, und der Zweck, den zu erreichen es glückte, darf wohl auch nicht so völlig unbedingt den Ehrenplatz vor dem, was man mit dem Unternehmen beabsichtigte, beanspruchen, und um das Jahr Funfzehnhundert wurde es für mindestens eben so verdienstvoll angesehen, die Heiden zum Christenthume zu bekehren, wie man jetzt die ziemlich

unbestimmte Procedur ansieht, die man sie civilisiren nennt. Man bekehrte sie damals mit Feuer und Schwerdt, jetzt aber civilisirt man sie mit Kanonen und Minié-Gewehren, und die Franzosen sind vielleicht in ihrer Selbstliebe verblendet genug es so zu betrachten, als hätten sie den Arabern einen eben so großen Dienst durch den gräßlichen Auftritt in der Dahara-Grotte geleistet, wie die Spanier den Bewohnern Amerikas durch das blutige Bekehrungswerk. Daß im Uebrigen die spanisch-amerikanischen Colonieen ein großes Resultat geliefert haben, kann uns natürlicher Weise nicht zu behaupten einfallen, aber wir erinnern daran, daß die Gesetze der Sclaverei in denselben bei weitem menschlicher waren und noch sind, als in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika. In welchem Falle es auch immer sei, gewiß kann wegen ihrer Härte kein gerechter Tadel die Regierungsweise treffen, unter welcher die Bevölkerung der Philippinen seit lange gelebt hat. Diese Inseln würden ohne Zweifel in anderen, zum Beispiel der Holländer Händen schon weit größere Strecken bebauten Landes besitzen, weit mehr Ertrag abwerfen, aber wir sind überzeugt, daß dadurch die Lage der Eingeborenen keinesweges verbessert sein würde. Während der Javanese für die Rechnung seines Herrn mehr als jeden fünften Arbeitstag des ganzen Jahres tagewerken muß, ist der Tagal auf Luzon höchst unbedeutend mit Steuern belastet. Eine mäßige Arbeit ist hinreichend, um seine beschränkten Bedürfnisse zu erfüllen, und ihn sogar mit einem Theile überflüssiger Artikel zu versehen, und die freie Zeit verbringt er in Freude und Munterkeit. Auch in intellectueller Hinsicht ist ihm ein besseres Loos gefallen, als seinen Stammverwandten auf Java, für welche in dieser Beziehung von ihren fremden Herrschern nichts geschehen ist. Die Bevölkerung der Philippinen, nämlich der unter Spaniens Oberhoheit stehenden, ist zum Christenthume bekehrt, schon ein nicht unbedeutender Schritt auf der Bahn der Civilisation, und man gewahrt im Aussehen und Geschicke des Volkes die Wirkungen desselben. Die innere Regierungsart des Landes stützt sich auf eine Art Communalverfassung, über deren Beschaffenheit wir einige Worte erwähnen wollen.

Die Regierung jeder Provinz wird von einem Landeshauptmanne (alcalde mayor) geleitet, der gleichfalls mit der Civil-Macht den Oberbefehl über die in seiner Provinz liegenden Truppen vereinigt. Jede Provinz wird in eine größere oder kleinere Anzahl Communen (pueblos) getheilt, der dann wieder „gobernadorcillos" vorstehen. Jedem derselben stehen in der Ausübung seiner Macht ein Polizei-Commissair (teniente de justitia) und unter diesem eine Anzahl untergeordneter Beamten (alguaziles) bei. Der Gobernadorcillo urtheilt über alle Polizei-Angelegenheiten ab, schlichtet Civilprozesse von geringerer Bedeutung und veranstaltet die Voruntersuchung in dergleichen größeren und bei allen Verbrechen, die

dem Alcalde mayor zugewiesen werden. Jeder Pueblo ist wieder in kleinere Abtheilungen (barangas) getheilt, die vierzig bis funfzig Familien umfassen, innerhalb welcher ein Haupt- oder Ordnungsmann ansässig gefunden wird, der für Ordnung und Schicklichkeit verantwortlich ist, die Steuern aufbringt und der Schiedsrichter in den Angelegenheiten der ihm Untergebenen ist. Die zwölf ältesten Cabezas in einem jeden Pueblo treten im Anfange eines neuen Jahres zusammen, um mit dem Gobernadorcillo in Gemeinschaft demselben einen Nachfolger zu erwählen. Die drei Candidaten, welche die meisten Stimmen erhalten haben, werden auf eine Liste gebracht, und die oberste Regierung, oder in den entfernteren Provinzen der Alcalde mayor, ernennen Einen unter den Dreien, welcher dann gemeinsam mit dem zurücktretenden die untergeordneten Beamten erwählt, deren Wahl jedoch von dem Alcalden bewilligt werden muß. Ein Gobernadorcillo muß die spanische Sprache lesen und schreiben können und natürlicher Weise von gutem Rufe und einigem persönlichen Ansehen sein. Dieselben Rechte, wie sie hier oben angegeben wurden, sind auch den Chinesen zuerkannt, jedoch mit einigen geringen Einschränkungen, wie zum Beispiel die, daß sie unter ihren Stammverwandten auch nur solche zum Gobernadorcillo wählen, die sich zum Christenthume bekennen.

Nach alter Sitte pflegt der neu erwählte Gobernadorcillo der Chinesen in Manila ein Paar Wochen nach seiner Ernennung, an gewissen Tagen, offenes Haus für alle Diejenigen zu halten, die ihn besuchen wollen. Der jüngste Erwählte war ein sehr vermögender Mann, und am Sonntage nach dem dreizehnten Tage der Wahl war bei ihm großer Empfang, welchen ein in Manila wohl bekannter amerikanischer Kaufmann uns mitzumachen vorschlug. In seiner Gesellschaft begaben wir uns erst zu einem Mestizen-Handelsmanne, mit welchem von seinem Hause bedeutende Geschäfte gemacht wurden, und der, wie man sagt, über hunderttausend Piaster im Besitze haben sollte. In Folge der Festlichkeit war eine ungeheuere Volksmasse in Bewegung, überall wurden Processionen unter Musik vorgenommen, und die Straßen waren durch eine Menge Lichter und Fackeln erleuchtet. Das Gedränge wurde bald so groß, daß wir unsere Wagen verlassen und zu Fuße gehen mußten. So kamen wir zu der ziemlich entfernten Wohnung des Mestizen, deren äußeres Ansehen höchst dürftig war, und die sich sehr wenig von den gewöhnlichen Malaienhäusern unterschied. Inwendig war dieselbe dagegen ganz angenehm und gefällig. Wir wurden von dem Wirthe sehr freundlich empfangen, es war ein alter zusammengeschrumpfter Mann, mit ein Paar großen Betelstücken in dem Munde, und ganz wie ein Mann aus dem Volke gekleidet, mit dem Hemde außen über den Beinkleidern hängend. Die munter gelaunte Frau vom Hause war auch auf vollkommen einheimische Art

gekleidet. Eine Anzahl Gäste war schon angelangt, darunter einige Figuren, welche an einer Prozession theilgenommen hatten und noch in glänzende Trachten von Silber oder Goldpapier gekleidet waren. Sie erholten sich nun nach den gehabten Anstrengungen an einem sowohl was Speise, als auch was Trank betrifft, reich besetzten Tische. Uns wurden Erfrischungen in Gestalt von Champagner angeboten, Bier, Cognac, Zuckerwasser und dergleichen mehr vorgesetzt, wie auch alle Ingredienzien, um Betelstücke zum Kauen einzurichten, umhergereicht wurden. Es bestehen dieselben aus zierlich geschnittenen Stücken Betelblättern, zerklopften Areca-Nüssen und Kalk, welche beide letzteren Ingredienzien in das Blatt gewickelt werden, um sodann zum Kauen in den Mund zu wandern. An Stelle der Areca-Nüsse bedient man sich auch zuweilen hier und dort der sogenannten Gambier*). Wir ließen natürlich diesen Leckerbissen an uns vorübergehen und besahen uns die Merkwürdigkeiten des Hauses, die in vier prächtig ausgeschmückten Heiligenbildern von anderthalb Ellen Höhe bestanden. Ihre Kleider waren überreich mit ächten Goldstickereien benäht, und bei feierlichen Gelegenheiten, wenn sie in Prozession umhergetragen werden, behängt man sie mit Schmuck bis zu mehreren tausend Piastern an Werth. Die Zeit erlaubte keinen weiteren Aufenthalt, und wir nahmen deßhalb von unseren Wirthsleuten Abschied, suchten unsere Wagen auf und eilten in die Wohnung des chinesischen Gobernadorcillo.

Dort war das Haus schon voll, und man mußte sich durch Schaaren von chinesischen Plebejern vordrängen, die sich in dem Vorhause und auf den Treppen angehäuft hatten. Auch die ganze Wohnung war mit Menschen vollgepfropft, besonders der Tanzsaal, der mit einem Portrait der Königin Isabella geschmückt war. Die Sammlung von Physiognomieen, die man hier vor Augen hatte, war höchst merkwürdig anzusehen. Spanische und fremde Offiziere drängten sich unter Mestizen von allen möglichen Farbenmischungen zwischen rothbraun und weiß, schöne spanische Damen in prächtigen Toiletten schimmerten zwischen Tagalenweibern und Töchtern hervor, und europäisirte Chinesinnen zeigten sich neben ihnen in ihrer Eigenthümlichkeit; in der rund um das Haus laufenden Gallerie saßen kleine braune Jungen bis unter die Dachstützen geklettert und hatten Wachsfackeln in den Händen, gleichsam eine Reihe lebendiger Kariathyden, und eine Menge plattnasiger, chinesischer Arbeits-

*) Gambier werden durch Auskochen der Blätter von Uncara gambier gewonnen. Man kocht sie so lange, bis sie einen starken Decoct geben, der in der Sonne verdunsten muß, bis ein fester Kuchen übrig bleibt. Es wird meistens in Sinkapoor gefertigt und als Gärbestoff nach Europa geführt. Nach Liljevalch.

leute begaffte mit scheußlichen, weit aufstehenden Mäulern und stierenden, glasähnlichen Augen die Herrlichkeit, die sich vor ihnen entfaltet hatte. Bald fing der Tanz an, aber das Gedränge war zu groß, als daß es hätte in der Gesellschaft lebendig werden können. Sehr unterhaltend war es, eine schmaläugige, chinesische Schönheit sich in einer Polka oder einem Galoppe bewegen zu sehen, und wir nehmen dieses Schauspiel als einen entschiedenen Beweis der steigenden Civilisation unter den Kindern des himmlischen Reiches an. Unter den weißen Damen sahen wir verschiedene hübsche Gesichter, doch nicht in einem so großen Verhältnisse, wie es in Südamerika der Fall ist. Die Hitze war erstickend, ohnerachtet alle Fenster und Thüren bis zum Giebel offen standen. Gegen Mitternacht wurde ein Souper servirt und zwar auf einem halben Dutzend Tischen, an denen sich die Gäste je nach ihrer Farbe vertheilten, die Weißen an dem Einen, die Hellbraunen an einem Zweiten, die Gelben an einem Dritten und so weiter. Alle Tische waren überreich mit Schüsseln besetzt, die Hühner, Kalekuten, Schinken, Braten und Fische, Pasteten und Kuchen in reicher Menge und Abwechslung enthielten, und die Gäste beiderlei Geschlechtes schienen im Allgemeinen mit einer überraschen Eßlust versehen zu sein. An Getränken, nämlich Champagner, englischem Biere, Ale und Porter, war auch kein Mangel, und wir sahen einen Jüngling von neun oder zehn Jahren, ein wirkliches „enfant terrible" mit der größten Leichtigkeit sein großes Kelchglas schäumenden Nectars in sich schlürfen, bis durch die wohl zu oft gewagte Wiederholung dieses Manövers sein Schwerpunkt etwas verrückt wurde, der Kopf das Uebergewicht bekam und er unter dem Tische verschwand. Dieses frühreife Product der Tropen hatte sich vorher damit belustigt durch seine, auf dem Ende eines höchst eleganten Spazierstockes angebrachten Augengläser mit Kennerblick die vorbeischwebenden Damen zu mustern. Die Leichtigkeit und sichere Gewandtheit, mit der er seinen Blick von Kopf bis zu Fuß über die ganze Figur schweifen ließ, bewies eine gewisse Uebung in dieser ohne allen Widerspruch höchst angenehmen Beschäftigung. Wir sehen also, daß die vortreffliche Raçe jetziger Jünglinge nicht auf Europa beschränkt ist. Das ganze Fest hatte etwas Seltsames, wir möchten sagen Phantastisches, von der Art, daß man es nie vergißt, und wir können nur bedauern, daß wir uns nicht im Stande fühlen, es lebendig und malend genug zu beschreiben.

Mr. Sturgis, der Chef des bedeutenden amerikanischen Handelshauses Russel und Sturgis, welcher eine Zeit lang dem schwedischen Consulate in Manila vorgestanden, hatte jetzt in Beziehung auf seine bevorstehende Rückkehr in seine Heimath dasselbe aufzugeben beabsichtigt,

versprach jedoch bis auf Weiteres sich mit dem Dienste zu befassen, damit erst irgend ein Nachfolger für ihn ernannt werden könne. Der Commandeur-Capitain Virgin hat als solchen einen Herrn Jenner, einen Schweizer von Geburt, vorgeschlagen. Herr Sturgis unterließ dennoch nicht, während des hiesigen Aufenthaltes der Fregatte, uns alle nur mögliche Gastfreiheit und großes Wohlwollen zu beweisen. Unser Besuch in Manila wurde am 14. mit einer Einladung zu einem „déjeûner dansant" an Bord der Dampffregatte Susquehannah, zu welchem auch ein Theil der Notabilitäten der Stadt gebeten war, geschlossen. Unter denselben bemerkte man den nächsten Beamten nach dem General-Gouverneur, einen älteren Herren von freundlichem Aussehen, der ohne Unterbrechung Cigarren rauchte. Das Fest begann mit einem Frühstücke an Bord der Corvette Plymouth, darauf wurde auf der Susquehannah getanzt, woselbst dann auch ein Mittagsmahl eingenommen wurde. Die Eugenie befand sich schon unter Segel, als wir die muntere und gegen das Ende sogar etwas lärmende Gesellschaft verließen.

XV.

Sinkapoor und Batavia.

1853. Januar 14. bis Februar 12.

Die Uhr zeigte die fünfte Stunde des Nachmittags, als die Fregatte ihre Ankerstelle verließ. Der Wind war nordöstlich; er frischte sich bedeutend auf, als wir in die Bucht hinauskamen, und bei Sonnenuntergang blies eine gute Bramsegelbriese. Wir steuerten auf der Bahn nördlich von der Insel Corregidor, aber in der Finsterniß wurde zu nahe nordwärts von dem Lande gehalten, und die Fregatte blieb um $8\frac{3}{4}$ Uhr Nachts, bei ziemlich guter Fahrt, mit einem Male ganz bescheiden auf einer von dem Strande einige hundert Ellen herausschießenden Lehmbank sitzen. Das Aufstoßen geschah so leise, daß kein Ruck gespürt wurde, und die unter Deck Befindlichen erst durch das Commandowort, das die Bergung der Segel befahl, darauf aufmerksam gemacht wurden, daß etwas passirt sein mußte. Backbords wurden die Anker ausgeworfen, und sobald die Segel beschlagen, waren die Boote ausgesetzt, ein Warp wurde vom Backbord aus nach hinten herausgeführt, der Kabel desselben durch eine Kanonenpforte geleitet und an die Spille gelegt. Bald zeigte sich jedoch, daß die Fregatte zu dauerhaft festgekeilt stand, um bei diesem Hülfsmittel Erfolge zu erzielen, das Wasser war im Fallen, und nachdem das Warp nur so steif gewunden war, daß es die Fregatte verhinderte höher auf die Bank hinauf zu treiben, beschloß der Chef das hohe Wasser des nächsten Abends abzuwarten.

Der Wind wehte während der Nacht ganz frisch aus Nordosten her, und bewirkte eine hinreichend starke Bewegung, um die Fregatte zuweilen etwas mit dem Hintertheile aufzuhauen. Am Morgen des 15. wurden nach derselben Richtung, wie das Warp, die Anker des Steuerbords mit eingeklammerten Pflichtankern, die auf die Spille des oberen Deckes gelegt

wurden, hinausgeführt, aber unerachtet sich die Kräfte aller Mann gemeinschaftlich rührten, bewegte sich die Fregatte gar nicht. Um 7 Uhr Vormittags langten von Corregidor zwei Kanonenschaluppen unter dem Befehle des dort postirten Offiziers, des Lieutenants der Flotte Munnoz, an, der uns seinen Beistand bereitwilligst anbot und uns mittheilte, daß er sogleich bei Tagesanbruch nach der Stadt telegraphirt habe, um ein Dampfboot zu erhalten. Die Arbeit ging dennoch ununterbrochen vor sich; neun Batteriekanonen wurden losgemacht und in die Schaluppe gelegt, sechshundert Kugeln in die Barkasse, und zweiundzwanzig Wassercisternen wurden geleert und ausgepumpt, um das Fahrzeug zu erleichtern, welches dennoch bei erneuerter Windung auf den Pflichtanker sich nicht im mindesten rührte. Am Nachmittage langte ein Dampfboot von 360 Pferdekraft an, und ankerte ein Stückchen von der Fregatte entfernt. Ungefähr gegen 10 Uhr des Abends war Hochwasser eingetreten, und durch Aufwindung auf das Pflichttau wurde die Fregatte wieder flott, worauf das Dampfboot uns zu bugsiren begann, nachdem aber die Taue von den gefällten Ankern ausgestochen waren, mußte das Dampfboot wieder stoppen, weil die längs der Seite liegenden, hart belasteten Kanonenschaluppen Gefahr liefen durch die Bewegung der See zum Sinken gebracht zu werden, bei welcher Gelegenheit dann das Hinterschiff wieder auf den Grund kam. Zwei Kanonen wurden nun von jeder Schaluppe an Bord gehißt, worauf sie beide von der Fregatte abstießen und etwas näher am Lande Anker auswarfen. Um 2 Uhr in der Nacht begann uns das Dampfboot von Neuem zu bugsiren, und die Fregatte kam nun mit Leichtigkeit vom Grunde ab und warf einige hundert Ellen weiter wieder Anker aus. Der 16. und 17. vergingen damit die beiden Anker mit ihren Verkettungen und Tauen zu erleichtern und andere nothwendige Arbeiten zu verrichten. Die Kanonenschaluppen und ein Loringsboot wurden in die nahe gelegene Marivelsbucht abgesendet, um Wasser zu füllen. Am letzterwähnten Tage lichtete die Fregatte bei Sonnenuntergang und ankerte eine Stunde später in derselben Bucht. Eine der Schaluppen zeigte uns mittelst Laternen den rechten Ankerplatz, wo die Tiefe 15 bis 20 Faden war und der Boden aus Lehm bestand. Die Mariveles-Bucht bietet während des Nordost-Mussons einen guten Ankerplatz dar, und Wasser kann dort am bequemsten aus einem Bache geschöpft werden, der am weitesten in der Bucht hinein liegt. Die Strande bestehen aus mit Wald bewachsenen Höhen, und Holz kann dort überall mit größter Leichtigkeit genommen werden. Von unserem Ankerplatze aus wurde die Klippe Nonne (la monja) im Süden zum Westen und die kleinen zunächst dem Strande gelegenen Felsen Cochinos (Ziegen) im West-Süd-West gepeilt.

Der Lieutenant Munnoz und seine Schaluppenbesatzungen hatten uns die ganze Zeit über mit der größten Bereitwilligkeit Beistand geleistet, und die Besatzung der Eugenie verdient das höchste Lob wegen ihrer Raschheit, Willigkeit und Ausdauer bei der schwierigen und langweiligen Arbeit in einer Hitze, welche am Tage auf 29 bis 30 Grad im Schatten stieg. Die Schilderung, welche uns Herr Munnoz von dem Leben gab, welches die spanischen Seeoffiziere auf den kleinen Stationen in dieser Gegend führen, war keineswegs besonders lockend. In elenden Hütten einquartiert, oft lange Zeit unter Entbehrung jeder anderen Kost, als die unter den Tagalen gebräuchliche, und jeder Möglichkeit des geistigen Genusses einer Gesellschaft oder Umganges beraubt, muß ihnen die Zeit lang werden; der nach Corregidor verlegte kann mindestens einmal zwischendurch Neuigkeiten aus der Stadt erhalten. In den Waldstrecken auf der Insel, so wie in den zunächstliegenden Theilen Luzons selbst, werden eine Menge Rehe gefunden, die eine höchst belustigende Jagd darbieten. Die Tagalen tödten diese mit verschlungenen Bogen, die an Bambu-Gestellen angebracht sind, welche auf den schmalen Waldstegen in den dichten Gebüschen, die zu den Wasserläufen führen, wohin die Thiere zum Trinken gehen, aufgestellt werden. Wilde Büffel werden auf dieselbe Weise getödtet. Die Spitzen der Pfeile, welcher man sich bei diesen Bogenmaschinen bedient, werden auch aus Bambusplittern verfertigt, die, im Feuer gehärtet, hinreichend angeschliffen werden können, um die dicken, starkhäutigen Büffel von einer Seite zur anderen zu durchbohren. Die Rehe werden mitunter auch mit Handbogen geschossen, welche die Eingeborenen mit vieler Fertigkeit zu führen verstehen, wenn schon mit Sicherheit auf eine größere Entfernung, als vierzig bis funfzig Schritt, kein Erfolg erwartet werden kann.

Am Morgen des 18. segelte die Eugenie von Mariveles wieder ab, und die Kanonenboote kehrten nach Corregidor zurück. Der Wind war den ganzen Vormittag über sehr schwach und vermochte nicht einmal die Segel zu füllen, welche unaufhörlich während des starken Rollens des Fahrzeuges, das von einer heftigen, aus Norden herkommenden Deining verursacht wurde, gegen die Masten schlugen. Gegen 4 Uhr des Nachmittags war das Land noch in Sicht. Der Wind war jetzt frischer, sprang aber beim Sonnenuntergange gerade von Osten quer über nach Norden, aus welcher Richtung er dann bis Mitternacht anhielt. Am folgenden Tage war die Deining eben so stark, und beim Sonnenuntergange kam wieder dasselbe Umspringen des Windes vor. Auch am 20. blieb die Deining noch bei, hörte aber am 21. auf sich fühlbar zu machen. Am letzterwähnten Tage wehte der Wind steif aus Nordnordosten her, und die dicken Wolken, mit welchen der Himmel zuweilen überzogen war,

bewiesen es, daß wir uns wieder dem Bezirke des aequatorialen Klimas naheten. Die außerhalb der Küste von Cochinchina liegende Insel Pulo Japata, die gewöhnlich angesegelt wird, passirten wir während der Nacht vom 21. zum 22. Bisher war keine bemerkbare Strömung beobachtet worden. Der Wind fuhr fort aus Nordosten zu wehen, mit abwechselnd bewölktem und klarem Wetter, und am Vormittage des 24. bekamen wir Pulo Aor, eine klippige Insel, ungefähr sechs schwedische Meilen von der südöstlichen Küste Malakkas, zu sehen. Ein Paar Stunden nach Sonnenuntergang wurde vom Decke aus das Feuer von Pedra Branca, einer Insel außerhalb des östlichen Einlaufes in den Sinkapoor-Sund, bemerkt. Das Feuer ist ein umhergehendes. Der Wind wurde gegen Mitternacht, als diese Insel passirt wurde, flau und unbeständig aus der Richtung von Nord und Nordwest. Während der Fahrt von Pulo Japata bis hierher hatte uns die Strömung in vierundzwanzig Stunden vierzehn, oder zwei und eine halbe schwedische Meile nach Westen zum Süden versetzt. Die Temperatur der Luft hatte sich während der Fahrt von Manila am Tage auf 26 bis 28 Grad und in der Nacht auf 22 bis 25 Grad gehalten, die des Wassers zwischen 25 und 27 Grad gezeigt.

Ein Paar Stunden, nachdem wir Pedra Branca passirt hatten, wurde die Fregatte von einem Fischerboote angerufen, von welchem uns ein Lootse angeboten wurde, und als der wachthabende Offizier, nachdem er bei dem Chef angefragt hatte, eine bejahende Antwort ertheilte, kamen zwei Figuren aus demselben an Bord, welche, wie es sich bald herausstellte, Hindu's von der Koromandelküste, der Religion nach Muselmänner und der englischen Sprache fast vollkommen unkundig waren. Die Einfahrt nach Sinkapoor ist äußerst leicht, und der einzige Vortheil, den ein Lootse gewähren kann, ist Kenntniß über die Stromversetzung an den verschiedenen Punkten; aber auch diese ist auf den vortrefflichen Specialkarten, die über diesen Sund existiren, schon sehr genau bemerkt. Die Fluth versetzt westwärts, die Ebbe ostwärts, aber wenn der Musson hart weht, tritt die Fluth unregelmäßig ein. Wir fuhren fort uns gegen den schwachen Nordwest in den Sund hineinzukreuzen. Die Strande desselben werden nach Norden zu theils von der südlichen Spitze der Malakka-Halbinsel, theils durch die Sinkapoor-Insel nach Süden zu von den Inseln Bintang und Battam gebildet. Auf den ersteren sind ziemlich hohe Bergrücken zu bemerken, aber die letzteren sind ganz niedrig, und alle sind mit dichter Waldung überwachsen, welche bis in's Meer hinausreicht. Weiter in den Vormittag hinein starb der Wind ganz ab, aber unter Hülfe der Fluth und eines und des anderen flüchtigen Windstoßes, erreichten wir um 10½ Uhr Vormittags die Rhede von Sinkapoor, woselbst wir mit dreizehn Faden Tiefe im Moderboden ankerten. Gleich

darauf kam ein Boot von der hier liegenden englischen Orlogsbrigg Contest zu uns an Bord, und der gewöhnliche Salut geschah mit einundzwanzig Schuß, welche von der Batterie bei der Stadt beantwortet wurden.

Es dauerte gar nicht lange, so war auch die Fregatte schon von einer Menge von Booten umgeben, deren Form stark gegen die zuletzt gesehenen chinesischen Küstenfahrzeuge und den in Manila gebräuchlichen, klumpigen, aus einem dicken Baumstamme ausgehohlten Pirogen, oder sogenannten „bancas" contrastirte. Einige von denen, die sich hier zeigten, waren von der schärfsten Form und zierlichsten Bauart, und flogen leicht, wie die Schwalben, über die Oberfläche des Wassers hin. Die meisten derselben wurden von Hindus gerudert, bald von Koromandel, bald von der Malabar-Küste, und man kann gegen mäßige Bezahlung, einen Piaster für den Tag, ein solches Boot mit vier Ruderern und einem Steuermanne zu seiner Disposition erhalten. Man reist in denselben ganz bequem, gegen Regen und Sonne durch ein aus Blättern und Matten geflochtenes Dach geschützt. Andere größere Boote waren mit allerlei unter den Seeleuten absetzbaren Waaren belastet, unter denen an erster Stelle Haufen von Ananas, einer Frucht, die man nirgends in solcher Vollkommenheit, als hier, bekommt, bemerkt werden müssen. Sie wachsen wild auf verschiedenen kleinen Inseln, und für ein Paar Schillinge bekommt man eine von der Größe einer tüchtigen Melone, deren prächtiges Aussehen nur noch von ihrem verführerischen Geschmacke übertroffen wird. Man muß jedoch diese lockende Frucht nur mit Vorsicht genießen, da sie in zu großer Menge eine recht bösartige rothe Ruhr herbeiführt. Kleine Malaienkanots stellten sich auch bei uns an Bord ein, und führten Muscheln und Corallen, Papageien und Meerkatzen mit sich, mit welchen Waaren sehr bald ein lebhafter Handel entstand. Eine Art Personen, mit denen man hier Bekanntschaft machen muß, sind die sogenannten „Dubaschen," welche den Compradoren in China entsprechen. Sie sind sämmtlich Hindus und gehören oft einer hohen Kaste an, wobei sie aber doch die größten Schelme bleiben, die man sich denken kann. In einem der Romane von Marryat kommt die Verdienstliste eines solchen Herren vor, die ganz sicher aus einer Sammlung von Attesten entlehnt ist, wie sie dieselben gewöhnlich mit sich führen, und deren Inhalt zu kennen sie durch ihre Unkenntniß der englischen Sprache meist außer Stande gesetzt werden. Einer der Ankommenden war mit einer Recommandation unseres Consules am hiesigen Orte, des Herrn Reid (Mitglied des Hauses Johnston u. Comp.) versehen, und wurde von uns auf diesen Grund hin angenommen, wir fanden aber bald, daß auch er ein mit allen Hunden gehetzter Schelm ist. Er war ein in mittlerem Alter stehender Mann von gutem Aussehen, sorgfältig in weiße Kleider und einen weißen Turban gekleidet,

und hatte einen hellgelben Strich auf seine Stirn gemalt von dem Haarwuchse ab, bis auf die Nasenwurzel gehend, ein Zeichen seiner Kaste. Er redete die englische Sprache ohne Schwierigkeit, war höchst beredt in Versicherung seiner Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, und affectirte eine gewisse frohsinnige Gutmüthigkeit, durch welche sich Niemand täuschen ließ. Nicht damit zufrieden, für seine eigene Rechnung alle auf die beste Art zu betrügen, lieh er auch zu demselben ehrenwerthen Zwecke seinen Beistand verschiedenen seiner Landsleute, auf deren industriellen Unternehmungen an Bord wir bald noch einmal zurückkommen werden. Ein Ruderboot wurde für die Bedürfnisse der Fregatte gemiethet, um in der Hitze die für alle Fälle ziemlich anhaltend beschäftigten, eigenen Bootsbesatzungen zu schonen.

Der lebhafte Handel, den Sinkapoor mit allen Häfen in den Indochinesischen Fahrwassern treibt, versammelt natürlich auf der Rhede eine Menge Fahrzeuge des verschiedensten Schlages. Ueber die Beschaffenheit des Handels selbst wollen wir bald in Kürze Rechenschaft ablegen, und begnügen uns für den Augenblick damit, zu erwähnen, daß Sinkapoor ein Freihafen in der allerumfassendsten Bedeutung des Wortes ist, weil von keinerlei Hafenabgaben oder Zöllen die Rede ist, und die Fracht des Fahrzeuges nicht einmal angegeben zu werden braucht. Man kommt und geht, wenn und wie es Einem beliebt, ohne jede Formalität. Neben dem Opium-Klipper, welcher im Vorübergehen hineinguckt, um Neuigkeiten über den Markt zu erfahren, sieht man die chinesische Junke, welche mit dem Nordostmusson hierher gekommen ist, und nun den entgegengesetzten Wind abwartet, um wieder zurückzugehen. Der Erstere hat nicht einmal seine Segel beschlagen, die Letztere aber dagegen den größten Theil ihrer einfachen Takelage herabgenommen, ein Dach über das ganze Deck gebaut und ihre Besatzung verabschiedet, die sich dann bis zur Zeit der Abreise Arbeit am Lande verschafft. Nahe einem Klippenschiffe der neumodischsten Construction liegt eins der Handel treibenden Orlogsfahrzeuge des Königs von Cochinchina, ein treues Abbild der noch vor einem Jahrhunderte in Europa benutzten Fregatten. Sie sollen alle nach einem französischen Modelle gebaut sein, und sind ungeachtet ihres altmodischen Aussehens keinesweges häßlich, und stehen in dem Rufe gute Segler zu sein. Die Flaggen aller Handel treibenden Nationen werden neben einander gesehen, aber ein Theil Fahrzeuge, die sich hier finden, können kaum als einer Nation angehörend bezeichnet werden. Dies sind die kleinen Schuten, womit die sogenannten Bugis-Händler ihre abentheuerlichen Reisen unternehmen, um auf Borneo, den Sulu-Inseln und unter den unabhängigen Stämmen auf Celebes und anderen in diesen Gegenden liegenden Inseln die dort erzeugten Waaren aufzukaufen. Die Fahrzeuge wechseln ihre

Flaggen eben so oft, wie die Eigenthümer derselben ihre Nationalität; diese Letzteren sind jedoch gemeiniglich von mehr oder weniger gemischter chinesischer Raçe. Sonderbar hohe und schmale Fahrzeuge, den vor mehreren Jahrhunderten in Europa benutzten, und den arabischen sogenannten „Gorabbern" gleichend, mit einem stark herausspringenden Vordersteven und quer abgehauenen Achtersteven, geben ein dem Auge ungewöhnlich erscheinendes Ziel ab. Zwischen den vor Anker liegenden Fahrzeugen bewegen sich eine Menge Boote, große und kleine, bald segelnd, bald rudernd, Lastprahmen und Malaien-Kanots. Die Geschäfte, welche diese Letzteren hierher führen, sind nicht gerade immer von der ehrlichsten Art. Die Bevölkerung der Strande des Malakka-Sundes betreiben nämlich zuweilen auch Seeräuberei, und auch von den entlegenen Inseln kommen Vikingerschuten an, um sich in Sinkapoor mit Waffen und Muniton zu versehen, welche Waaren nicht überall zu erhalten sind, da jeder Handel mit solchen sowohl in den spanischen, als in den holländischen Besitzungen verboten ist, sogar in Makassar, das bis auf diese Ausnahme schon vor einigen Jahren zum Freihafen erklärt wurde. Die Bewohner Malakkas und Sumatras unternehmen jedoch keine eigentlichen Räuberzüge, sondern beschränken sich damit Fahrzeuge anzugreifen, welche in der Nähe ihrer Küste von der Windstille überfallen sind, und die sie durch vorausgesendete Späher, welche sich mit dem vorgegebenen Ausbieten von Hühnern, Früchten und anderen Kleinigkeiten an Bord einstellen, als zu schwach erkannt haben, um ihnen ernsten Widerstand zu leisten, oder deren Besatzungen sich als nicht recht auf ihrer Hut gezeigt haben. Auch die Chinesen betreiben hier das Seeräubergeschäft, beschränken sich jedoch gemeiniglich darauf, es gegen ihre eigenen Landsleute auszuüben, wobei sie sich zuweilen in ein Complott mit einem größeren oder kleineren Theile der Besatzung ihrer Priese einlassen. Die Leichtigkeit, mit welcher sich ein Fremder, ohne bekannt zu werden, wenn auch vielleicht nicht in der Stadt Sinkapoor, doch mindestens auf der Insel aufhalten kann, kommt natürlicher Weise diesen Banditen sehr zu passe, und wir haben es von glaubwürdigen Personen erzählen hören, daß eine chinesische Junke am Tage nach ihrer Abreise, dicht außerhalb der Mündung des Sundes von Räubern genommen wurde, die unmittelbar darauf mit ihrer Priese nach Sinkapoor zurückkehrten, die Ladung an einige ihrer Landsleute verkauften und darauf spurlos verschwanden.

Die Stadt wird von einem kleinen Strome durchschnitten, an dessen Mündung eine unbedeutende Batterie liegt. Diese kleine Befestigung ist für die Vertheidigung von keiner Bedeutung und dient vielmehr nur zur Beantwortung der Salutschüsse und der Abweisung irgend eines allzunaseweisen Räuberboots, Etwas, von dem jedoch nunmehr nicht gut die

Rede sein kann, seitdem die Thätigkeit der Dampfboote die Räuberei so bedeutend gehemmt hat. Man hat jedoch Klagen darüber aussprechen hören, daß solches nicht stets mit dem gehörigen Nachdruck geschieht, von der anderen Seite sind aber wieder viele Personen nur zu geneigt, bei allen etwas ernsthafteren Maaßregeln über Grausamkeit und Barbarei zu schrein. Der Malaie übt einen Tag Fischerei und Handel, am anderen aber bedient er sich der dabei erhaltenen Nachrichten, um in Genossenschaft eines Haufens seiner Landsleute zu rauben und zu morden, Thaten, die er als ganz gehörig ansieht. Daß es unter solchen Verhältnissen oft für die Befehlshaber der Orlogsfahrzeuge ganz unmöglich sein muß zwischen Schuldigen und Unschuldigen, oder richtiger, die, welche an dem einzelnen, gerade in Rede stehenden Falle nicht Schuldigen zu unterscheiden, versteht sich am Ende von selbst, und die Behandlung, welche die Malaien gegen ihre Gefangenen ausüben, ist nicht besonders dazu geeignet die Wiedervergeltung milde zu machen. Vielleicht würde man jedoch wünschen können, daß die zufälligen Bestrafungen, welche bald vergessen werden, gegen eine geregeltere, gleichmäßigere Bewachung vertauscht werden möchten, wodurch zugleich den Veranlassungen zuvorgekommen würde aber die Schwierigkeiten und Kosten, auf welche eine solche stößt, dürften auch mit in die Berechnung gezogen werden müssen. Nach Allem, was wir darüber erfahren konnten, ist der Charakter der Malaien im Allgemeinen eher wild, als grausam, wenn nicht zufälligerweise seine Leidenschaften gereizt werden; sogar die so oft gefürchteten Räuberstämme auf Borneo und Celebes sollen in ihrem täglichen Zusammenleben keineswegs eine blutdurstige Gemüthsart beweisen. Aber die Seeräuberei ist ihnen nach ihren Begriffen eine ehrenhafte Beschäftigung, wie es auch bei den Altvätern des europäischen Norden der Fall war, und raubgierige Fürsten haben fortwährend diese Ansicht unterhalten. Vielleicht sind die Räubereien auch oft nur eine eigenmächtige Art und Weise gewesen, mit gewiß das gewöhnliche Maaß übersteigenden Zinsen, gewaltsam das wieder zurückzunehmen, dessen man sich durch List beraubt sah. Wir haben schon einmal, in dem zwölften Kapitel dieses Werkes, diesen Stoff berührt, mußten uns aber aus Mangel an genauer und ausgedehnter Kenntniß der factischen Details darauf beschränken, dies Verhältniß nur anzudeuten*).

Der westwärts von dem oben erwähnten Strome gelegene Theil der Stadt ist der Hauptsitz des Handels und der Geschäfte. Die Kaufleute haben dort ihre Comptoire und Magazine, die Handwerker ihre Werkstätten und Läden. Zunächst der Mündung des Stromes ist die Stadt

*) Siehe zum Beispiel Liljevalchs Arbeit über den Handel von China, S. 290, über den Handel auf Sumatra und die dabei vorkommenden Unehrlichkeiten.

wohlgebaut und hat große Häuser, deren Erdgeschosse oft von Arkaden umgeben sind, eine gute Sache in diesem Klima, wo man sich an jedem Tage des Jahres gegen eine brennende Sonne zu schützen hat und nur wenige Nachmittage ohne einen oder den anderen heftigen Regenschauer, welcher die an dem Strome befindlichen Landungstreppen in ebensoviele Betten schäumender Wasserfälle verwandelt, vorübergehen. Der Fluß ist gemeiniglich mit Booten und Prahmen vollgepackt, und da die Fluth acht oder neun Fuß steigt, ist die Breite und Tiefe seines Gerinnes zu ungleichen Zeiten auch sehr verschieden. Ganz danach, wie man sich den äußeren Theilen der Stadt nähert, werden die Wohnungen dünner gesäet und schlechter, und es sind besonders die Chinesen, die sich dort ansäßig gemacht haben. Die Beamten und die vornehmeren Kaufleute wohnen entweder auf dem Lande oder in dem östlich von dem Flusse liegenden Theile der Stadt. Da eine Brücke zwischen den beiden Ufern in der Nähe des Hafens für die Menge der stündlich hin- und herpassirenden getakelten Boote hinderlich sein würde, wird die Kommunikation mit kleinen Fähren erhalten und am Lande sind Schuppen erbaut, um die Wartenden gegen Sonne und Regen zu schützen. Weiter aufwärts führt eine Brücke über den Strom. Der Wohnsitz des Gouverneurs liegt auf einem sanft abschüssigen Berge, der sich in einer nur kurzen Entfernung vom Strande erhebt; man genießt von dort aus eine schöne Aussicht über die ganze Stadt nebst der sie umgebenden Gegend, die Rhede und die Inseln auf der anderen Seite des Sundes. Zwischen] dem Berge und dem Ufer ist ein großer offner Platz, der nur von einer Kirche und einigen öffentlichen Gebäuden eingenommen wird. Dicht an dem Strande ist ein Monument zu sehen, welches die Einwohner von Sinkapoore dem jetzigen General-Gouverneur von Indien, den Marquis Dalhousie*), errichtet haben. Sinkapoor ist nämlich ein Besitzthum der ostindischen Compagnie und der Gouverneur desselben ist gleichzeitig Regent über die Colonieen Penany und Malakka. Ostwärts von dem genannten offnen Platze sind einige wohlgebaute Straßen, aber bald kommt man hinaus unter eine schmutzige Bevölkerung von Chinesen, mit aller dieser Nation anklebenden Unbehaglichkeit, und noch weiter nach Osten stößt man auf die Malaienstadt. Auf Stützen in einem Sumpfe erbaut, in dem allein der Manglebaum gedeiht und die Lücken zwischen den Häusern ausfüllt, kommt dieselbe dem Beschauer wie ein Treibhaus für alle Arten von Krankheiten vor, und ein nächtlicher Aufenthalt daselbst würde unzweifelhaft für den Europäer tödtlich sein. Auf die Malaien scheinen die Ausdünstungen der

*) Seit dem Jahre 1848 General-Gouverneur.

Der Uebersetzer.

Sümpfe eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen, und man sieht hier eine zahlreiche Schaar dunkler, rothbrauner Kinder mit größtem Vergnügen in dem seichten, schlammigen Wasser umherplätschern. Ein nicht geringer Theil der Bevölkerung besitzt nicht einmal feste Wohnsitze, sondern lebt auf seinen Kanoten, den einen Tag hier und den anderen auf Sumatra und den darauf folgenden wieder auf irgend einer anderen Insel. Diese herumstreifenden Menschen, Nomaden des Meeres, die von Fischen und zufälligem Arbeitsverdienste leben, sind stets bereit an Seeräubereien Theil zu nehmen, wenn nur mit einiger Sicherheit dabei auf Erfolg zu rechnen ist, und beschränken auf der anderen Seite lieber ihre Bedürfnisse auf das äußerste, als daß sie sich einer fortdauernden beständigen Arbeit unterziehen; man nennt sie hier Seemenschen — „orang-laut." —

Die Anlage der Stadt Sinkapoor datirt sich aus dem allgemeinen Frieden des Jahres 1815, wo die Engländer den Holländern das während des Krieges eroberte Java wieder zurückgeben mußten. Der Zweck, der sich hinter ihrer Anlegung und Erklärung zum Freihafen verbarg, war der, einen vorgeschobenen Posten zu bekommen, von welchem aus die Vortheile des englischen Handels in diesen Fahrwassern mit Leichtigkeit bewacht und befördert werden könnten, wenn auch nicht durch die Gewalt der Waffen, — Sinkapoor ist in militairischer Hinsicht im gegenwärtigen Augenblick kaum für den eigenen Hausbedarf ausgerüstet, — sondern durch Unternehmungsgeist und Kapitalien. Es war der englische Gouverneur während der Okkupation von Java, Sir Stamford Raffles, der diesen Platz auserwählte, und unter Beipflichtung zu dieser nur friedlichen Bestimmung, wurde die Insel durch Kauf von dem Sultan von Djohore, auf dem südlichen Ende der Halbinsel Malakka liegend, gewonnen. Die Insel hat ungefähr die Gestalt eines Rhombus, dessen größte Diagonale von Osten nach Westen läuft, und deren Umkreis ungefähr neun schwedische Meilen beträgt. Sie war bei dem Abschlusse des Kaufs nur von einigen „Orang-laut's" bewohnt, nicht eine Quadratelle war angebaut und nur dichte Waldung und Bambugebüsche boten sich den Blicken der ersten Ansiedler dar. Es war die geographische Lage und die Güte der Rhede, welche die Wahl entschied, und der Erfolg, womit sie gekrönt wurde, hat es bewiesen, daß Sir Stamfort ein Mann war, der seine Sache sehr wohl verstand. Ursprünglich nur zu einem Marktplatze für die Waaren anderer Orte ausersehen, hat die Insel außerdem schon eine nicht unbedeutende einheimische Produktion, um davon abzulassen, und noch finden sich bedeutende Strecken der fruchtbarsten Erde, um sie abzuräumen und auszubeuten. Zu der Beschaffenheit ihrer Produkte werden wir bald kommen.

Die wachsende Bewegung bedurfte natürlich der Arme, und sie zöger-

ten nicht, sich einzufinden. Von zwei Seiten strömten Menschen herzu, die den beiden ältesten bekannten Civilisationen, der hinduschen und der chinesischen, angehörten, während das zunächst wohnende malaische Volk sich damit begnügte fröhlich zuzusehen, und auch noch heutigen Tages nur ausnahmsweise zur Vermehrung der materiellen Arbeitskraft Sinkapoores zubeiträgt. Die unumschränkte persönliche Freiheit, ganz nach Belieben zu kommen und zu gehen, keinerlei Steuer oder Abgabe unterworfen zu sein, keine Beschränkung in Hinsicht auf Religion erdulden zu müssen, keiner Untersuchung vergangener Lebensverhältnisse zu gewärtigen, das Alles wirkte natürlicherweise in Hinsicht auf den Zweck höchst vortheilhaft, wenn man auch bemerken muß, daß die auf eine solche Weise gebildete Bevölkerung nicht gerade aus besonders achtungswerthen Elementen bestehen kann. Die Erfahrung hat jedoch auch hierin ein besseres Resultat gezeigt, als man hätte vermuthen sollen, und eigentlich grobe Verbrechen sind in dem Umkreise der Insel keineswegs gewöhnlich. Die meisten kommen noch unter den Chinesen vor und bestehen aus Räubereien und Meuchelmorden oder Betrügereien, worunter Falschmünzerei eine vornehme Stelle einnimmt. Die Hindus werden wegen ihres stillen und ordentlichen Lebens gerühmt, und gröbere Verbrechen kommen höchst selten unter ihnen vor. Unter den Malaien ereignen sich zuweilen Mordthaten aus Eifersucht oder Rachgier, sowie kleinere Spitzbübereien; die Triebfeder zu ihren Vergehungen ist immer die Leidenschaft oder der augenblickliche Reiz; eine im Voraus berechnete, vom Eigennutz vorbuchstabirte Missethat wird sehr selten diesem Theile der Bevölkerung zur Last gelegt werden können. Wir wollen nun in anderer Beziehung einige Worte über die verschiedenen in Sinkapoor ansässigen Nationen erwähnen.

Die Weißen machen natürlicherweise einen der Zahl nach unbedeutenden, aber durch Intelligenz und Kapitalien sehr überwiegenden Theil des Ganzen aus. Man trifft unter ihnen Repräsentanten der meisten größeren handelnden Nationen, aber es ist klar, daß die Engländer die Mehrzahl bilden müssen, auch wenn man die Beamten nicht mit in die Berechnung ziehen wollte, deren Anzahl übrigens höchst beschränkt ist. Die hierher verlegten Truppen sind gemeiniglich Sipahis (Sepoys) und sogar die kleine Artilleriestärke gehörte zu der Madras-Artillerie. Der Befehl besteht jedoch, wie es bekannt ist, aus lauter Engländern. Diese hindu'schen Truppen werden meist aus Muhamedanern zusammengestellt, und können an Tüchtigkeit und Aussehen mit den allerbesten europäischen Truppen verglichen werden, sind aber natürlich in diesem heißen Klima weit dienlicher, als diese letzteren, unter denen Krankheiten gewöhnlich bedeutende Verwüstungen anrichten, und dies selbst auf solchen Stellen, auf denen das Klima eigentlich nicht ungesund ist. Ansteckende epidemische Krank-

heiten kommen in Sinkapoor nicht vor, und auch die in den heißen Klimaten gewöhnlichen Fieber werden daselbst als Seltenheiten angesehen, man muß jedoch natürlich in Betracht ziehen, daß die weiße Bevölkerung fast ausschließlich solchen Gesellschaftsklassen angehört, welche ihre Lebensweise auf die der Gesundheit zuträglichste Art einrichten können. Es ist der Thau, sowie die nächtliche Ausdünstung der Sümpfe und des feuchten Bodens, die der Gesundheit so gefährlich sind, und die auf Posten stehenden Soldaten sollen sehr bald den vereinten Einfluß dieser und der brennenden Mittagssonne empfinden; wenn er sich auch nicht immer in bestimmten Krankheiten zeigt, so untergräbt er demnach sehr bald auch die stärkste europäische Konstitution.

Die Chinesen machen sicherlich die zahlreichste Abtheilung unter den Bewohnern der Insel aus. Sie haben ihre Thätigkeit auf alle die friedlichen Beschäftigungen ausgedehnt, die wir schon anderswo, als in ihren Händen befindlich, erwähnt haben, und wir haben auch ferner schon dessen gedacht, daß sie nicht verschmähen, sich den weniger ehrlichen Gewerben hinzugeben, wozu wir auch die Seeräuberei rechnen, in Beziehung auf die unkriegerische Weise, in welcher sie von dieser Nation betrieben wird. Man trifft hier reiche chinesische Händler und Bankiers, während die Handwerke und der Detailhandel fast ausschließlich von den weniger Vermögenden betrieben werden, und endlich die große Masse ihr Brodt als Tagelöhner in der Stadt und auf dem Laude verdient, denn auch den Ackerbau versteht der Chinese gut zu betreiben. Köche und Dienstboten im Allgemeinen, Schankwirthe und Spielhausbankhalter, Kuppler und Diebeshehler gehören alle zu dieser Volksraçe. Die meisten der hier lebenden Individuen sind aus der Provinz Foh-Kien, und kommen auf Junken oder europäischen Fahrzeugen hierher. Amoy ist der Verschiffungsort, und diejenigen, welche ihre Reise nicht im Voraus bezahlen können, bekommen von den in der Regel in Sinkapoor ansäßigen chinesischen Rhedern oder Befrachtern Kredit auf die Weise, daß sie nach ihrer Ankunft für ihre Rechnung und nach ihrer Angabe arbeiten, bis ihre Schuld bezahlt ist. Sie sind immer für die Reise mit eignen Proviant versehen, und die gewöhnliche Abgabe beträgt nach Liljevalch zehn bis zwölf Piaster für jeden. Es ist klar, daß der größte Theil dieser Auswanderer der schlechtesten Menschenklasse unter den Bewohnern des himmlischen Reiches angehört, und frei von dem äußeren Zwange, durch den sie in ihrem Heimathlande doch noch im Zaume gehalten wurden, und von Natur aus voller Eigenliebe und wenn sie sich für den Stärksten halten können auch übermüthig, und ohne alle die Bande, die anderen Nationen Sitte, Ehre und Moral anlegen, bilden sie eine sehr gefährliche Bevölkerung, welche schon mehr als einmal der Regierung Anlaß zu großen Sorgen gegeben hat.

Die meisten unter ihnen, oder Alle gehören irgend einer geheimen Gesellschaft an, und die Uneinigkeit zwischen diesen trägt wesentlich zu der Unmöglichkeit der Aufrechterhaltung jeder Ordnung bei. Gemäß dem, was uns aus Gesprächen mit hier auf der Insel ansäßigen Personen zu scheinen dünkte, sollen unter der Masse von den in Sinkapoor sich aufhaltenden — man kann kaum sagen ansässigen — Chinesen, nur wenige Individuen zu finden sein, die nicht im Stande wären ein jedes Verbrechen zu begehen, von der kaltblütigsten Grausamkeit, bis zur der gemeinsten und niedrigsten Betrügerei, wenn nur die daraus zu erzielenden Vortheile die drohende Gefahr der Entdeckung und die Furcht vor der Bestrafung aufwiegen. Die philantropischen Lehren dürften also hier keine passende Anwendung finden. Für grobe Verbrechen werden die Strafbestimmungen des englischen Gesetzes angewendet, und die Deportation geschieht zu Zwangsarbeiten auf der indischen Halbinsel. Diese Strafe wird übrigens von den Chinesen für schlimmer als der Tod angesehen, und oft sollen sich die dazu Verurtheilten den Strick als eine Gnade ausbitten, welches Verlangen jedoch, selbstverständlich, niemals bewilligt wird. Unser hier oben gefälltes Urtheil wollen wir keineswegs auf die ganze zahlreiche Bevölkerung Chinas ausdehnen, und müssen im Uebrigen bekennen, daß es auf keinem recht sicheren Grunde ruht; aber obschon ursprünglich auf den subjektiven Widerwillen gestützt, den wir gegen die ganze Gesellschaft empfanden, war es doch in der Hauptsache durch Aeußerungen von Personen bekräftigt, die wir, als mit guten Kenntnissen dieser Verhältnisse ausgerüstet ansehen mußten, oder von denen wir mindestens wußten, daß sie im Stande waren, solche zu erhalten. Eigennutz und unmittelbarer Gewinn sind für den Chinesen der einzige Sporn zur Handlung und vor diesem weichen alle Konsiderationen, wenn überhaupt gesagt werden darf, daß solche in seinem Sinne gefunden werden können. Man darf beinahe ängstlich werden, wenn man hört, daß diese Volksraçe um sich greift.

Nächst den Chinesen kommen der Zahl nach die Hindus, die meisten derselben sind Muselmänner, theils von der malabarischen, theils von der Koromandelküste, besonders aus der Gegend von Madras. Einige wenige derselben sind „Dubaschen" oder Kleinkrämer, die übrigen Bootsleute, Tagarbeiter („Kuulis"), Kutscher oder Stallknechte, in welcher letzteren Stellung man kaum einen einzigen Chinesen findet, und Ackerknechte. Sie sind gute und schnelle Arbeiter und werden ihres stillen und ordentlichen Betragens halber gerühmt. Sehr wenige darunter machen sich hier bleibend ansäßig, kehren vielmehr, sobald sie sich etwas Geld gesammelt haben, in ihre Heimath zurück. Ihre hohen, schmächtigen, wohlgebildeten Gestalten, sowie die regelmäßigen und sogar edlen Gesichtszüge contrastiren mächtig und um so angenehmer mit den chinesischen Pöbelfiguren, als sie

noch ein anmuthiges Benehmen haben. Ihre Kleidung ist gewöhnlich eine sehr leichte, der Arbeiter bedient sich nur ein Paar kurzer Kalsongen oder weiter türkischer Beinkleider, und auf dem rasirten Kopfe wird ein Turban oder eine weiße Mütze getragen. Schnurrbärte und Spitzbart fehlen ihnen nur selten. Die Vermögenderen bedienen sich langer weißer Röcke und des weißen Turbans. Es war wirklich belustigend in einem der hier gebräuchlichen leichten Boote von vier Hindus gerudert, eine Reise zu unternehmen, und während dessen die geschmeidigen und sehnigen Gestalten in ihrer Bewegung zu sehen, wobei ihre lebendigen Mienen leuchteten und heftige Geberden ihre Gespräche begleiteten, die zuweilen unterbrochen wurden, um Gelegenheit zu einer Art eintönigen, aber höchst anmuthigen und behaglichen Gesang zu geben. Es war derselbe in einzelne Stimmen und Wiederholungen getheilt, die sich einander ablösen, und zuweilen fielen sie dann alle mit einem Male ein, immer in vortrefflichem Takte mit den schnellen Bewegungen der Ruder. Es geschah einem jedesmal, daß man zu früh an das Ziel seiner Fahrt kam.

Wir erwähnen nur in größter Kürze die verschiedenen Volksstämme, von denen sich eine beschränktere Zahl Individuen hier findet; wie zum Beispiel Eingalesen, Siamesen, Cochinchinesen, Tagalen, Araber, Parsen und noch viele andere, und wollen nun zu den Malaien übergehen, Luzons malaiische Bevölkerung ist bedeutend gehoben, durch die, wenn auch immerhin unvollkommene Civilisation von ein Paar Jahrhunderten, und es schien uns, als ob wir hier den halbwilden Malaien in ziemlich unverfälschtem Zustande sehen, während wir im Aussehen des Javanesen den Ausdruck der Knechtschaft zu erkennen glaubten. Er ist fast ohne Ausnahme klein und von zartem Wuchse, entbehrt aber deshalb nicht der Muskelkraft, wie auch der Mangel derselben zum Theil durch seine sehr bedeutende Geschmeidigkeit und Weichheit ersetzt werden würde. Da er sich sehr wenig mit Arbeit bemüht, sind seine Hände ganz besonders fein und klein. Das gelbliche Weiß in seinen Augen, die platte Nase und der breite Mund, der gemeiniglich arg mit Betel besudelt ist, bilden ein durchaus nicht einnehmendes Ganze und es liegt etwas heimtückisches und düsteres in seinem scheuen Blicke. Die Weiber sind fast ohne Ausnahme verabscheuenswerth. Leichtsinn und Sorglosigkeit sind die Hauptzüge in dem Charakter des Malaien: er entbehrt lieber, als daß er durch Arbeit seine Bedürfnisse befriedigt, und gedeiht besser auf dem Meere, und in dessen unmittelbarer Nähe, als mitten im Lande. Er ist dem Spiele und Vergnügungen sehr ergeben, wie zum Beispiel Hahnenkämpfe und dergleichen zu seinen Leidenschaften gehören, auch theilt er die Neigung des Chinesen für den Opium, der jedoch auf ihn eine ganz andere Wirkung, als auf den letzteren ausüben soll. Während derselbe nämlich aus einem

Zustande von angenehmer Lebhaftigkeit zur Betäubung und ohnmachtgleichen Dämmerung übergeht, wird der Malaie wild, und geräth zuweilen in eine förmliche Berserker-Raserei. Er greift dann ohne Unterschied jeden an, und man benutzte früher eine eigenthümliche Art Geräth, was den uralten Scheeren der Strandwächter glich, um sich solcher wahnsinniger Menschen zu bemächtigen. Jetzt sollen aber nur noch sehr selten dergleichen in Sinkapoor angetroffen werden. Die Opiumschenken werden fortwährend daselbst in großer Zahl angefunden, und sind von den arbeitenden Klassen immer fleißig besucht. Gemeiniglich werden dort gleichzeitig Spielbanken gehalten und der Abschaum von dem im Allgemeinen in Sinkapoor übel berüchtigten weiblichen Gesellschaft trägt zu dem Vergnügen und der Munterkeit dieser unbehaglichen Orte bei, an denen man Gelegenheit hat, die Wirkung des Opiumrauchens in allen seinen Stadien zu studieren.

Diese sämmtlichen verschiedenen Volksstämme, welche unter sich ihre eigene Sprache reden, haben zur gemeinsamen Benutzung das Malaiische angenommen, weil sie dies als am leichtesten ihrem täglichen Bedürfniß entsprechend erkannten. Die Dienstboten kennen jedoch gewöhnlich die englischen Benennungen der im Haushalte und am Tische nothwendigen Gegenstände, woher sich der Fremde während seines Aufenthaltes in einem Hôtel der Stadt schwerlich in wirklicher Verlegenheit befinden würde. Ein Paar dergleichen, von ziemlich guter Beschaffenheit, sind hier schon anzutreffen, und für einen Piaster täglich kann man sich einen kleinen bedeckten Wagen miethen, über den man dann die Disposition von Sonnenaufgang bis um 11 Uhr des Abends hat, jedoch ist die Bezahlung für jede viel kürzere Zeit eine gleich hohe. Der Kutscher empfängt mit auffallender Dankbarkeit auch die geringste Kleinigkeit als Trinkgeld und ist immer höflich und aufmerksam. Die Pferde sind aus Java oder Celebes eingeführt, von kleiner Gestalt, aber wohlgebildet, schnell und lebendig. Die Wagen haben oft keinen Kutscherbock und der Fahrknecht springt dann die ganze Zeit neben den Pferden her oder nimmt einen halsbrechenden Platz auf dem Fuhrwerke ein, von wo er mit Anrufen und Zureden die Pferde ermuntert. Wenn man im Finstern außerhalb der Stadt fährt, nimmt man in der Regel eine Fackel mit, theils um den Weg zu beleuchten, theils um die Raubthiere zu verscheuchen, die sich möglicherweise in der Nähe befinden könnten.

Am Bord der Eugenie war die ganze Zeit hindurch ein Marktplatz für die verschiedenen Waaren. Außer Früchten und Eßwaaren boten die Malaien ganze Bootsladungen von Muscheln und Korallen, Papagaien und anderen Vögeln, Affen und Bootsmodellen aus; die Chinesen ihre gewöhnlichen Schränke, Elfenbeinarbeiten und Perlmuttergeständе, oder

Kleider und Schuhzeug, und die Hindus versuchten ihr Glück mit Ambra und Benzoe, Perlen und edlen Steinen, Macassaröl und anderen orientalischen Parfüms und verschiedenen Kram von europäischer Kunst. Diese letzteren Herren scheinen ein wunderbares elastisches Gewissen zu haben. Der größere Theil ihrer Waaren war verfälscht und ihre Rührigkeit und Gabe des Beschwatzens übertraf Alles, was man sogar von gewissen Handelsetablissements europäischer Juden erzählen hört. Es war ganz besonders ein langer Kerl, mit einem gemeinen, aber schlauen Gesichte, der bis an die äußersten Grenzen der Unverschämtheit ging; er betheuerte ebenso leicht bei seinem Kopfe, als bei dem Barte des Propheten, — er war Muhamedaner, — daß seine bunten Glasstückchen Rubinen und Smaragden seien, aber er fand dennoch keinen Einzigen, der seinen Versicherungen Glauben schenken wollte. Von seinen übrigen Waaren wurde ein Theil erstanden, aber zu weniger als dem zehnten Theile von dem zuerst dafür begehrten Preise, und an der Miene des Schelms, als er die Gelder in seinen Beutel strich, sah man deutlich, daß er dennoch guten Gewinnst dabei gemacht hatte. Eines Tages geriethen wir in große Ueberraschung, als uns ein Hindu plötzlich in ganz gutem Dänisch anredete. Es war derselbe von Tranquebar hierhergekommen, wo er als Knabe die Sprache erlernt, und bis jetzt wenig oder gar Nichts davon vergessen hatte, obschon er seit vielen Jahren nur höchst selten Gelegenheit fand es zu reden. Er war Dubasche auf dem Schiffe Präciosa gewesen und erinnerte sich sehr gut der befehlenden Offiziere desselben. Wir hatten auch Besuch von einem Taschenspieler, der uns für eine ganz mäßige Bezahlung eine Darstellung seiner Künste gab, und sie dabei mit viel Geschicklichkeit und zur großen Belustigung der zuschauenden Besatzung aufführte. Eine seiner Kraftäußerungen bestand darin, eine Degenklinge durch den Hals bis zur Tiefe von nahezu einer Elle abwärts in seinen Körper dringen zu lassen, und wir können versichern, daß der Stahl wirklich den ganzen Weg von seinem Mund herunter zurückgelegt hatte. Schließlich müssen wir auch noch eines vornehmen Besuches gedenken, durch den die Fregatte geehrt wurde. Dem malaiischen Sultan von Lingin*) behagte es nämlich dieselbe in Augenschein zu nehmen. Es ist ein Mann in den mittleren Jahren seines Alters, von vollkommen malaiischem Aeußeren und sehr lebhaftem Wesen, und er hatte die Güte die Offiziere der Fregatte zu einem kostümirten Balle einzuladen, den zu besuchen uns jedoch unsere nahe Abreise verhinderte. Der Sultan zieht aus seinem Lande das nicht unbedeutende

*) Die Insel Lingin liegt dreizehn schwedische Meilen südwärts von Sinkapoor, und wird fast mittendurch vom Aequator geschnitten. Unter die Botmäßigkeit dieses Sultans gehören auch noch einige der umliegenden Inseln.

Einkommen von funfzigtausend Piaster jährlich, die er in aller Gemächlichkeit in Sinkapoor verzehrt, woselbst es ihm vermuthlich besser gefällt, als in seinem eigenen Reiche unter seinen treuen Unterthanen, für die er eine ziemlich unbekannte Größe sein dürfte.

Ganz nahe dem Aequator gelegen und man kann sagen auf der Grenze zwischen den verschiedenen Mussonsystemen, die in der chinesischen See und in der bengalischen Bucht, sowie in der javanischen See herrschen, hat Sinkapoor ein Klima, welches das ganze Jahr hindurch fast ohne alle periodischen Veränderungen, ohne Jahreszeiten ist. Wenn schon es heiß ist, so ist das Klima doch eigentlich nicht ungesund. Während unseres Aufenthaltes hierselbst war die Temperatur am Tage 27 bis 30 Grad, in der Nacht 23 bis 25 Grad; der Himmel war öfterer bewölkt, als klar, besonders an den Nachmittagen. Der Wind hielt sich meist zwischen Norden und Nordosten, zwischen Stille und mäßiger Briese wechselnd, ging aber zuweilen nach Nordwesten, und führte dann reißende Regenschauer mit sich, die sich am häufigsten zwischen zwei und fünf Uhr Nachmittags einstellten. Ein solches Klima wird aber dadurch zu einem unangenehmen, daß man nur mit der größten Unbequemlichkeit irgendwo hingehen kann, weil die Regenschauer einen beständigen Schmutz auf den Wegen und Stegen erhalten, wenn auch die Straßen der Stadt bald genug trocknen. Dahingegen ist es klar, daß es das stärkste Wachsthum befördern muß, und man darf nur die Stadt auf wenige Schritte verlassen, um hinreichende Proben davon zu sehen zu bekommen. Die Wege sind gut angelegt, aber meist ganz schmutzig, weil das Wasser von dem lockeren Erdboden nicht abrinnt. Auf beiden Seiten ist man von dicken Gebüschen, von Bäumen und Sträuchern, Bambuhecken, oder mit Rohr und Binsen bewachsenen Sümpfen umgeben, nur hier und dort blickt ein Landhaus durch eine künstlich erzeugte Lichtung heraus, um welches man Anpflanzungen von Muskatbäumen und Gewürznelken üppig gedeihen sieht. Diese Gewürze werden zwar hier erst seit mehreren Jahren gebaut, bilden aber schon einen bedeutenden Exportartikel. Der Anbau von Zuckerrohr hat sich auch bedeutend ausgebreitet, aber der des Kaffeebusches begegnet einer ihm entgegenstehenden Schwierigkeit, welche jedoch nicht im Mangel an Gedeihen des Gewächses, oder in der untergeordneten Güte des Ertrages liegt, sondern lediglich in dem Einerndten selbst. Die Abwesenheit von bestimmten Jahreszeiten macht es nämlich, daß die Beeren nicht alle mit einem Male zu einem gewissen Zeitpunkte reifen, sondern einige jetzt, die anderen später, und dadurch werden die Kosten für die Einsammlung und Abwartung der Erndte so hoch, daß der Kaffee in seinem Preise nicht mit den übrigen Kräutern concurriren kann. Das Gambierkraut, dessen Gebrauch wir schon einmal besprochen haben, nimmt hier große Felder ein,

und sein Anbau wird als recht lohnend betrachtet. Die Wälder liefern mehrere Arten nützliches und schönes Bauholz, sowohl zu Zimmermanns= als Tischlerarbeit.

In den Wäldern und auf den Feldern findet sich ein üppiger Zugang an Vögeln des mannigfaltigsten Schlages, aber das Jagdvergnügen hat das Unbehagen, daß man niemals ganz sicher sein kann, daß man nicht dabei auf einen Tiger der ächten gestreiften Art stößt, einer im Allgemeinen etwas unbequemen Begegnung und noch mehr, wenn man seine Flinte nur mit Vogelschrot geladen hat. Diese Unthiere sind zuweilen selbst der Stadt äußerst nahe gekommen, und es ist fast unmöglich sie ganz auszurotten, weil immer wieder andere aus dem Malakka=Lande seewärts über den schmalen Sund zwischen dieser Halbinsel und der Sinkapoor=Insel ankommen. Selten soll ein Monat verfließen, ohne daß ein oder der andere Arbeiter auf den Plantagen sein Leben zur Befriedigung der Eßlust eines Tigers dahingeben muß, da derselbe hier weder Rehe noch Rindvieh findet, um sich damit zufriedenstellen zu können. Bis alles Buschwerk ausgerodet oder mindestens hinreichend gelichtet ist, und die Raubthiere in dieser Weise ihrer sicheren Schlupfwinkel beraubt sind, dürfte dies Verhältniß ein dauerndes sein und man findet sogar seine Rechnung dabei. Der Malaie läßt den Tiger ganz in Frieden, bis etwa irgend einer seiner Verwandten von einem solchen Thiere zerrissen ist, in welchem Falle er es für seine Schuldigkeit hält, den Tod desselben an ihm zu rächen, ungeachtet er natürlicherweise nicht sicher sein kann das verbrecherische Individuum anzutreffen. Die Regierung setzte einmal hohe Schußprämien zu dem Zwecke aus die Tiger auszurotten, und durch den Eifer, mit welchem die Chinesen sich damals aus Gewinnlust auf den Tigerfang mittelst Gruben warfen, wurde auch wirklich bald die Zahl der Raubthiere vermindert, wenn schon, wie erwähnt wurde, unaufhörlich andere von dem festen Lande anlangten. Die Regierung merkte es jedoch bald, daß die Gegenwart der Tiger auch ihre Vortheile habe, und fand sich veranlaßt, die Schußgelder herabzusetzen, wodurch ihre Anzahl auch wieder zugenommen hat. Wo die Wälder und Gebüsche so ziemlich sicher wurden, daß man sich ohne bedeutende Gefahr in denselben aufhalten konnte, bildeten sich nämlich daselbst ganze Colonieen von dem gemeinsten Gesindel, wirkliche Räuberbanden, welche dort fast einen unentdeckbaren Schutzort fanden, und der Regierung ernste Befürchtungen einflößten. Die wieder zunehmende Anzahl der Tiger soll hauptsächlich dazu beigetragen haben, diese Nester zu sprengen, und kein Verbrecher wagt es noch eine Zuflucht in dem Dickicht zu suchen, dessen Polizeibewachung, wenn man so sagen darf, jetzt von dem Unthiere bestritten wird. Der Fang eines Tigers bleibt jedoch immer noch eine recht schöne Sache, auch wenn man gar kein

Schußgeld dafür bekäme. Dies Fell wird ziemlich hoch bezahlt, die Chinesen essen das Fleisch mit besonderer Gier, so daß es sogar von hier aus eingesalzen in das himmlische Reich selbst geschickt wird, wohin auch die Knochen, die pulverisirt werden, und neben dem Gehirne in der chinesischen Pharmacie eine bedeutende Rolle spielen, gehen. Ein Tigerknochenpulver wird bei allen Gelegenheiten eingenommen, zu denen Muth und Entschlossenheit erforderlich sind, wohingegen eins von Rehknochen dann gegeben wird, wenn man es nöthig hat, schnell und flüchtig im Laufe zu sein. Während des Krieges gegen die Engländer müssen die möglicherweise eingenommenen Tigerknochen von schlechter Beschaffenheit gewesen sein, vielleicht durch irgend eine Niedrigkeit von der Seite des Feindes, der sie durch Intriguen verfälschen ließ, oder sie gar gegen die andere Sorte austauschte. In d'Urvilles letzter Reise (VII. 95.) wird angegeben, daß ein Chinese, durch den Detailverkauf aller brauchbaren einzelnen Theile eines Tigers, denselben mit 350 Piaster bezahlt bekommen habe.

Es ist bei alle dem Erwähnten nicht die Eigenschaft als Productionsort, welche Sinkapoor seine eigentliche Bedeutung verleiht, sondern die eines Niederlags- und Marktplatzes, als eine Zwischenstation für den Handel zwischen Europa, China und den vielen unabhängigen Inseln im indischen Archipelagus. Die Junken können kaum ihre Reisen weiter als bis hierher ausdehnen. Sie können wohl nach Batavia oder anderen javanischen Häfen gehen, aber der Handel ist dort mit zu vielen Formalitäten und Abgaben belastet, um mit dem freien in Sinkapoor wetteifern zu können. Als Zwischenstation für die Dampfbootslinien zwischen Suez und China und zwischen Bengalen und China hat diese Stadt immer die frischesten Nachrichten über den Standpunkt des Marktes auf allen wichtigeren Handelsplätzen darzubieten. Die vielen kleinen Häfen auf den verschiedenen Inseln können nicht von anderen, als nur kleinen Fahrzeugen besucht werden, die theilweise für die Seefahrt zwischen Indien und Europa nicht ausreichend stark sind, theilweise aber Chinesen und dergleichen Besitzern angehören, die sich nicht mit so weiten Seereisen befassen. Mit diesen Fahrzeugen machen die sogenannten Bugishändler ihre Rundtouren um die Küsten von Borneo, Celebes und andere Küsten, kaufen dort die Waaren auf und führen sie nach Sinkapoor, wo sie von größeren Handelshäusern übernommen und zur weiteren Versendung in passendere Ballen oder Fässer verpackt werden. Diese Waaren sind zu einem großen Theile sehr kostbare, wie Trepang, Schwalbennester, Perlmutter und Perlen, Gewürze, Caffee und dergleichen mehr, und werden theilweise mit Piastern baar bezahlt, theilweise aber gegen europäische oder chinesische Manufacturwaaren, Waffen und Munition oder Opium vertauscht. Von einem Theile weniger kostbarer Waaren, wie Reis, Areca-Nüsse, Rotang

und dergleichen mehr, werden oft in Sinkapoor höchst bedeutende Niederlagen vorgefunden, die bereit sind nach China abgesendet zu werden, sobald von dort eingegangene Nachrichten Veranlassung geben auf einigermaaßen guten Gewinnst rechnen zu können. Fahrzeuge finden daher hier oft gute Fracht; auch verschiedene schwedische Schiffe sind dabei benutzt worden und sind ebenso gut angesehen, wie die irgend einer anderen Nation. Der gegenwärtige schwedische und norwegische Consul, Herr Reid, ist Mitglied des englischen Hauses Johnston u. Comp., eines der am besten angesehenen Firmen hiesigen Ortes. Die Fahrzeuge können stets darauf rechnen in Sinkapoor alle etwaigen Bedürfnisse an Proviant und Ausrüstungsgegenständen zu bekommen, und Reparaturen können auch leicht bewerkstelligt werden. Dagegen ist der Zufluß an Erfrischungen nicht gut. Hühner und Früchte werden zwar im Ueberflusse gefunden und zu mäßigen Preisen verkauft, aber Ochsenfleisch ist ganz schlecht, und Schaaffleisch kostet einen Reichsthaler Banco das Pfund. Wasser wird von den Wasserschuten erhalten und ist von guter Beschaffenheit, mindestens fanden wir, daß es nicht den geringsten nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Besatzung hatte, die fortfuhr gut zu sein, wenn man einige wenige Patienten ausnimmt, die an der rothen Ruhr litten, von welcher sie während oder unmittelbar nach unserem Aufenthalte in China befallen waren. Für Rechnung unseres Fahrzeuges wurde hier Brod, Grütze, Gemüse und einige kleinere Proviantartikel eingekauft. Man sagte uns, daß in Batavia auf Fleisch und Speck sowohl zu billigeren Preisen, als auch in besserer Beschaffenheit zu rechnen sei, weßhalb die Anschaffung dieser Artikel bis zu unserer Ankunft daselbst aufgeschoben wurde.

Sinkapoor ist der Mittelpunkt für die in Siam und Cochinchina und auf den hier herumliegenden Inseln arbeitenden Missionen, und ein katholischer Bischof dieses zu erwartenden Bisthumes, ein Franzose seiner Nationalität nach, ist hier seit mehreren Jahren ansässig. Früher befand sich auch ein Portugiese hier, welcher Ansprüche auf dieselbe Würde machte, und diese beiden Prälaten, von denen es jedoch hieß, daß Beide im Uebrigen vollkommen achtbare Leute wären, geriethen in einen so heftigen Zwist, daß sie sich aus dem Grunde ihres Herzens verketzerten und mit dem Bannstrahle*) belegten, natürlicher Weise stets unter gegen alle Protestanten gerichtete Anklagen über Unverträglichkeit. Der Erfolg der Missionen ist nicht sehr bedeutend gewesen; die Malaien sind, wie alle Muselmänner, sehr wenig dazu geneigt ihren Glauben zu verlassen, und die materialistischen, mit den Chinesen befreundeten und verwandten Völker auf der östlichen indischen Halbinsel dürften wenig oder keine Sym-

*) d'Urville, Voyage au Pole Sud. etc. VII, 90.

pathie für die Lehren des Christenthumes haben. Die innerhalb der Stadt sich bewegende Volksmasse hat keine Zeit an geistliche Dinge zu denken, sie ist hierher gekommen, um sich Geld zu verdienen, aber nicht um sich in die Geheimnisse einer fremden Religion einweihen zu lassen.

Für die Fahrt durch den Rhio- und Banca-Sund hatten wir uns einen Lootsen angeschafft; am 30. Januar des Nachmittags verließen wir die Rhede von Sinkapoor. da wir aber vor Einbruch der Dunkelheit die Einfahrt des Rhio-Sundes nicht erreichten, mußten wir um 7 Uhr Nachmittags die Anker auswerfen. Am folgenden Morgen lichteten wir in der ersten Dämmerung wieder und zwar mit einer kleinen Briese aus Nordwest, und zwischen Battam und der mitten im Wege liegenden Pan-Untiefe, liefen wir um 8 Uhr Vormittags in den Sund ein. Das Wetter war bewölkt, mit Regenschauer vermischt, die jedoch wenig oder gar keinen Wind mit sich führten. Die Strande des Sundes werden nach Osten zu von Bintang und nach Westen zu von Battam gebildet, mitten in dem Wasserlaufe liegen einige kleine Inselchen. Die beiden erwähnten Inseln sind niedrig und mit dichten Wäldern bestanden, die sich bis in das Meer hinab erstrecken, so daß man nur mit Schwierigkeit Landungsplätze auf den Küsten finden kann. Die holländischen Colonieen in dieser Gegend, Rhio oder Riouw (auf Bintang) und Durion oder Dryon (auf Battam) haben kein Glück gehabt und vermochten den Handel nicht auf sich zu ziehen, und vegetiren nur noch im stillen schwächlichen Leben, haben aber ihre Besitzer veranlaßt hydrographische Vermessungen und Untersuchungen in dem Sunde zu unternehmen, und danach entworfene gute Karten im großen Maaßstabe sind schon jetzt dem seefahrenden Publikum zugänglich, nachdem der ehemals von den Holländern befolgte Grundsatz, keine Karten über die Fahrwasser ihrer ostindischen Besitzungen zu veröffentlichen, aufgegeben wurde. Mit Hülfe dieser Karten ist die Fahrt in dem Sunde ganz leicht, besonders da man fast überall, wo man es gerade will, vor Anker gehen kann. Zur Mittagszeit lagen wir eine Stunde in Windstille, bald aber sprang eine kleine Briese auf, und um 4 Uhr Nachmittags verließen wir den Sund. Zur Mittagsstunde wurde, seitdem wir unser Heimathland verlassen hatten, die Linie zum siebenten Male geschnitten. In der Tagesdämmerung zum 1. Januar waren Lingin und die kleine unbewohnte Gruppe Pälo Taya in Sicht. Wir passirten die Letztere in nur kurzer Entfernung; sie besteht aus zwei hohen und einer niedrigen Insel, alle mit üppigen Bäumen und Kräutern bedeckt. Der Tag war ausgezeichnet schön, der Wind mäßig aus Nordosten, und das Meer ohne Zeichen von Seegang oder Deining. Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang bekamen wir den auf dem nordwestlichen Vorgebirge Bancas liegenden Monopin-Hügel in Sicht. Der Himmel war jetzt mit dickem

Gewölke bedeckt, das im Westen stufenartig um die wildbewachsenen Höhen von Sumatra aufgeschichtet stand, über welcher Insel beständig Blitze flammten. Ein und der andere dumpfe Donnerschlag ließen sich auch vernehmen. Langsam mit einer leichten nördlichen Briese vorschreitend, passirten wir westwärts von der gefährlichen Prinz Fredrik Henriks-Untiefe außerhalb der nördlichen Mündung des Banca-Sundes und ankerten um 11 Uhr westwärts von dem Monopin-Hügel mit einundzwanzig Faden Tiefe. Die Nacht war zwischen Blitzen außerordentlich dunkel, und strömende Regenschauer fielen von Zeit zu Zeit.

In der Morgendämmerung des 2. lichteten wir wieder die Anker mit einer frischen, aber ungleichen nördlichen Briese innerhalb des Sundes, der sich ungefähr in seiner Mitte in einen Winkel biegt, so daß der Sumatra-Strand einen ausgehenden Winkel bildet, der genau in den eingehenden des vom Bancasstrande geformten paßt. Die verschiedenen Vorgebirge des ersteren haben keine eigentlichen, besonderen Namen, sondern werden nach der Nummerordnung bezeichnet, wobei das Zählsystem von Süden ausgeht. Banca hat verschiedene, ziemlich leicht erkennbare Höhen, welche gute Wegzeichen für die Segelung bilden, aber das Sumatraland ist niedrig und eben, als wäre es nach dem Lineale geschnitten, denn die im Inneren der Insel liegenden Höhen sind gemeiniglich von dicken Wolken verhüllt, welche fast unaufhörlich die Atmosphäre in dieser Gegend erfüllen. Beide Ufer sind beinahe unzugänglich, in Folge der weit in das Meer hinausgehenden Mangrovagehölze, zwischen denen man nur mit Schwierigkeit die Mündungen der Flüsse wahrnehmen kann. Am Vormittage passirten wir vor der Mündung des Palembang-Flusses, an welchem die Holländer eine Factorei haben, die jedoch höchst unbedeutend ist. Diese Nation nennt sich Herr über Sumatra, von dessen ganzer Ausdehnung es jedoch nur einen höchst unbedeutenden Theil besitzt, und dessen Bevölkerung zum größten Theile unter dem Befehle vollkommen unabhängiger, einheimischer Fürsten steht. Die Insel gehört gewiß zu den furchtbarsten und reichsten der Erde, aber ihr Klima ist ein ganz abscheuliches, und sie liegt fast in völlig unangebautem Zustande. Keine Spur von Menschen gewahrten wir daselbst während unserer ganzen Fahrt durch den Sund. Auf Banca haben die Holländer eine große Factorei gerade in dem eingehenden Winkel angelegt, den das Ufer des Sundes dort bildet; wir konnten daselbst die holländische Flagge unterscheiden. Die Insel ist wenig oder gar nicht bebaut, aber ihre reichen Zinngruben liefern bedeutenden Ertrag. Ein Paar Stunden nach Mittag passirten wir Tredje Pynte (die dritte Spitze), den am weitesten hervorspringenden Theil des Strandes von Sumatra, die ungefähr auf halbem Wege zwischen den beiden Ausläufen liegt. Der Wind wurde nun unbeständig und warf sich

mit Regenschauern zwischen Nordost und Nordwest herum. Wir begegneten im Laufe des Tages einem englischen und einem französischen Schiffe, beide nordwärts gehend; um 5 Uhr Nachmittags wurde die zweite Pynte und um 7 Uhr die erste von uns passirt. Jetzt wurde südwärts längs dem Sumatra-Lande gesteuert, und das Loth gab eine lange Zeit hindurch zehn bis vierzehn Faden und darüber an, plötzlich wurde es aber seichter bis auf sieben, sechs, fünf und drei und einen halben Faden. Die Segel liefen Gefahr und Backbords wurde ein Anker ausgeworfen, worauf sich die Fregatte mit etwas weniger, als vier Faden Tiefe feststellte. Der Lootse schien nicht recht sicher zu wissen, auf welchem Punkte wir uns befanden. Es wurden Boote ausgesendet um Lothmessungen vorzunehmen, und nur eine Kabellänge weiter zum Lande hin wurde die Tiefe weniger als drei Faden gefunden, weßhalb wir den Anker wieder lichteten, und die Fregatte hielt nun unter Klüver und Vormarssegel südostwärts vom Lande ab, und ankerte um 9 Uhr mit sieben Faden Tiefe in einem Grunde von losem Schlamme.

Die Nacht war ziemlich klar und schön mit Landbriese von Sumatra, worüber dicke Wolkenmassen sich treppenartig aufthürmten und unaufhörlich Blitze flammten. Wir lichteten in der Morgendämmerung zum 3. die Anker wieder. Die Luft war jetzt sehr durchsichtig; im Nordosten wurden die auf der östlichen Küste Banca liegenden Brecat-Berge ganz deutlich sichtbar, unerachtet die Entfernung bis zu ihnen zwanzig, das heißt sieben schwedische Meilen betrug. St. Pauls- oder der Pojangberg muß ein guter Leiter bei der Ansegelung des Sundes von Süden aus sein; er zeigt sich von hier aus als ein abgesonderter Haufen und wurde in der Entfernung von siebenundzwanzig, beinahe fünf schwedische Meilen sichtbar. Der ebenfalls isolirt stehende Toboi-Hügel auf der Südwestspitze Bancas ist auch ein gutes Merkzeichen. Wir hielten nun südwärts, um zwischen Sumatra und der von Untiefen umgebenen Insel Lusepara durchzugehen. Die Tiefe wurde bald von sieben bis auf vier Faden vermindert; mit der Insel in Südwesten machten wir einige Schläge zu drei und dreiviertel, aber wir hielten dann etwa näher auf Sumatra zu und bekamen nun gleich über vier. Wie auch in dem La-Plata-Strome hat man Schlammboden in der Rinne, aber mit Sand gemischt, sobald man sich der mitten in der Mündung des Sundes liegenden, mit Lusepara zusammenhängenden Bank nähert. Das beste Fahrwasser liegt hier zunächst Sumatra, und man muß die erste Pynte nicht westlicher, als Norden zum Westen peilen. Als wir uns Lusepara näherten, ging der Lootse ab, um in seinem uns nachfolgenden Segelboote nach Sinkapoor zurückzukehren, und ungefähr in der Mitte zwischen der Insel und dem Strande durchgehend, nahmen wir unseren Cours auf Batavia. Am Nachmittage wur-

den wir im Südwesten die Maste eines gesunkenen kleineren Fahrzeuges gewahr. Das Wetter war bewölkt, mit kleinen Regenschauern vermischt, der Wind schwach aus der Nordwestecke her; die Temperatur des Meeres hatte sich schon seit der Abfahrt von Sinkapoor auf 27 bis 29 Grad gehalten, die der Luft zeigte zwischen 24 und 30 Graden, welche Temperatur jedoch durch die Feuchtigkeit der Atmosphäre sehr drückend wurde. Am Vormittage des 4. bekamen wir die nördliche von den kleinen Inselchen, die vor der Küste Javas liegen, in Sicht, und gleich darauf, am Nachmittage, zeigten sich die hohen Berge im Inneren der Insel, und um $3\frac{3}{4}$ Uhr ankerte die Eugenie auf der Rhede von Batavia in sechs Faden Tiefe und Schlammboden. Auf der Rhede lagen verschiedene holländische kleinere Orlogsfahrzeuge, und die Flagge des Befehlshabers über das Geschwader des Contre-Admirals van der Plaat wehte von einer kleinen Fregatte.

Weit hinein in die Insel sieht man hohe Berge aufsteigen, aber das Küstenland ist ganz niedrig und so ohne hervorstechende Gegenstände, daß man kaum eine Spur von etwas findet, was zur Ankerpeilung dienen könnte, da Wolken und Regenschauer beständig die fernen Gebirge verhüllen, ein Verhältniß, welches während des Nordwestmussons ein ganz Gewöhnliches ist. Seit langen Zeiten ist Batavia seines ungesunden Klimas halber bekannt, und das im Voraus gefaßte Vorurtheil wird nicht durch die Beschaffenheit der Gegenstände vermindert, die bei der Annäherung zuerst den Augen der Kommenden begegnen. Der kleine Fluß, welcher durch die Stadt fließt, ist mittelst ihn umgebender Mauern eine Strecke weit in's Meer hinausgeleitet; die Mauern haben ein unangenehmes, hier und da zerlöchertes, verfallenes Aeußere, und sind so niedrig, daß die Brandung von beiden Seiten über sie hinweg in die Rinne einrollt, und darin eine unbehagliche Bewegung verursacht. Auf dem einen Ende der Mauer steht ein kleines Signalhaus, dessen Einwohner von wahrhafter Amphibien-Natur sein müssen, weil die See beim geringsten Wehen über den größten Theil desselben hinwegspült. Auf der Bank, außerhalb der Mündung der Rinne, geht zuweilen ein starker Seegang, der auch die besten Boote in Gefahr bringt. Eine blaue Flagge, auf dem Wachtschiffe oder dem Observatorium aufgehisst, giebt zu erkennen, daß es gefährlich ist zu landen, aber die Boote der Eugenie gingen mehrere Male sowohl aus als ein, wenn auch die Flagge wehte, und das sogar ohne eine einzige See zu schöpfen. In die Rinne hineingekommen, hat man ein Paar tausend Ellen zwischen den von Seegras mit dickem Schleime überzogenen Mauern zu fahren, außerhalb welcher sich kothige Sümpfe ausbreiten, in denen Mangrovebüsche und Schmutzpfühle auf eine unangenehme Weise abwechseln. Ein und der andere Malaie war damit beschäftigt in den

Untiefen, der von dem Meere aus einschneidenden Buchten zu fischen, oder auf den trockneren Stellen Krabben zu fangen. In der Rinne kommt man bei einer Menge Lastboote vorüber und wohl auch bei einem oder dem anderen kleinen malaiischen Schiffe aus Sumatra, dessen Bauart in Europa gewiß dazu gelangen würde für eine seltene Antiquität aus dem Anfange des Mittelalters angesehen zu werden. Das Wasser des Flusses ist über alle Beschreibung schmutzig, und ein erstickender Qualm dampft sowohl aus demselben, als aus dem Schlamme der es umgebenden Sümpfe. Nachdem man das Land glücklich erreicht hat, muß man, um hinauf nach der Stadt zu fahren, die Ankunft eines Gefährtes erwarten, denn die Straßen sind, mindestens in der Jahreszeit unseres Besuches (Februar), in einer Verfassung, welche jede Fußwanderung für denjenigen, der nicht mit hochschäftigen, wasserdichten Schmierlederstiefeln versehen ist, oder auch barfuß geht, schlechterdings verbietet. Glücklicher Weise befindet sich an der Landungsstelle ein Schuppen, unter welchem man mindestens gegen Sonne und Regen Schutz findet, und ein kleines, ganz gutes Wirthshaus, von wo aus auch Bestellungen auf Fuhrwerk abgesendet werden. Nach dem Warten von einiger Zeit kommt dann ein solches an, bespannt mit zwei munteren, lebhaften Pferden und geführt von einem malaiischen Kutscher mit schüsselförmigem Hute von derselben Art, wie die auf Luzon gebräuchlichen. Der Mann redet gewöhnlich einige Worte holländisch, welche ihm die colossalen Betelstücke, die er im Munde führt, jedoch kaum deutlich auszusprechen erlauben. Die Fahrt geht nun erst einen schmutzigen Weg ein Stück aufwärts, und darauf durch den niederen Theil der Stadt, der im alten holländischen Style erbaut ist, über einen großen offenen Platz hinweg und weiter hinein in die neue Stadt, die von Kanälen durchschnitten wird, welche laubreiche Bäume beschatten, und in denen ein Wasser von dem allersumpfigsten Aussehen fließt. Die Straßen sind nicht gepflastert und waren gegenwärtig bis zum äußersten denkbaren Grade schmutzig. Aber auf den Seiten derselben leuchten durch Gruppen der üppigsten Bäume und Gebüsche, zwischen ungeheueren, riesenhaft aufgewachsenen Bouquetts der schönsten Blumen, die Wohnsitze der reichen Holländer hervor, zwar wenig einnehmend und prächtig für das Auge, aber dafür desto besser dem Klima anpassend erbaut. Das Mutterland ist ja schon seit uralten Zeiten das Land der raffinirtesten Blumenzucht, und die ausgewanderten Söhne desselben hatten hier ein dankbares Feld gefunden, um ihre Experimente darin anzustellen. Vielleicht dürfte kein Ort auf der ganzen Erde in dieser Beziehung mit Batavia verglichen werden können. Auch in der sorgfältigen Unterhaltung und gewissenhaften Säuberung der Häuser verräth sich die sprüchwörtlich gewordene Reinlichkeit der Holländer und der systematische Ordnungssinn. Der Anblick von

diesen hübschen Wohnsitzen verwischt zu einem Theile den unbehaglichen Eindruck, welchen die Ankunft und die unsauberen Wege verursacht haben.

Ehemals war das Recht Hôtels zu halten oder Wirthshäuser zu etabliren ein Monopol der ostindischen Kompagnie, welche dasselbe zu hohen Preisen an einzelne Personen verpachtete. Jetzt aber giebt es verschiedene gute Hôtels, die jedoch die für den Fremden empfindliche Unbequemlichkeit haben, etwas gar zu theuer zu sein. Es ist wahr, daß man auf eine glänzende Art bedient wird, und daß die Malaienjungens im dichten Gedränge um einen herumspringen, um zu serviren und ihre Dienste zu leisten, auch sich im Eifer um den geringsten Befehl nachzukommen einander überlaufen. Dies Verhältniß fanden wir mindestens in dem größten, dem Hôtel de Provence, herrschend. Viele sind aber zufriedener mit weniger und bescheideneren Gerichten und verlangen weniger Aufwartung, dafür aber auch einen in Folge dessen etwas herabgesetzten Preis. So etwas existirt aber im Oriente nicht, dort muß einmal jeder Weiße gleich einem Nabob leben, was auch für die an diesen Orten ansäßigen Personen recht gut möglich ist, da dieselben in dem gleichen oder noch größeren Maaßstabe Geld verdienen, als sie es ausgeben. Erheiternd ist die Genauigkeit, mit der man sich über die Lebensverhältnisse der Ankommenden unterrichtet, die derselbe in einen ihm vorgelegten Folianten nach bestimmten Rubriken eintragen muß. Ein etwas scherzhaftes Mitglied der Besatzung der „Eugenie" hatte sich damit belustigt, sogar die Straße und Nummer des Hauses, in welchem er das Licht der Welt erblickt hatte, einzutragen und sein Alter bis auf die Stunde zu berechnen. Dem General-Gouverneur steht übrigens das Recht zu, aus der Kolonie die Personen zu entfernen, die es ihm gefällt, und der Aufenthalt der Fremden in derselben beruht immer auf von Zeit zu Zeit erneute Erlaubnißscheine, die lediglich von dem Gutdünken des Gouverneurs abhängen. Natürlicherweise wird diese unumschränkte Gewalt bei keinen anderen Veranlassungen angewendet, als wenn es die Nothwendigkeit erfordert und verschiedene englische und französische Handelshäuser sind sogar in Batavia etablirt, ohne anderen Unbequemlichkeiten, als den durch die Verfassung allem fremden Handel auferlegten Hindernissen ausgesetzt zu sein. Noch vor einem Paar Jahrzehnten soll ein französisches Haus ein nicht unbedeutendes Geschäft im Wege des Schmuggelhandels betrieben haben, und zwar auf die Weise, daß eine Menge Kisten mit Mode-Waaren auf dem Zollamte als Wein enthaltend angegeben wurden, wofür im Vergleich mit den ersterwähnten Artikeln nur ein sehr niedriger Zoll zu erlegen ist. Schließlich fanden sich doch die Beamten veranlaßt eine und die andere Kiste zu eröffnen, und der Besitzer derselben mußte sich diesesmal zur Erlegung von ungefähr 40,000 Florins (etwa eben so viel Reichsthaler Banko)



Farbendruck b. Gebr. Delius in Berlin.

MALAISCHE FRAU

Strafe bequemen, wodurch der ihm früher daraus erwachsene Gewinn zum größten Theile wieder darauf ging.

Es beruht natürlich lediglich auf die Verschiedenheit des Geschmacks und auf Gutdünken, ob man den Aufenthalt in Batavia angenehm findet oder nicht. Für unsere eigene Person gehören wir zur Zahl derer, denen es das Letztere dünkt. Das eben so angenehme, wie für den Fremden lehrreiche und nützliche Vergnügen, auf eigenen Beinen unabhängig in allen Theilen der Stadt umherzustreifen, und mit Uebergehung von dem, was er nicht versteht, oder wofür er sich nicht interessirt, etwas mehr Aufmerksamkeit auf das Uebrige zu legen, bietet sich hier kaum dar. Die Beschaffenheit der Straßen ist ein Hinderniß, ein anderes ist aber die gräßliche Hitze, die Jedermann zwingt, den Tag in einer schläfrigen Betäubung im inneren Hause zu verbringen, und schließlich der Gebrauch, über welchen man sich zwar hinwegsetzen kann, der aber doch in diesem Falle möglicher Weise ein Unbehagen verursacht. Ein Weißer, der sich zu Fuße zeigt, wird nämlich wie ein Wunderthier angestaunt, und man fordert sogar, daß ein Offizier auf der Promenade nur in großer Parade, mit einem dreieckigen Hute und zugeknöpftem Rocke erscheine; dies Alles bei dreißig Grad Wärme. Die Damen zeigen sich daselbst in Ball-Toilette, und es wird behauptet, daß der Wetteifer hierin Dasjenige sein soll, was ihre Gedanken am meisten beschäftigt. Wir entschuldigen gern ein solches Verhältniß und würden es sogar mit Wohlwollen als sehr ehrend für die Damen Batavias ansehen, welche dadurch beweisen, daß ihre Denkkraft nicht unter der glühenden Sonne Javas ganz verdunstet. Ueberdies haben sie den Vortheil, daß ihr Parade-Anzug, der Hals und Arme nackt läßt, für dieses Klima weit passender ist, als die zugeknöpften Fracks und eng anschließenden Halstücher der Herren. Eine Spazierfahrt im Wagen nach Sonnenuntergang ist hier unleugbar sehr angenehm; die stark erleuchteten Häuser schimmern so einnehmend unter den reichen Laubmassen von hunderten von verschiedenen Gewächsen hervor, zwischen denen die Feuerkäfer glänzen, und im Halbdunkel oder der ungewissen Fackelbeleuchtung ist natürlicherweise die Einbildungskraft nur zu geneigt, die vielen fahrenden Damen mit aller Anmuth zu schmücken, selbst wenn sie sich möglicherweise beim Tageslichte nicht völlig so lieblich ausnehmen sollten. Wir sagen möglicherweise, denn wir können uns dessen nicht rühmen, daß wir bei natürlicher Beleuchtung nur eine einzige vom schönen Geschlechte Batavias gesehen hätten, mit Ausnahme von Malaiinnen, die vielleicht doch irgend Jemand sollte dazu rechnen wollen, eine Sache, die uns selbst nicht einfällt, so daß sie sich begnügen müssen, von uns zu dem Unschönen gezählt zu werden. Ausgenommen am Abende, ist es nur ganz früh am Morgen, daß man hier sagen kann, man lebe, doch hörten wir die Be-

hauptung, daß man sich schon um sechs Uhr des Morgens in großer Uniform zeigen müßte, wenn man sich nicht dem aussetzen will, des Mangels an Lebensart angeklagt zu werden. Wir können zwar die Angabe, die wir in Beziehung auf die Etikette und die thörichte Rangsucht, die in Batavia herrscht, aussprechen hörten, weder bestärken, noch ihr widersprechen, sind aber doch geneigt, sie für etwas übertrieben anzusehn. Ein französischer Offizier schreibt darüber: *)

„Le lendemain, des cinq heures du matin, nous étions debout. Cette fois nous laissâmes tout décorum de côté, et nous nous mimes en route en redingotes et chapeaux de paille. Nous croyons notre costume très convenable, il était à peine six heures du matin; hèlas! sans nous en douter, nous commettions une grave inconvenance, et nous en verrons plus tard les fâcheuses conséquences. Dans ce pays de luxe et de vanité, il faut, sous peine de passer pour un vilain, paraitre en public sanglé, sabré, botté, comme pour une revue de l'amiral.“

Außerdem dürfte die sonderbare Stellung zu den Eingeborenen, welche die Holländer inne haben, bis zu einem gewissen Grade einen Nimbus von Vornehmheit zur Nothwendigkeit erheben, und vielleicht trägt die zur Schau getragene Ehrfurcht für das Vornehme nicht unbedeutend zur Aufrechterhaltung der Gewalt Hollands hierselbst zu bei Der Gouverneur erhält von den einheimischen Fürsten den Titel „Großvater“ und nennt sie seinerseits „mein Kindeskind“ und es ist gewiß eine Sache von Wichtigkeit, alle diese kleinen Fürsten in dem Glauben an die Unmöglichkeit zu erhalten, sich seinem Willen zu widersetzen. Wir werden bald dazu kommen, einige Worte über die Art zu erwähnen, in welcher die Regierung von Java eingerichtet ist. Indessen müssen wir doch bekennen, daß wir wenig oder gar keine Sympathien für die ganze Insel fühlen, woselbst ein fortwährender Aufenthalt höchst traurig sein muß, und gewiß eine ebenso unvortheilhafte Einwirkung auf die körperliche Gesundheit, wie auf die Denkkraft der Seele und ihre Entwicklung ausübt.

Der General-Gouverneur, Herr Duymaer von Twist, hielt sich gegenwärtig in der Stadt auf, hatte aber die Artigkeit, den Chef der „Eugenie“ gleichzeitig mit einigen der Offiziere zu einer Ausflucht nach seinem, sechs schwedische Meilen von der Stadt entfernten, Lustschlosse Buytenzoorp einzuladen, auf welchem er den größten Theil des Jahres zuzubringen pflegt, das aber gegenwärtig gerade einer größeren Reparatur unterlag. Zwei Wagen, jeder für vier Personen, wurden zur Verfügung

*) Man vergleiche auch die Reise Sten Bille's und Anderer hiermit.

Der Uebersetzer.

des Kommandeur-Kapitain Virgins gestellt, und einer von den Adjutanten des Gouverneurs hatte den Auftrag erhalten ihn zu begleiten. Am Tage vor der Abreise waren die am Lande anwesenden Offiziere von dem Gouverneur zu einem sehr glänzenden Mittagsmahle eingeladen, von welchem man sich in das Schauspiel begab, woselbst die Oper „Maria de Rohan“ von einer ziemlich mittelmäßigen Truppe aufgeführt wurde. Man hatte das Gefühl, daß es sich nicht gut verbergen ließe, wie diese ganze Spielerei nur als ein nothwendiger Anhang zu der ganzen Herrlichkeit, mittelst welcher die Regierung den Eingeborenen imponirt, zu betrachten sei. Das Haus war nur unbedeutend besetzt und die blassen und angegriffenen Gesichter der europäischen Damen machten einen ängstlichen Eindruck. Wir bemerkten auch eine oder die andere Dame von gemischter Raçe, und nach den Plätzen, die sie inne hatten, muß diese Klasse nicht ganz von dem gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen sein. In Beziehung auf das Aeußere, war die Mischung übrigens gänzlich mißglückt, und wir möchten beinahe behaupten, daß sie noch häßlicher waren, als das gewöhnliche unvermischte malaiische Weib, welches sich gewiß vor keiner bestimmten Färbung vortheilhaft auszeichnet. Die Beamten und Dienstleute genießen für ihre Plätze eine bedeutende Preisherabsetzung gegen die von anderen Personen erlegten Preise.

Früh am folgenden Morgen begaben wir uns auf dem Wege nach Buytenzoorp. Jeder der Wagen war mit sechs kleinen Pferden bespannt, und sobald wir zur Stadt hinausgekommen waren, ging es im fliegenden Galopp davon. Der malaiische Kutscher, mit einer ungeheuren Peitsche versehen, klatschte und knallte so, daß man eine ganze Tirailleurlinie im vollsten Feuer zu hören glaubte, und ein Paar halbnackte Postjungen standen hinten auf dem Wagen oder sprangen neben den Pferden her, ihrerseits versuchend, mit den eignen Peitschen das durchdringendste und wiederhallendste Geklatsch hervorzulocken, um ihrem hohen Vorbilde auf dem Kutschbocke zu gleichen. Die wehende Morgenluft lag noch über dem Lande ausgebreitet, und auch noch, nachdem die Sonne ein gutes Stück am Himmel heraufgekommen war, wurde die Hitze von dem durch die schnelle Fahrt entstandenen Zug etwas gemildert. Bald hatten wir die erste Poststation erreicht, woselbst zwölf andere Pferde bereits ordnungsmäßig gesattelt und gezäumt unter einem am Wege errichteten Schuppen dastanden. In einem Augenblicke war das Umspannen geschehen und es ging wieder im Galopp davon. Mit ferneren vier, eben so schnell geschehenem Pferdewechseln, kamen wir ungefähr um zehn Uhr Vormittags in dem stattlichen Buytenzoorp an und wurden in einem dicht neben demselben liegenden Wirthshause, „Belle-vue“ genannt, einquartiert. Sechsunddreißig Pferde waren von jedem Wagen zu dieser kleinen Fahrt benutzt

worden, aber dennoch war die Anspannung nicht stärker, als daß die wenigen und kleinen Hügel, welche unterwegs vorkamen, ihre Kräfte bis auf's Aeußerste in Anspruch zu nehmen schienen. Der Weg ist sehr gut, war aber durch den gestrigen starken Regen in der Nähe der Stadt äußerst schmutzig. Für Lastfuhren läuft ein anderer, schlechter Weg zur Seite des eigentlichen, und man sieht dort ganze Reihen von Karren, jeder von einem Büffel gezogen, im langsamen Marsch vorwärtsschreiten.

Das Land hatte längs dem ganzen Wege fast ununterbrochen dasselbe Aussehen, obschon man bei Buytenzoorp die größten Berge schon von näherer Entfernung aus sieht. Ihre Höhe wird auf zehntausend Fuß angegeben und der Burghof des Schlosses soll achthundert Fuß über der Meeresfläche liegen. Das Land besteht aus sanft abschüssigen Hügeln, die mit Ebenen abwechseln und schien uns, wenn schon fruchtbar, weniger schön zu sein, als wir es erwartet hatten, eine Folge davon, daß wenig oder gar keine großen Bäume oder Gruppen derselben in der Nähe des Weges zu sehen waren. Es kommt Einem so vor, als fehle das erwartete Aussehen der tropischen Ueppigkeit, und nur wenige Menschenwohnungen werden sichtbar. Die Felder werden hauptsächlich zum Reisbau verwendet und zu diesem Zwecke durch Leitungen von Bamburohr bewässert. In der Anlage solcher sollen die Javanesen eine förmliche instinktartige Fertigkeit besitzen, die sogar der der geschicktesten europäischen Ingenieure Schande machen dürfte. Der Reis ist von mehreren verschiedenen Arten, von welchen einige auf feuchten, niedrigen Stellen, andere wieder auf dem höher liegenden Lande gedeihen. Nach dem Reisbau gebührt dem des Indigo und Zucker die vornehmste Stelle.

Das Schloß Buytenzoorp nimmt zugleich mit dem dicht daneben liegenden, von Malaien und Chinesen bewohnten Dorfe, ein über das nächst herumliegende Land etwas erhöhtes Plateau ein, von welchem man nach mehreren Richtungen hin eine schöne Aussicht hat, worin es jedoch an Wasser fehlt. Der Fluß, der sich bei Batavia in's Meer ergießt, fließt zwar in reißendem Laufe nahe vorbei, aber er ist zu unbedeutend und das Bett desselben liegt zu tief eingeschnitten, zwischen den ihn umgebenden Hügeln, um einen Effekt zu machen, oder auch nur gesehen zu werden. Das jetzige Schloß datirt seine Entstehung erst aus dem Jahre 1826, wo das ältere, welches auf demselben Platze stand, bei einem von den auf Java so oft vorkommenden Erdbeben ganz zusammenstürzte. Das neue besteht nur aus einem Geschosse und ist besser darauf berechnet, den Erschütterungen zu widerstehen, welche jedoch erst ganz vor Kurzem einigen Schaden an den Stuckaturdecken in den Zimmern angerichtet hatten, auf welche sich eben die jetzige Reparatur erstreckte. Das Dach des Schlosses hat eine bedeutende Auslagerung, welche von leichten Pfeilern getragen

wird und bildet also um den größeren Theil des ganzen Gebäudes einen bedeckten Gang, woselbst man in aller Ruhe während der starken Regenschauer promeniren kann, die hier oben in der Nähe der hohen Berge fast das ganze Jahr hindurch täglich fallen. Die Anordnung und Meublirung im Innern des Schlosses hatten wir keine Gelegenheit zu sehen, aber es enthält außer der Wohnung des General-Gouverneurs zahlreiche Zimmer für die Beamten, deren Gegenwart hierselbst durch den Dienst erfordert wird und ferner noch hinreichende für die besuchende Gäste. Vor der Façade breitet sich ein schöner Grasplatz aus, der in weiterer Entfernung in einen Park übergeht und von einer großen Zahl Rehe und Hirsche belebt ist, deren schöne Formen und leichten Bewegungen zu betrachten ein großes Vergnügen war. Ein Mitglied unserer Gesellschaft äußerte, daß er die Hoffnung hege, bei seiner Ankunft irgend ein angenehm zubereitetes Gericht von einem dieser Thiere vorzufinden, aber er sah sich bald in dieser süßen Vorspiegelung getäuscht, und wir mußten uns nur damit begnügen sie anzusehen. Verschiedene andere Thiere waren auch zur Betrachtung da, aber ihre Zahl war in diesem Augenblicke gerade geringer, als gewöhnlich, da ein bedeutender Theil derselben kürzlich in's Mutterland abgesendet war. Das seltenste unter den noch vorhandenen war ein Babyrussa-Schwein; die langen, weit zurückgebogenen Borsten, welche auf dem Haupte gleichsam zwei Handhaben bilden, geben diesem Thiere ein höchst sonderbares Aussehen. Ein kleiner Leoparde war bewundernswürdig schön; es war besonders interessant ihn zu reizen, um seine geschmeidigen und schnellen Bewegungen zu sehen, wobei das glatte Fell in den lebhaftesten Farben glänzte, wie das eines wohl geputzten Pferdes. Besonders wurde er sehr wüthend, wenn ihn Jemand in den langen Schwanz kniff, den er zuweilen weit aus dem eisernen Gitter seines Käfiges heraushängen ließ. Ein Paar sehr große Volièren enthielten Sammlungen von schönen Tauben aus Borneo und den Molukken. Auf einer anderen Seite wird das Schloß von einem botanischen Garten umgeben, der mit parkähnlichen Anpflanzungen hoher Bäume abwechselt. Den wissenschaftlichen Werth desselben können wir natürlicher Weise nicht beurtheilen, aber ein Spaziergang auf seinen geschlängelten Gängen war sehr angenehm. Die kostbarsten Seltenheiten bestanden aus einigen kleinen unansehnlichen Gewächsen in Töpfen; eins derselben wurde auf zweihundert Gulden geschätzt, was jedoch dasselbe in unseren Augen nicht höher stellte. Wir zogen weniger kostbare, aber deßhalb unleugbar schönere Pflanzen vor. Neben dem Parke liegt ein kleiner Begräbnißplatz, auf welchem verschiedene hierorts gestorbene Beamten begraben sind. Die auf ihren Gräbern sich erhebenden Denkmäler werden von üppigen Bambubüschen beschattet.

Auf einer in der umliegenden Gegend unternommenen Promenade zu Wagen suchten wir eine von Banianbäumen beschattete Stelle, welche in älteren Zeiten, in denen sich die Javanesen noch zu der Lehre Brahmas bekannten, zu heiligen Zusammenkünften gedient hatte, und eine andere, auf welcher ein frommer Brahmine so lange auf einem Steine stand, daß seine Fußsohlen tiefe Löcher darin zurückgelassen hatten. Daß sich diese Spuren wirklich darin finden, ist ganz unleugbar, aber über die Art und Weise, wie sie da hinein gekommen sind, wollen wir uns nicht äußern, diejenigen, denen es angenehm ist einen Glauben in solche Dinge zu setzen, mögen denselben unangetastet behalten. — Es würde ohne Zweifel sehr interessant sein einige weitere Ausflüchte vorzunehmen und dabei das alltägliche Leben der Eingeborenen in näheren Augenschein zu nehmen, wir waren aber nicht dazu ausgerüstet durch den Schmutz und Sumpf, auf welchen man überall stößt, wohin man sich auch wendet, zu waten. Wir trafen in Belle Vue zwei unserer Schiffskameraden wieder, die sich schon ein Paar Tage vor uns in wissenschaftlichen Zwecken dorthin gewendet hatten. Dieselben hatten nur einen kleinen Ersatz für ihren Zeitverlust und ihre gehabten Unkosten gefunden. Die Wälder waren so unzugänglich, so mit Dickichten und Sümpfen angefüllt, daß man kaum von der Stelle kommen konnte, und das viele Wasser, mit dem die Bäume und Gebüsche belastet waren, stürzte bei jedem Schritte auf die Wandernden herab, daß sie bald bis zu dem Grade durchnäßt waren, daß es ihnen unmöglich wurde einen Schuß abzugeben. Außerdem hat das Wandern durch das Dickicht auch seine Gefahren, denn es fehlt in demselben weder an Tigern, noch an anderen Raubthieren, und der Mensch hat überdies noch ein Paar persönliche arge Feinde, die nicht nur der Hunger zu Angriffen treibt, im Nashorn und wilden Büffel. Die einzige Art hier zu irgend einem Resultate seiner Jagd zu kommen, ist die, durch einen Haufen Eingeborener mit Hunden die Thiere aus dem Dickichte hervorzutreiben, und sie, sobald sie auf die mehr offenen Plätze hervortreten, nieder zu strecken, aber eine solche Veranstaltung erfordert natürlich viel Vorbereitungen, und wird auch etwas zu kostspielig für eine einzelne Privatperson.

In der Nähe von Buytenzoorp wohnen ein Paar einheimische Fürsten, und ein jugendlicher Genosse unserer Gesellschaft stellte die Möglichkeit in Frage von einem derselben einige der von ihnen unterhaltenen Bajaderen zu leihen, um einmal den von verschiedenen Reisenden so poetisch beschriebenen Tanz, in dem Andere wieder nur Geschmacklosigkeiten sahen, zu betrachten. Unser holländischer Freund stellte in dieser Beziehung Nachforschungen an, aber alle Schönheiten waren zu unserem großen Aerger bereits von Chinesen in Anspruch genommen, die gerade an diesem Tage damit beschäftigt waren ihr Neujahr zu feiern, bei welchem Feste

ihrem Geschmacke nach Schwärmer und andere kleine Feuerwerkspieçen eine Hauptrolle zu spielen schienen, denn solche sprühten und knallten in jedem Winkel. Bei allen diesen Beschäftigungen und Belustigungen versäumten wir keinesweges die Wohlfahrt und Pflege unseres Körpers, vielmehr nahm man in dem Gasthause ein vorzügliches Mahl ein, bei welchem vortreffliche Kartoffeln und ganz tadellose Butter, beide Artikel auf Java hervorgebracht, uns auf das Lebhafteste an unser fernes Vaterland erinnerten, und den meisten unter uns besser, als irgend etwas Anderes schmeckten. Wir fühlten während der Verzehrung dieses so lange entbehrten Gerichtes unsere Achtung vor der Insel bedeutend steigen. Nach dem erheiternden Aufenthalte von zweimal vierundzwanzig Stunden an diesem herrlichen Orte traten wir früh am Nachmittage unsere Rückreise wieder an, welche in Folge der nicht unbedeutenden, nnd dabei doch fast nirgends steilen Abhänge noch viel schneller, als die Herreise von Statten ging, und aus Anlaß von zweiundsiebzig Pferden für das Bedürfniß der beiden Wagen befanden wir uns hinreichend früh in Batavia, um an demselben Abende wieder an Bord zurückzukehren, wo während unserer Gegenwart Alles seinen gewöhnlichen Weg ging.

Die Volksmenge Batavias soll sich der Annahme zu Folge bis auf ungefähr siebzigtausend Personen belaufen, von denen die Hälfte aus Chinesen besteht. Die Anzahl der Europäer ist, die Garnison nicht mit eingerechnet, etwa viertausend. Der Rest besteht aus Javanesen, mit einer kleinen Beimischung von Arabern und Individuen von den Molukken und anderen holländischen Besitzungen. Die Chinesen nehmen einen Theil der Stadt für sich ein, die Malaien einen anderen. Die nächste Aufsicht über die ersteren wird von einem durch den Gouverneur eingesetzten Polizeimeister ausgeübt, der aus den reichsten und angesehensten Männern unter ihnen erwählt ward. Unter anderen Abgaben bezahlen die Chinesen eine besondere Steuer für das Recht, die sie auszeichnenden Haarzöpfe zu tragen, und ungeachtet aller ihrer Liebe zum Gelde, soll selten ein einziges Individuum sich dazu bequemen, durch Abschneidung des Zopfes sich von dieser gewiß sehr lästigen Auflage zu befreien. Der Zopf ist sein ganzer Stolz, das Unterscheidungszeichen von dem von ihm verachteten Malaien, und dieser Unterschied muß durch äußere Abzeichen um so deutlicher hervorgehoben werden, als die natürliche Ungleichheit im Aussehen durch häufige Vermischung schon etwas verwischt ist. Die Chinesen üben hier dieselben Beschäftigungen aus, die wir schon ein Paar Mal erwähnt haben; die Europäer sollen sie sehr gern ganz los sein wollen, sie haben sich aber einmal so fest eingenistet, daß man durchaus nicht weiß, wie man ihrer ledig werden kann, obschon sogar bereits mehrere Male der Regierung ernste Gefahren durch sie bereitet sind. Sowohl ihre Stadttheile, wie die der

Malaien, sollen der Betrachtung der Fremden viele sonderbare Dinge darbieten, so daß wir es beklagen mußten, daß wir keine Gelegenheit hatten, sie in Augenschein zu nehmen. Schauspiele, Spielhäuser, Opiumschenken und andere Zufluchtsörter für die gröbsten Orgien müssen höchst eigenthümlich und merkwürdig anzusehen sein, *) wenn auch der Eindruck eher widerwärtig, als angenehm ist. Ungeachtet aller Wachsamkeit wird Opium in nicht unbedeutenden Quantitäten in Java eingeschmuggelt, zwei Klipper von Bombai machten wahrscheinlich zu solchem Zwecke während unseres Aufenthaltes in Batavia ihre Besuche daselbst. Die Manoeuvres des einen erregten ganz besonders einen starken Verdacht. Wenn eine Waare sehr begehrt wird, und die ganze Bevölkerung eines Landes bei der Einschmuggelung derselben helfend eintritt, dann schützt keine Bewachung, mag dieselbe auch so zahlreich, aufmerksam und thätig sein, als sie es wolle.

Ueber den Handel auf Java haben wir keine näheren Angaben erhalten können, und sie sind überdieß von geringem Interesse, so lange sich die Dinge in ihrer gegenwärtigen Gestalt erhalten. Die Waaren, die Schweden von dort bezieht, sind alle zu gut bekannt, um hier noch besonders erwähnt zu werden. Fremde Konsule werden in keiner der holländischen Besitzungen in Ostindien zugelassen. Die Rhede von Batavia ist sicher, wenn schon so offen, daß die Belastung oder Bergung der Schiffe oft mehrere Tage hintereinander nicht vorgenommen werden kann. Solche Hindernisse treten meist während des Nordwestmussons oder zu der Zeit ein, in welcher die Sonne südwärts vom Aequator steht. Verschiedene beschwerliche Fesseln sind der freien Bewegung der Fahrzeuge aller fremden Stationen auferlegt, wie sie unter Anderem einen drückenden, doppelt so hohen Zoll, als die Holländer selbst für ihre Waaren erlegen müssen. Reparaturen der Schiffe können in Batavia bewerkstelligt werden, jedoch nur mit vielen Unbequemlichkeiten und unter bedeutenden Kosten. Auf Erlangung von Proviant in größeren Quantitäten ist nicht immer mit Sicherheit zu rechnen. An Erfrischungen sind Hühner und Früchte die Hauptartikel, Ochsenfleisch ist schlecht und dabei theuer. Unter den Früchten müssen vor Allem die lieblichen Mangustanen, mit denen wir hier die erste Bekanntschaft machten, bemerkt werden. Sie sind von der Größe eines Apfels, ihre Schale ist dick, dunkelroth und von einem stark zusammenziehenden Geschmack; der eßbare Theile ist weiß, wie eine Apfelsine in Schnitte zertheilt, und von ganz unbeschreiblich lieblichem Geschmack.e Außerdem können sie ohne Gefahr in großer Menge genossen werden,

---

*) Man sehe hierüber d'Urvilles Voyage au Pole Sud etc. VII. Er hat manche Stellen hierüber seinem Texte eingeflochten und auch Noten am Schlusse seines Theiles angehängt.

was mit ihren einzigen Nebenbuhlern den Ananassen, die uns übrigens an Güte nicht vollkommen das Maaß zu erreichen schienen, welches wir in Sinkapoor gefunden hatten, — nicht der Fall ist.

Während unseres Aufenthaltes in Batavia lag dort nur ein schwedisches Fahrzeug, das Schiff „Prinz Oskar" von Stockholm. Der Befehlshaber desselben, Kapitain Lagerkloo, hatte die Güte, uns eine Menge von aus Hamburg mitgebrachten schwedischen Zeitungen zu überlassen, die natürlicherweise mit Interesse von einem Jeden unter uns gelesen wurden, und es gereicht uns zur Genugthuung, ihm öffentlich für dieses Vergnügen zu danken.

Wir wollen Java nicht verlassen, ohne einige Worte über die gegenwärtige Regierungsweise desselben zu sagen, wenn schon wir fürchten müssen, damit nur Dinge zu wiederholen, die der Mehrzahl unserer Leser schon bekannt sind. Ueberdies müssen wir im Voraus zu erkennen geben, daß unsere Angaben im Allgemeinen nicht aus erster Hand kommen, sondern von Anderen entlehnt sind. Möglicherweise kann doch ein oder der andere im Allgemeinen weniger bekannte Umstand darin vorkommen, und unsere Anführungen haben nur die Absicht, eine allgemeine Charakteristik der hiesigen Verhältnisse zu geben, und nicht eine vollkommene Kenntniß ihrer Details.

Die Portugiesen hatten schon seit einer langen Zeit den Handel nach Ostindien allein betrieben, als gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts die Engländer und Holländer anfingen, ihnen denselben streitig zu machen. Das erste Auftreten der Letzteren geschah im Jahre 1595 unter dem Befehle von Cornelius Houtman. Ungeachtet ihre beiden Nebenbuhler Nichts unterließen, um sie aus der vortheilhaften Stellung, die sie sich zu erwerben verstanden hatten, zu vertreiben, glückte es ihnen doch bald, ihre Macht noch ferner zu erweitern und zu stärken. Die Uneinigkeit zwischen den Fürsten, welche sich um die Oberherrschaft auf der ganzen Insel stritten, kam ihnen dabei gut zu Statten, und nach verschiedenen, glücklich beendeten Kriegen hatten die Holländer um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts einen zu festen Fuß gefaßt, um nun noch von der eigenen Bevölkerung der Insel vertrieben werden zu können. Auf den Molukken war es ihnen noch schneller geglückt, Herr zu werden. Es war die holländische ostindische Compagnie, welche diese reichen Besitzungen besaß, aber in der Länge der Zeit vermochte sie nicht die ihren Ausgaben hinreichend entsprechenden Einkünfte daraus zu ziehen, und als der Staat im Jahre 1795 alle ihre Besitzungen übernahm, hatte die Compagnie eine Schuld von über hundert Millionen in unserem Gelde. Seitdem wurde Java mit den dazu gehörenden Inseln gänzlich auf Kosten des Staates verwaltet, und die 1819 errichtete ostindische Compagnie, die den

Namen „Haandels-Maatschappy" führt, ist nur eine Handels- und Rhederei-Gesellschaft, welche, laut Contract mit der Regierung, bis zu einem gewissen Grade das ausschließliche Recht auf den Handel mit den Producten der Insel hat. Alle Verschiffung der Waaren nach dem Mutterlande wird auf den Fahrzeugen der Compagnie bewerkstelligt.

Ueber alle holländischen Besitzungen in Ostindien führt der General-Gouverneur von Java die höchste Leitung in seiner Hand, allerdings in gewissen Beziehungen dem Mutterlande untergeordnet, aber in vieler Hinsicht mit einer Macht ausgestattet, die nur mit der, der allerunumschränktesten Regenten verglichen werden kann, und in deren Ausübung er kaum von der Regierung controlirt wird, so lange nicht der Bestand der Colonie dadurch auf's Spiel gesetzt ist. Der von der Regierung des Mutterlandes eingesetzte indische Rath kann nur abrathen oder beipflichten, aber der Gouverneur kann gegen dessen einstimmiges Gutachten dennoch vornehmen und unterlassen, was ihm gerade gefällt. Alle anderen Beamten der Colonieen können von ihm ein- und abgesetzt werden. Die Beförderung in der Armee, welche in keiner Gemeinschaft mit der des Mutterlandes steht, beruht sogar bis zum Grade des Obersten einschließlich nur auf ihn; sie geht zwar gemeiniglich nach der Tour und dem Dienstalter, doch kann der Gouverneur ohne Weiteres den übergehen, den er zur Beförderung für ungeeignet hält. Die verschiedenen Districte werden von Residenten regiert, welche in ihrem Bezirke gleichfalls eine ganz ausgedehnte Macht besitzen; die dorthin verlegten Truppen stehen unter dem Befehle derselben. Die ganze Truppenstärke in den Colonieen beläuft sich bis auf ungefähr fünfundzwanzigtausend Mann, von denen der dritte Theil aus Europäern besteht. Zur See repräsentiren die Kriegsmacht im gegenwärtigen Augenblick zweiundzwanzig Fahrzeuge, unter denen zwei kleine Fregatten und die übrigen Briggs Dampfboote und dergleichen sind. Ehemals hatte die Colonie ihre eigene Flotte, welche jedoch jetzt mit der des Mutterlandes vereinigt ist. Die Orlogswerften befinden sich auf ein Paar kleinen Inseln außerhalb Batavias, man beabsichtigt sie aber nach Surabaya zu versetzen, welches einen besseren Hafen und ein gesunderes Klima darbietet. Eine Dampfmaschinenwerkstatt ist dort schon angelegt, und ein daselbst erbautes eisernes Fahrzeug lag jetzt auf der Rhede von Batavia.

Geringere Verbrechen unter den Eingeborenen werden von einem Gerichtshofe abgeurtheilt, der aus dem Residenten, dem Secretair desselben, den eingeborenen, sogenannten, regierenden Fürsten und einiger der angesehensten Priester aus der Provinz gebildet ist. Die Javanesen sind noch immer Muhamedaner geblieben, obschon sie die Vorschriften des Korans wenig gewissenhaft beobachten. Der erwähnte Gerichtshof stellt auch die

Untersuchungen über alle schweren Verbrechen an, die von einem höheren abgeurtheilt werden, von welchem wiederum noch auf einen höchsten Gerichtshof zurückgegangen werden kann. Die Holländer können dann sogar noch weiter gehen und an den höchsten Gerichtshof des Mutterlandes appelliren, aber die durch ein solches Verfahren erwachsenden, unerhörten Kosten sollen es bewirken, daß solches so gut, wie niemals, geschieht. Für Europäer gelten die holländischen Gesetze, in Beziehung auf die Eingeborenen werden die oben erwähnten, einheimischen Gewalten um Rath gefragt, deren Auslassungen auch gemeiniglich befolgt werden, falls sie nicht gar zu sehr gegen die europäischen Rechtsbegriffe streiten. Die äußerst grausamen Strafen, welche ehemals gebräuchlich waren, sind jetzt schon seit lange abgeschafft, und gewöhnlicher Mord, aus Rachgier oder Eifersucht, wird nur mit gelinder Zwangsarbeit gestraft. Es sind überhaupt nur die gegen die holländische Obergewalt gerichteten Vergehungen, welche auf keine Nachsicht rechnen können. Gröbere Verbrechen sollen übrigens auf Java äußerst selten vorkommen. Der Malaie ist wenig im Stande einen zusammenhängenden oder gar Zeit erfordernden Plan anzulegen, geschweige denn auszuführen, aber er unterliegt um so leichter der Versuchung des ersten Augenblickes. Kleine Diebereien kommen daher sehr oft vor, wenn aber größere Niederträchtigkeiten begangen werden, muß man eher die Urheber derselben unter den Chinesen, als unter den Malaien suchen.

In ihrem Verhältnisse zu den Eingeborenen hat die holländische Regierung mit ausgezeichneter Consequenz den Grundsatz beobachtet, in der Sache selbst mit großer Kraft, in der Form aber mit Milde ihren Weg zu gehen. Sie hat sich nicht im mindesten in die Religion und Sitten des Volkes gemischt, und immer die einheimischen Fürsten, welchen mit unbeschränkter Unterwerfung zu gehorchen das Volk seit uralten Zeiten gewöhnt war, als ein Mittel für ihre Wirksamkeit verwendet. Bei dem Eintreiben der harten Auflagen haben sie auf eine solche Art und Weise zu Wege zu gehen gewußt, daß es ihnen vollkommen glückte, allen ernsteren Verwickelungen zu entgehen. Die Beschaffenheit dieser Auflagen soll bald erwähnt werden. Bis auf die geringsten Kleinigkeiten von der holländischen Regierung abhängig, haben die Fürsten dem Namen nach eine bedeutende Macht über ihre sogenannten Unterthanen behalten, auch bezeigt ihnen die Regierung dem äußeren Anscheine nach, große Achtung und bezahlt ihnen ehrlich die Summen zu ihrem Unterhalte aus. Seit längerer Zeit schon hat sie auch das Recht, unter den Geschlechtern der eingeborenen Fürsten sich den Nachfolger derselben zu erwählen, in dem Umkreise ihrer Besitzungen alle Punkte, die es ihr gut dünkte, militairisch zu besetzen und ihnen eine sogenannte Ehrenwache zu geben, deren wirkliche Bestimmung der Person

der Fürsten gegenüber jedoch nicht schwer zu errathen ist. Natürlicherweise hat es die Regierung nie unterlassen den einfältigsten und unschädlichsten des Geschlechtes auf den Thron zu erheben, und auf allen Seiten von Spionen umgeben, hat keiner der Fürsten je einen Schritt thun können, ohne daß eine Nachricht darüber sogleich zu dem Gouverneur drang. Nichts desto weniger erhob sich im Jahre 1826 der regierende Sultan von Solo, aber sein Unternehmen mißglückte und die Holländer bedienten sich ganz geschickt des Ereignisses, um ihre Herrschaft über die ganze Insel noch besonders zu befestigen. An die Stelle des abgesetzten Sultans von Solo wurde ein junger Verwandter von ihm auf den Thron gesetzt, jedoch theilte auch er nach ein Paar Jahren das Geschick seines Vorgängers und wurde nach Amboina verwiesen, lediglich, weil er gegen ein Verbot des General-Gouverneurs sein Schloß verlassen hatte, ohne den holländischen Gesandten zuvor davon zu benachrichtigen. Unerachtet seine Absicht erwiesener Maaßen nur dahin gegangen ist, zur Nachtzeit auf den Gräbern seiner Väter zu beten und kein anderes Vergehen gegen die Masse der harten Verordnungen ihm zur Last gelegt werden konnte, er vielmehr im Gegentheil während des vorhergegangenen Krieges sich ganz fern gehalten hatte, blieb die Regierung doch gegen die vielen Fürbitten, die für ihn eingelegt wurden, völlig taub. Es ist jedoch anzunehmen, daß er wahrscheinlicher Weise auf irgend eine andere Art, vielleicht durch die mannigfachen Kenntnisse, die er sich erworben, und die persönliche Ergebenheit, die er bei seinen sogenannten Unterthanen gewonnen hatte, sich den Unwillen der Regierung zugezogen, und daß man deshalb nur auf eine Gelegenheit wartete, um ohne eine Verletzung der gewöhnlichen Gebräuche sich von seiner Person befreien zu können. Wenn schon das Urtheil, welches ihn getroffen hatte, ein sehr hartes war, muß man doch eingestehen, daß die Regierung bei dieser Gelegenheit sehr klug handelte, denn eine Macht von der Art, wie sie die Holländer in ihren ostindischen Colonien ausüben, muß sich unerbittlich gegen Alles zeigen, was in den Augen einer unwissenden Bevölkerung die Auffassung oder Deutung von Schwäche hervorrufen kann. Ein einziges ungeahndetes Vergehen erzeugt bald andere und vieler bedarf es am Ende nicht, um das ganze, ehrlich gestanden, auf ziemlich gebrechlichem Grunde ruhende Gebäude über den Haufen zu stürzen.

Unter der Obermacht ihrer eigenen Herrscher lebten die Javanesen ehemals in einer vollkommenen Sklaverei. Der Grund und Boden gehörte dem Regenten und der ganze Ertrag desselben wurde ihm abgeliefert, der nur jedem das für seinen eigenen Unterhalt ganz Unentbehrliche zurückbehalten lassen mußte. Doch soll dieses Recht auch häufig mit vieler Milde gehandhabt worden sein und ein gutes Einverständniß zwischen den Regierenden und Regenten bestanden haben. Nachdem die Holländer die Herren

geworden waren, setzten sie sich an die Stelle der Fürsten, sahen sich jedoch bald außer Stande auf diese Weise einen Gewinnst aus dem Boden zu ziehen, weil die Bevölkerung nicht mehr arbeitete, als gerade zu ihrem eigenen Bedürfniß nothwendig hinreichte, und es nicht rathsam schien die Anwendung eines Zwanges zu versuchen. Das uralte System wurde deshalb gegen eine Steuer ausgetauscht, die bis zu einem Drittel von jeder Art Ertrag hinaufgeht, aber ohne daß hierdurch die erwünschte Wirkung erzielt sei, und im Jahre 1837 wurde ein anderes System eingeführt, welches sich als ein passenderes zeigte. Nach diesem ist es jedem Eingeborenen auferlegt, auf Rechnung der Regierung in jedem Jahre sechsundsechzig Tage zu arbeiten, und zwar je nach der Aufforderung des betreffenden Distriktvorstehers, in welchem er ansässig ist. Die Arbeiten bestehen theils in Allem zum Ackerbau Gehörigem, theils in der Anlage von Wegen, Transportirung von Waaren und dergleichen mehr; bei allen diesen Verrichtungen stehen die besonderen Arbeitsabtheilungen unter der nächsten Aufsicht ihrer eigenen Vorgesetzten, und die Holländer weichen sehr gern der Nothwendigkeit aus, persönlich an der Leitung der Arbeit in allem Anderen, als was die Entwerfung des Planes betrifft, Theil zu nehmen. Der Javanese darf nicht übereilt werden, sondern man muß ihn seinen eigenen gewohnten Gang gehen lassen. Die Verwendung und richtige Vertheilung der zahlreichen Arbeitstage der Bevölkerung bei den so verschiedenen Arten von Arbeiten, und die Controle darüber, daß sie von jedem einzelnen Individuum auch richtig geleistet und wiederum andererseits demselben auch nicht zu viel gethan wird, erfordert natürlicher Weise eine höchst weitläufige Arbeit, jedoch wird sie durch den Beistand der einheimischen Vorgesetzten bedeutend erleichtert. Die Zeit, welche noch übrig bleibt, wenn die sechsundsechzig Arbeitstage überstanden sind, kann ein Jeder nach seinem eigenen Behagen anwenden, und die Residenten sind strenge verpflichtet, scharf darüber zu wachen, daß Niemand zu einer Ueberarbeitung, unter welchem Vorwande es auch immer sei, gezwungen werde. Alle auf der Insel hervorgebrachten Waaren werden der Regierung abgeliefert, welche sich sodann nach Gutbefinden ihrer entäußert. Auch die Waaren, welche von Privatleuten auf den ihnen überlassenen Boden hervorgebracht werden, müssen zu einem im Voraus bestimmten Preise abgeliefert werden.

Die Volksmenge von Java ist nicht recht sicher bekannt, weil man fürchtet, durch die Einführung einer ordentlichen Volkszählung ein religiöses Vorurtheil der eingeborenen Bevölkerung zu beleidigen. Eine ältere Abschätzung hat angegeben, daß sie sich auf sieben bis acht Millionen beliefe, vor zehn Jahren war man jedoch der Meinung, daß sie schon neun übersteigen sollte, und dann dürfte sie jetzt wohl auf zehn Millionen ange=

nommen werden, worunter die Chinesen bis zu einer Anzahl von 300,000 hinaufgehen, seitdem sie besonders in den letzten Jahren durch Einwanderungen bedeutend vermehrt wurde. Die Production ist auch in gleichem Maasstabe zunehmend gewesen, und die Insel soll jetzt ungefähr vierzig Millionen Gulden jährlich einbringen, wovon nur der vierte Theil auf Verwaltungskosten aufgeht, unerachtet die Beamten sehr gut bezahlt sind. Der Generalgouverneur genießt zum Beispiel nicht weniger als 150,000 Gulden Sold und außerdem eine Menge Abgaben in natura, wie den ganzen bedeutenden Besitz von Buytenzoorp, freie Pferde auf allen seinen Reisen, freie Bedienung ꝛc. ꝛc.

Wenn angenommen wird, daß der Zweck der Colonisirung lediglich dahin ging, Geld in die Kassen des Mutterlandes fließen zu lassen, so kann man es nicht leugnen, daß die Kolonisirung von Java ein glänzendes Resultat geliefert hat. Nimmt man aber dahingegen wieder an, daß die Civilisation des Mutterlandes die Hauptsache sei, für die der Handel nur ein Mittel ist, so dürfte im Gegentheil kaum noch eine Colonisirung aufzufinden sein, die im Grunde so bedeutungslos ist. Ohne behaupten zu wollen, daß die Javanesen unter unabhängigen Fürsten glücklicher sein würden, als jetzt, und ohne daß irgend eine Beschuldigung der Grausamkeit und selbst nur der Härte mit Recht der gegenwärtigen Regierungsweise der Holländer gemacht werden kann, wenigstens in Beziehung auf die Volksmasse, so vermögen wir doch dem Systeme selbst ein Gefühl der Mißbilligung nicht zu versagen. Wenn die Regierung des britischen Indiens nichts Anderes für die geistige Erhebung ihrer Unterthanen gethan hat, so hat sie doch keine Privatunternehmungen in dieser Richtung verhindert, und in den meisten der größeren Städte Hindostans sind Schulen im großen Maaßstabe angelegt, in denen ohne Rücksicht auf die Religion der Schüler Unterricht in allen Gegenständen, die zu einer guten Volksbildung gehören, ertheilt wird. Die Spanier haben den Bewohnern der philippinischen Inseln ihre Religion mitgetheilt und sie auf einen vergleichungsweise ganz hohen Standpunkt gebracht. Wenn auch jeder Spanier von denselben vertrieben werden sollte, würde doch die Erinnerung an die Herrschaft Spaniens ewig in dem Gedächtnisse des Volkes leben bleiben, und jedes religiöse Fest würde ihm zu einer Erinnerung an dieselbe werden. Die Regierung von Holland hat in ihren Besitzungen weder selbst den Versuch zur Erhebung des geistigen Standpunktes der unterworfenen Völker gemacht, noch Privatpersonen gestattet, sich damit zu befassen. In die Berechnung derselben, sowohl für die Gegenwart, als für die Zukunft, ist nur ein einziges Element leitend eingeführt, der Gedanke an den unmittelbaren Ertrag. Vielleicht hat die Nothwendigkeit sie dazu gezwungen, und sie ist eine Feindin, die schwer zu bekämpfen ist,

aber auch manchmal zu einer sehr bequemen Freundin gemacht wurde, da man auf ihre Schultern die Schuld und Last des Hassenswerthen in allen begangenen Mißgriffen wälzen konnte. Sollte sich einmal die Bevölkerung von Java erheben und es ihr gelingen, alle fremden Einwanderer zu verjagen, die nun seit bald zwei und ein halbes Jahrhundert ihre Insel besitzen, so werden dieselben kaum eine bleibende Spur ihrer so lange dort geführten Herrschaft hinterlassen. Sie haben dem unterjochten Volke weder ihre Religion, noch ihre Gesetze, weder ihre Sitten, noch ihre Sprache mitgetheilt, sie haben stets ganz außerhalb und neben demselben gestanden, und wenn die letzten Reste ihrer zurückgelassenen Wohnsitze in dem schnell zerstörenden Klima verrotten konnten und die Generation, welche sie gesehen hat, aussterben mußte, dann wird der ankommende Fremde vergebens nach einem Zeichen, einem Herkommen oder einer Gewohnheit forschen, die ihn daran erinnern könnte, daß einst eine europäische Nation hier geherrscht und mit unumschränkter Gewalt regiert hat.

XVI.

Die Kokos-Inseln; Mauritius und das Kap.

1853. Februar 13. bis April 19.

Früh am Morgen des 13. Februar verließ die „Eugenie" ihren Ankerplatz außen vor Batavia, und wir konnten von diesem Augenblicke an sagen, daß wir uns auf dem Heimwege befanden. Der Admiral von der Plaat hatte das Dampfboot „Ardjoeno" zur Verfügung unsres Chefs gestellt, worauf wir dann auch von ihm ins Schlepptau genommen wurden. Der Wind wehte ganz frisch aus Nordwesten, starb aber bald ab. Bei den vielen kleinen Inseln, von welchen die nördliche Küste Javas umgeben wird, vorüberkommend, erreichten wir noch vor Sonnen-Untergang das Kap St. Niklas und traten in den Sunda-Sund ein. Das Dampfboot machte sich nun von uns los, ein Offizier wurde an Bord desselben gesendet, um für die uns geleistete gute Hülfe Dank abzustatten, und nach seiner Rückkehr hielt die „Eugenie" mit einer sanften nordöstlichen Briese in den Sund hinein, während das Dampfboot sich auf den Rückweg nach Batavia begab. Der Wind starb jedoch bald ganz ab, und um nicht während der Nacht liegen zu müssen und vor der Strömung zu treiben, deren Versetzung hier eine ganz veränderliche ist, ankerten wir um $10\frac{3}{4}$ Uhr außerhalb der Stadt Merak auf Java, im Sudosten von der kleinen hohen Insel „Button Island" oder „Toppers Hödje." Die Tiefe betrug hier sechsundzwanzig Faden und der Boden war Sand. Die Stille hielt die ganze Nacht an und dichte Blitze beleuchteten die wolkenumhüllten Berge auf Java und Sumatra. Wir lichteten am folgenden Tage des Morgens um 8 Uhr die Anker, aber der schwache und uns entgegenkommende Wind, oft durch Stillen unterbrochen, erlaubte uns nur ganz langsam vorzuschreiten; zur Mittagszeit waren wir noch nicht weiter gekommen, als

bis gegenüber der vierten Pynte, auf welcher seit ein Paar Jahren ein Feuerthurm aufgeführt worden.

Während der Nacht frischte sich der Wind aus der Westecke her auf, mit bewölktem und von Regenschauern begleiteten Wetter, und da wir in der Tagesdämmerung des 15ten sahen, daß wir uns noch immer nicht über das westliche Vorgebirge der im Westen von Java liegenden Prinzen-Insel hinausgebracht, wurde abgehalten, um durch die Rinne zwischen dieser und Java hindurch zu gehen, worin das Fahrwasser allerdings enger, aber weniger durch die starke Deining beschwert ist, welche gerade in dieser Jahreszeit von Südwesten aus in den Sund eindringt. Wir hatten uns jedoch kaum in diese Rinne hineingebracht, als auch schon der Wind ganz umwarf und uns nun direkt entgegen kam, in frischen Stößen mit starkem Regen wehend. Das Kreuzen wurde dennoch gleichmäßig und mit allen den Segeln, welche die Fregatte nur tragen konnte, fortgesetzt, das Bramsegel wurde gegeit und mehrere Male wieder beigesetzt, aber um 9 Uhr Vormittags kam ein weit härterer Stoß und Schauer, als die vorhergehenden, der uns dann auch zwang das Marssegel fahren zu lassen. Das Großsegel und der Besan waren schon gegeit, aber gerade in demselben Augenblicke, als das Fockgeitau gestreckt wurde, riß das etwas schadhafte Segel längs der unteren Reffbändsel durch den Wind entzwei und zwar ganz durch von Saum zu Saum; wir hielten darauf zurück, wieder in den Sunda-Sund hinaus, woselbst wir den ganzen Tag gegen die im Innern der Java-See umsetzende Strömung kreuzten und eine Deinung zu bekämpfen hatten, die das Vorschreiten der Fregatte fast ganz hemmte und sie so auf das eine Bug legte, daß die Segel mitunter gegen die Masten schlugen, wenn schon die Briese ziemlich frisch war. So blieb es die ganze Nacht bei und wir mußten anhaltend arbeiten, umgeben von einigen Leidensgefährten, die unter derselben Verwünschung zu leiden hatten. Am folgenden Morgen glückte es uns jedoch über die Prinzen-Insel hinaus zu legen, und wir konnten darauf leichter halten, so daß wir ein Paar Stunden später aus dem eigentlichen Sund heraus waren und zur Mittagszeit Java-Haupt im Ost-Süd-Osten peilten. Der Wind beruhigte sich sehr schnell, nachdem wir erst einmal gut in die offene See hinausgekommen waren, woselbst die Fregatte den übrig bleibenden Rest des Tages unbarmherzig von der hohen Deining aus Südwesten hin und her geworfen wurde.

Wir boten nun dem Fahrwasser des ostindischen Archipelagus und seinen vielen Inseln, welche von verschiedenen neueren Schriftstellern, besonders französischen „Malesien," nach dem auf denselben fast ausschließlich vorkommenden einheimischen Volksstämmen, genannt wurden, ein herzliches Lebewohl. Unser Aufenthalt im Inneren desselben hatte nicht sehr lange

gedauert — nur sechs Wochen — jedoch war es für dieses Mal hinreichend genug. Daß diese Inseln dem Ackerbaue und Handel noch ein weites Feld darbieten, ist ganz unzweifelhaft, der Zoolog und der Botaniker finden daselbst mannigfaltige neue und interessante Gegenstände zum Untersuchen und Einsammeln. Für den profanen Besucher wird jedoch der Aufenthalt daselbst bald unerträglich, wenn schon es möglicher Weise in anderen Jahreszeiten angenehmer, als in der jetzigen, sein kann. Uns kam es sämmtlich so vor, als läge in dem Klima etwas Erschlaffendes, was wir auf anderen Orten nicht gefühlt hatten, obschon die Temperatur dort nur wenig erträglicher war. Die übergroße Feuchtigkeit der Atmosphäre dürfte wohl die Ursache hiervon sein. Man verliert alle Lust, ja alles Vermögen zum Denken und zur Arbeit, und sogar der Genuß und das Vergnügen wird zur Anstrengung. Ein gesellschaftliches Leben giebt es nicht, die meisten Europäer sind am Tage ganz von ihren Angelegenheiten und Geschäftsverrichtungen in Anspruch genommen und suchen am Abende nur Stille und Ruhe; man kann sich in der Zeit der vierundzwanzig täglichen Stunden, in der nach der Ordnung der Natur der Mensch eigentlich leben soll, nicht lange im Freien aufhalten, und wenn der Reiz der ersten Neuheit verschwunden ist, liegt auf Allem, was man bei seinem eigenen Geschlechte erblickt, eine ermüdende Einförmigkeit und eine abstoßende Häßlichkeit. Man kann nicht einen Schritt von den einmal gebahnten und betretenen Wegen abweichen, ohne in den Schlamm der Reisfelder zu versinken oder im Dickicht und Morast stecken zu bleiben. Eine angenehme Beschäftigung heißt hier so viel, als in einem Rohrstuhle bequem hingestreckt zu liegen, die Füße auf einen anderen oder einen Tisch gelegt, und seine Zeit im halben Schlummer und träumerischen Dämmern zu verbringen, höchstens entzückt durch den Dampf der Cigarren, wenn man Geschmack an diesem mindestens zweifelhaften Genuß findet. Das kann uns wohl von Zeit zu Zeit gefallen, aber nur nicht auf die Länge! — Es ist wahr, daß Ananas und Mangustanen und andere schöne Producte, die man hier im Ueberfluß hat, auch recht gute Dinge sind, denen wir gern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen gewillt sind, aber man darf es ja kaum wagen, sich ein ordentliches Mahl von diesen verführerischen Leckerbissen zu gönnen, und muß sich schon glücklich schätzen, wenn man, ungeachtet aller Enthaltsamkeit und Vorsicht, dem entgehen kann, seinen Körper den Landkrabben zur Nahrung zu bieten, welches Wort hier nicht in der bildlichen Bedeutung, worin es von uns Seeleuten mitunter benutzt zu werden pflegt, sondern in Wahrheit genommen werden muß. An Bord der „Eugenie“ hatten wir das große und seltene Glück, daß weder in Batavia, noch nach der Abfahrt von dort die Zahl unserer Kranken vermehrt wurde, sondern sich, mehrere kleine, nicht der Erwähnung

werthe, Gebrechlichkeiten abgerechnet, auf die bei der Abfahrt von China schon Erkrankten beschränkt hielt.

Die drei folgenden Tage, vom 17. bis 19., wehte der Musson ganz frisch und zog sich allmählig nach Südwest, mit dicht auf einander folgenden, wenn auch nicht harten Regenschauern. Am 17. des Vormittags wurden einige Nebensonnen beobachtet, und der Mond war an einem Paar Abende von einem Hofe umgeben*). Die Deining von Südwesten her war fortwährend eine sehr gewaltige. Am 20. wurde von uns nordwestwärts gewendet und der Cours auf die Kokos- oder Keelings-Inseln genommen, welche der Chef um der Bereicherung unserer naturhistorischen Sammlungen halber zu besuchen beschlossen hatte. Der Wind hielt sich beständig um Südwest herum und das Wetter war ausgezeichnet schön. Am Vormittage des 23. bekamen wir die südliche der erwähnten Inseln in Sicht. Während der sieben Mal vierundzwanzig Stunden, die wir jetzt in der See gelegen hatten, waren wir von der Strömung, mit Ausnahme des ersten Tages, in einmal vierundzwanzig Stunden neun (anderthalb schwedische) Meilen nach Nordwesten versetzt worden. In der Temperatur der Luft wurde noch keine Veränderung bemerkt, vielmehr erhielt sie sich zwischen 25 und 29 Grad; die des Meeres war auch nur von 28 bis auf 27 Grad gesunken.

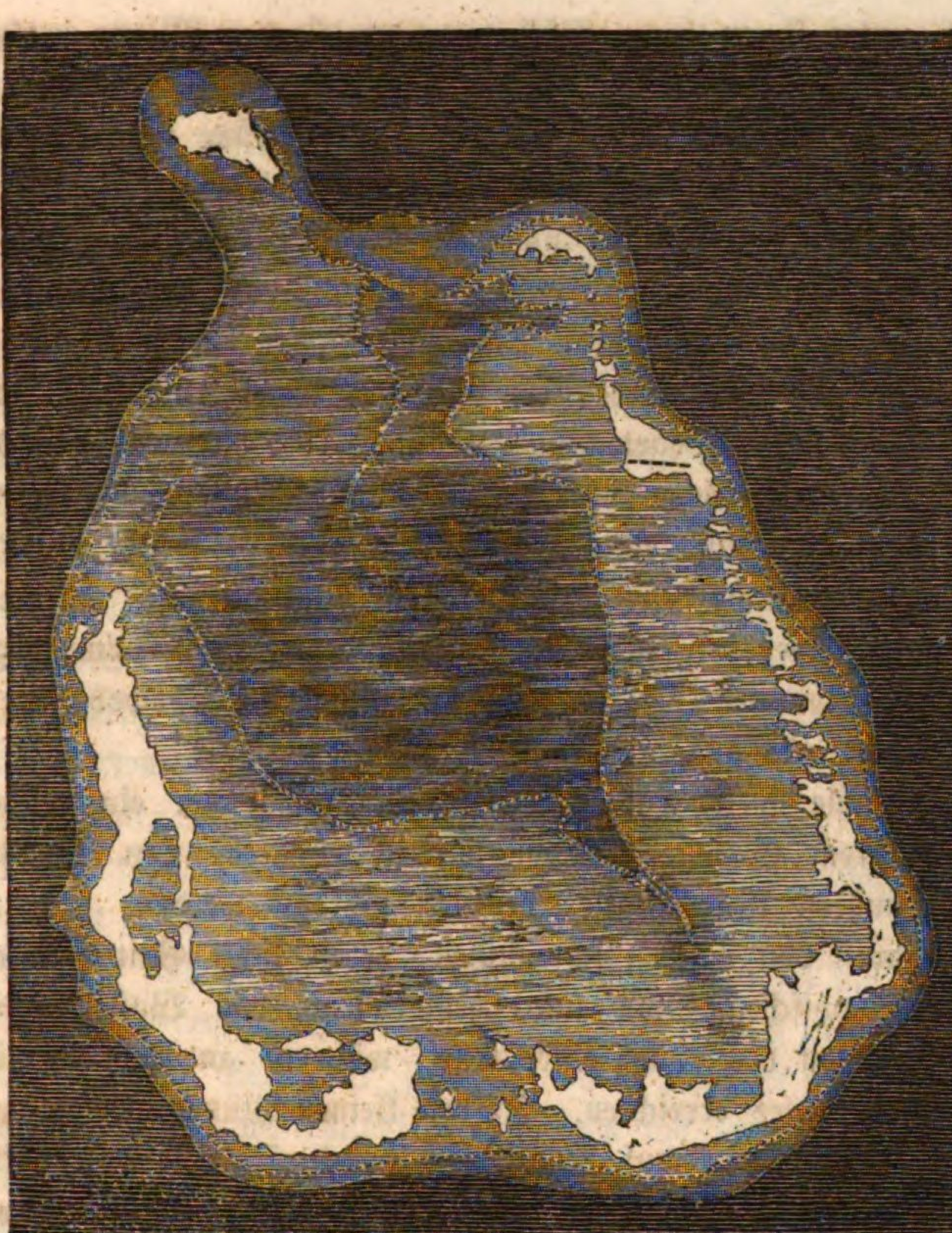
Von unbeständigen südlichen Windstößen sacht vorwärts getrieben, nahte sich die Eugenie allmählig einer Insel, von der anfangs kein Land, sondern nur eine gleichmäßig hohe Reihe von Palmen gesehen wurde, unterhalb welcher sich dann später ein Strand von blendender Weiße zeigte. Als wir uns dem nördlichen Ende der Insel nahten, auf welchem der Ankerplatz liegt, sahen wir ein Walfischfängerboot uns entgegen rudern, und bald hatten wir aus demselben einen guten Lootsen an Bord, dessen Farbe auf eine etwas gemischte Raçe hindeutete, dessen Sprache und Mundbewegung aber vollkommen englisch war. Von Windstille und Strömungen aufgehalten, erreichten wir erst bei Sonnenuntergang den Ankerplatz, woselbst wir uns mit sechs Faden Tiefe und in einem Grunde von Corallensand festlegten. Am folgenden Morgen warpten wir uns weiter in den kleinen Hafen hinein, der den Namen Port Refuge oder Port Albion bekommen hat. Nachdem man über einen Corallenstock hinweggekommen ist, den nur drei und ein halb bis vier Faden Wasser bedecken, kommt man in ein tieferes Becken, woselbst man bis zu zwölf Faden findet, aber in welchem doch auch hier und da große Corallenklumpen aus dem

*) Mehrere Male auf unserer Reise, wenn sich ein solcher zeigte, wurde der Diameter beobachtet und immer auf 43 bis 45 Grad befunden. Die Form des Hofes ist stets kreisrund gewesen.

Grunde emporstehen, der zwischen ihnen aus einem scharfen Sande oder zermalmten Corallen besteht. Nach der Ankerung eilte ein Jeder unter uns nach seinen besten Kräften die Insel in Augenschein zu nehmen.

Die kleine Kokosgruppe, welche auch nach ihrem Entdecker, dem Engländer Keeling, benannt wird, besteht nur aus zwei Inseln, von denen die nördliche ganz klein ist. Sie liegt ungefähr zwei und eine halbe schwedische Meile gerade nordwärts von der südlichen, welche aus einer Reihe größerer und kleinerer zusammenhängender Holme besteht, die eine Lagune unvollkommen umschließen, von der bei niedrigem Wasserstande ein Theil ganz trocken liegt, ein anderer aber wieder einen geräumigen Hafen bildet, dessen Tiefe zwischen zwei und acht Faden wechselt, wenn schon hier und da kleinere Corallenstumpen fast bis zur Oberfläche des Wassers aufstehen. Nur flach gehende Fahrzeuge können daher weiter in denselben hineingehen, größere müssen in Port Refuge landen, woselbst man jedoch eben so gut gegen alle Winde, ausgenommen die von Nordosten bis zu Nordwesten kommenden, geschützt liegt. Da jedoch der Passatwind hier fast das ganze Jahr hindurch beständig und gleichmäßig weht, hat man nichts zu befürchten, besonders da wohl niemals der Aufenthalt an diesem Orte von einer längeren Dauer werden kann. Man ist wenig oder gar nicht von der Deinung beschwert, die sich auf der östlichen Seite der Inseln in schäumenden Massen hoch über die umgebenden Riffe hinwegrollt. Die hier angefügte Zeichnung wird besser als jede Beschreibung einen Begriff von ihrer Bildung und Gestalt geben. Das Weiße stellt die Inseln, das am hellsten Schattirte den seichteren und das Dunkle den tieferen Theil der Lagune dar, das ganz Schwarze die Gruppe umgebende ist das Meer. Die äußeren Abhänge der Seiten sind sehr steil, so daß man auf weniger als eine Viertelmeile Abstand von dem südöstlichen Ende mit einer Lothleine von 1200 Faden noch keinen Grund gefunden hat. Keine von den kleinen Holmen soll sich mehr als 30 Fuß über die Meeresoberfläche erheben. Die Fluth steigt 5 bis 6 Fuß, und die Hafenzeit ist 5′ 30″. Nach einer uns durch den Lootsen mitgetheilten Angabe soll die Fluth nur in einem Theile des Jahres, wenn die Declination der Sonne fast die gleiche mit der Breite der Insel ist*), regelmäßig sein, den übrigen Theil des Jahres hat man aber nur einmal während der vierundzwanzig Stunden hohes Wasser. Erdbeben haben sich ein Paar Mal auf der Insel spüren lassen.

*) Das westliche Vorgebirge der nordöstlichen Insel liegt unter 92° 5′ 22″ südlicher Breite und 96° 51′ 44″ östlicher Länge.



Die Kokos-Insel.

Die Inseln sind nur die hervorragendsten Theile des Riffes, welches die Lagune bildet, und bei niedrigem Wasser kann man von Holm zu Holm über zwei Drittheile der ganzen Ausdehnung waten. Der Erdboden besteht theils aus zu Sand zermalmten Corallen- und Muschelschaalen, theils aus größeren und kleineren Corallenblöcken, und ein wenig Stauberde hat sich hier und dort darauf gebildet. Wie mager aber dieser Erdboden auch ist, giebt er doch einer unzähligen Anzahl Kokospalmen Nahrung, die bis zur Oberfläche des Meeres hinab alle Strande bedecken, und deren üppiges Aussehen ein Zeugniß dafür ablegt, daß sie nicht verkommen. Es war ein höchst sonderbares Gefühl im Schatten des grünen Daches, welches ihre Kronen bilden, und das so dicht ist, daß kaum ein Sonnenstrahl durchzudringen vermag, spazieren zu gehen. Eigentliches Gebüsch giebt es in diesen Hainen nicht, sondern man hatte eine ziemlich freie Aussicht zwischen den runden, platten Stämmen hindurch. Der Boden war tief und dicht bedeckt mit abgefallenen Blättern und Zwei-

gen, und unter ihnen lagen Nüsse in hinreichender Menge umher, um manche Schiffsbesatzungen zu sättigen. Oben in den Kronen hatten Meerschwalben, Möwen und Tropikvögel ihre Nester und begrüßten die seltenen Wanderer mit heiserem Geschrei. Bei näherer Betrachtung fand man neben den Palmen noch ein Paar andere Baumarten, von denen eine ein Holz von ganz dunkelbrauner Farbe und ausgezeichneter Härte darbot, und längs dem Strande wuchsen große Büsche, deren Blumen weit und breit umher die Luft mit Wohlgeruch erfüllten. Die geringe Menge von Grasarten und Kräutern, die hier gefunden wird, ist entweder von den Menschen oder Vögeln und dem Meere hierher geführt. Magister Andersson fand einige Gewächse darunter, welche von Darwin, der im Jahre 1836 die Insel besuchte, noch nicht gefunden waren. Außer den erwähnten Seevögeln giebt es nur ein Paar Arten Sumpfvögel, und sogar Insecten kommen nur in geringer Anzahl vor, sowohl in Hinsicht auf Individuen, als auch auf Arten.

Die Lagune bietet dahingegen dem Naturforscher ein reiches Feld dar. Auf ihrem Grunde wachsen wirkliche Wälder von Corallen, die durch das äußerst klare Wasser deutlich sichtbar werden, und zwischen denen Schaaren von Fischen schwimmen, deren lichte Seiten in den zartesten Tönen zwischen Blau und Grün durch das Wasser schimmern. Einige waren von der Länge einer Elle, während andere noch nicht einmal die eines Zolles erreichten. In den kleinen Pfützen, welche die Fluth nach ihrem Zurücktreten auf dem Riffe zurückließ, wurde lebhafte Jagd nach ihnen angestellt. Zwischen den Corallen werden Muscheln von verschiedenen Arten gefunden, aber um sich ihrer zu bemächtigen, bedarf man des Beistandes eines geübten Tauchers; bei niedrigem Wasserstande kann man indessen doch eine oder die andere aus den Löchern zwischen den Corallenblöcken bekommen. In dem seichten Wasser längs dem Strande bewegen sich Weichthiere von einem höchst unappetitlichen Aussehen, sie sind denen ähnlich, welche wir unter dem Namen Trepang, als einen der Leckerbissen der chinesischen Tische erwähnten, die hier befindlichen sollen jedoch nicht von recht besonderer Art sein, was für die Thiere selbst den entschiedensten Vortheil hat, da sie in ungestörter Ruhe in dem lieblichen Wasser umherkriechen können, statt getrocknet nach China gesendet zu werden. Wenn man auf dem Riffe watet, muß man sich vor einer Coralle in Acht nehmen, deren Berührung einen stechenden Schmerz hervorruft, der dem von Nesseln verursachten gleicht, jedoch weit stärker ist, und ferner davor hüten die Zehen oder Finger in den geöffneten Schlund irgend einer Riesenmuschel (Tridacna gigas) zu stecken. Größere Individuen dieser Thiere haben hinreichende Stärke dem Fuße ernsten Schaden zuzufügen, und auch schon die kleineren können sehr unbehagliche Wunden

herbeiführen Man sieht eins dieser Thiere neben dem anderen, wie einen dunkelblauen sich krümmenden Wurm aus der halb geöffneten Schale, die bei der mindesten Berührung sogleich geschlossen wird, hervorkommen. Ehedem wimmelte die Lagune von Schildkröten von einer ganz vorzüglichen Beschaffenheit, aber jetzt werden dergleichen nur höchst selten angetroffen, da die hier anwesende Bevölkerung in einer Reihe von Jahren unbesonnener Weise einen Ausrottungskrieg gegen diese Lieblingsthiere der Gastronomen geführt hat.

Die Kokos-Inseln wurden 1608 von dem Engländer Keeling entdeckt, blieben aber noch mehr als zwei Jahrhunderte hindurch unbewohnt. Im Jahre 1823 begab sich erst ein Engländer mit Namen Hare mit einer Anzahl malaiischer Weiber und einigen Sklaven dorthin, die er sich zu diesem Zwecke in Batavia gekauft hatte*). Hier zwang er diese letzteren für seinen Vortheil zu arbeiten, und hielt die Weiber auf einem der kleinen Holme verwahrt, den Niemand, außer er selbst, betreten durfte. Einer seiner Landsleute, mit Namen Roß, hatte schon vor ihm die Absicht gehabt, sich auf der Insel ansäßig zu machen, um Kokosnußöl zu pressen und langte im Jahre 1826 daselbst mit seiner Familie an. Die Malaien gesellten sich zu ihm und Hare verließ die Insel, wohin er mit einer neuen Auflage zurückzukehren gedachte, aber bei der Vorbereitung zu diesem Schritte in Batavia starb er. Seit jener Zeit haben Roß und ein Paar in Gemeinschaft mit ihm arbeitende Landsleute desselben die Insel bewohnt, aber er war jetzt gerade verreist, um in Sinkapoor eine Ladung Oel, das einzige Erzeugniß der Insel, zu verkaufen. Die Zahl der Bewohner der Kokos-Inseln betrug jetzt gegen vierhundert, worunter nur einige wenige Weiße und Neger befindlich waren, die Uebrigen aber zu dem malaiischen Stamme und Mischraçen desselben und der ersteren gehörten. Die Lage der Colonie ist auf der Karte bemerkt. Die Männer beschäftigen sich damit, die Kokosnüsse von den verschiedenen kleinen Holmen herbeizuholen, von denen dann die Weiber die äußere Schale und das Flockichte abmachen, worauf eine andere Abtheilung der Männer die Auspressung des Oeles besorgt. Zwanzig bis fünfundzwanzig großer Nüsse sind dazu nöthig, um eine Kanne Oel zu geben. Einige kleine Versuche zum Ackerbau sind gemacht worden, aber es will, mit Ausnahme der Bananen, in Hinsicht auf die Magerkeit des Erdreichs Nichts so recht gedeihen. Wenn der kleine Schooner dieser Kolonie aus Indien zurückkehrt, bringt er allerdings jedesmal eine ganze Last fruchtbarer Erde mit, aber man kann leicht einsehen, daß dies nicht viel verschlägt. Doch findet man jetzt schon einige Feigenbäume und

*) Nach Fitz Roy. Die Angabe kommt uns etwas sonderbar vor, und wir bezweifeln beinahe, daß es 1823 Sclaven in Batavia zum Verkaufe gab.

etwas Zuckerrohr hier vor. Außer Hühnern sind Schweine und Schaafe eingeführt worden, aber die ersteren gedeihen nicht recht gut, sondern werden oft von Krankheiten heimgesucht, und diese sind klein und mager. Wir kauften ein Paar der Letzteren für drei Piaster das Stück, welcher Preis auch für ein Dutzend Hühner bezahlt wurde. Wasser giebt es nur in unbedeutender Menge und von schlechter Qualität, wie auch das Herbeischaffen desselben gefährlich ist. Auch Holz kann nur in geringer Quantität erhalten werden. Das Klima ist natürlicherweise heiß, und auf dem Lande wird die Hitze oft unerträglich, durch die von dem weißen Korallensande wieder zurückgeworfenen Sonnenstrahlen. Wir hatten noch im Schatten bis zu 36 Grad, obschon der Thermometer gegen die zurückgeworfene Wärme geschützt war.

Unser Lootse war für seine Stellung hier in der Welt ein ganz gebildeter und studierter Mann. Unter Anderem besaß er eine Kenntniß der schwedischen Geschichte, wie man sie sonst selten bei den selbst hochgebildeten Ausländern antrifft, etwas, was um so wunderlicher war, als es sich deutlich zeigte, daß er dieselbe aus verschiedenen Werken zusammengeholt, die der schlichte Mann mit gesundem Urtheile auf das Genaueste mit einander verglichen hatte. Er gab Geijers Geschichte als Hauptquelle an, aber er hatte auch ganz hinreichende Kenntniß der Begebenheiten, die nach dem Zeitpunkte fallen, mit welchem dieser sein Werk schließt. Die Augen des Mannes funkelten vor Vergnügen, wenn er von Gustav Adolph sprach, den er für den größten König erklärte, den es je in einem Lande gegeben habe. Die Begebenheiten des Jahres 1809 und die dabei wirkenden Männer kannte er sehr gut, und konnte sogar die Namen derselben so aussprechen, daß man sie danach wiederzuerkennen im Stande war. Georg Adlersparre schien besonders bei ihm angeschlagen zu haben. Sonderbar war es, auf dieser kleinen einsamen Insel im indischen Ozean eine Person mit solcher Kenntniß von und solchem Interesse für unser fernes Vaterland zu finden, und noch sonderbarer, wenn man es bedenkt, daß diese Person, von englischen Aeltern in Ostindien geboren, niemals Europa besucht hatte, nie in irgend einer Schule gewesen ist, sondern nur durch Studien, die er in ledigen Stunden auf seine eigene Hand, und ohne einen jeglichen Impuls von außen her, vorgenommen hatte, sich die Kenntnisse erwarb, die er besaß.

Die Besatzung wurde an das Land geschickt, um auf den zunächstgelegenen Holmen ihre Kleidungsstücke einmal recht gründlich zu lüften und auszuklopfen, welches Geschäft unter schallender Munterkeit vor sich ging. Mancher Augen wurden von dem starken Wiederscheine, der von dem weißen Sande ausging, angegriffen, und nach ein Paar Tagen waren gegen dreißig Mann nachtblind, so daß sie zwar am Tage so gut wie ge-

wöhnlich sahen, aber bei der heranbrechenden Dämmerung keinen Gegenstand zu erkennen vermochten. Wir hatten schon seit längerer Zeit ein Paar solcher Patienten gehabt, und die jetzt groß gewordene Zahl verminderte sich bald, als wir das tropische Klima verlassen hatten. Einige Wenige blieben jedoch bis zu unserer Rückkehr in das Vaterland fortwährend untauglich zur nächtlichen Dienstverrichtung.

Am Morgen des 26. segelten wir von der Insel ab und hielten südwestwärts. Der Passat wehte eine Paar Tage schwach und unbeständig mit einzelnen Stößen und Regenschauern aus Südwesten, so daß wir nur geringe Fortschritte machten, nachdem wir aber die Parallele des dreizehnten Grades geschnitten hatten, wurde die Briese frisch und beständig. Das Wetter war während dieser Zeit gewöhnlich schön, aber kleinere Schauer kamen oft vor. Bis zum 5. März, wo wir unter dem 76° östlicher Länge den südlichen Wendekreis schnitten, hatte uns die Strömung in der Mittelzahl neunzehn (drei und eine halbe schwedische) Meilen in vier und zwanzig Stunden beinahe gerade nach Norden versetzt. Die Temperatur der Luft war merklich kühler, und die des Meeres war von 28 bis auf 25 Grad gesunken. Am letzterwähnten Tage wurde um die Mittagszeit der Kurs auf Mauritius genommen. Am folgenden Tage fing der Barometer an zu sinken, und bei Sonnenuntergang schienen im Norden dicke Wolken um den Horizont gehäuft. Am 7. fiel der Barometer wieder ein Wenig, und das Gewölk häufte sich immer mehr und mehr. Am 8. wurde das Fallen des Barometers bedeutender und der Wind wehte mitunter in ziemlich harten Stößen. Unerachtet das Aussehen des Himmels jetzt noch nicht das Kommen eines starken Wehens verkündete, wurde die Fregatte doch klar gemacht, einen härteren Sturm aufzunehmen, so wie man sie in diesem Fahrwasser zuweilen zu bekämpfen hat, und über die wir, bevor wir Mauritius verlassen, noch einige weitere Worte erwähnen werden. Die Verschnürungen der Kanonen wurden untersucht, die Boote außerhalb des Bordes gut geborgen, und die auf dem Deck stehenden mit guten Verschnürungen gesichert. Von sechs Uhr bis neun Uhr Abends stieg jedoch der Barometer wieder, und fuhr dann auch später fort zu steigen, so wie auch der Wind allmählig nachließ, so daß er am folgenden Tage, dem 9., ganz schwach wurde. Während der Nacht wurden drei ausgezeichnet schöne schwarze und aschgraue Seeschwalben gefangen, ein Zeichen, daß das Land nicht allzufern war. Wahrscheinlicherweise waren sie von der Insel Rodriguez herübergekommen. Während der vier Tage vom 5. bis 9., versetzte uns die Strömung nach Osten zum Norden nicht weniger als siebenundzwanzig, beinahe fünf schwedische Meilen in vierundzwanzig Stunden. Diese Versetzung ist zu groß um einen Fehler in der Messung der Geschwindigkeit zugeschrieben werden zu

können, besonders da während derselben das Sekundenglas mehrere Male und genau untersucht wurde; man muß also annehmen, daß ein ungewöhnliches Verhältniß dieselbe verursacht hat, da die gewöhnliche Stromversetzung in dieser Gegend mit dem Passatwinde ungefähr nach Westnordwesten ist. Nach der Ankunft auf Mauritius bekamen wir auch die Bestätigung, daß man daselbst während dieser Tage so große Abweichungen von den gewöhnlichen atmosphärischen Verhältnissen bemerkt hatte, daß man der Meinung war, es müsse ein kleiner Orkan im Herannahen sein, und es möchte wohl auch möglich gewesen sein, daß ein solcher etwas weiter nach Norden hinaus in Thätigkeit gewesen ist. Am 10. bemerkten wir nur eine ganz unbedeutende Strömung, ebenso am 11., als wir eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang die Insel Mauritius oder Isle de France, und eine der gerade nordwärts von derselben liegenden, kleinen klippigen Inseln in Sicht bekamen. Die Temperatur des Meeres war nun auf 27 Grad gestiegen. Nach Sonnenuntergang minderten wir die Segel und legten für die Nacht bei.

Den ganzen 12. hindurch kreuzten wir gegen einen schwachen und unbeständigen südlichen Wind außerhalb des nördlichen Theiles der Insel und passirten zur Mittagszeit zwischen den Holmen Flat Island und Gunners Quoin hindurch. Die Strömung schlägt hier in starken Wirbeln, und wir wurden um 2 Uhr Nachmittags genöthigt, Anker auszuwerfen, worauf dann das Fahrzeug in Beziehung auf die Windstille ganz unbeweglich liegen blieb, aber wir lichteten dieselben doch bald wieder. Wir hatten im Laufe dieses Tages hinreichende Zeit, die malerische Insel in Augenschein zu nehmen. Vom Strande aus streckt sich eine sanft abschüssige Ebene, der die Zuckeranpflanzungen im großartigsten Maaßstabe ein saftiges Grün verleihen, gegen welches die dunklen Baumgruppen und die weißen Häuser lebhaft abstechen, weit hinauf. Hier und dort ragt der hohe Schornstein des Dampfmaschinenhauses von einer Zuckerfabrik hoch empor, eine Andeutung, wie sich hier im Schooße der reichen Natur der Fabrikfleiß niedergelassen hat. Im Innern der Insel erheben sich erst sonnenverbrannte Hügel, und näher ihrem Mittelpunkt steigt in kecken Formen die basaltische Bergkette, welche die Grundlage der Insel bildet. An dem nördlichen Ende derselben erhebt sich die sonderbare Klippe, Peter Both, die das Aussehen eines ungeheuren Zuckerhutes trägt, auf dessen Spitze man einen ebenso ungeheuren Apfel gesteckt hat. Sie hat ihren Namen nach einen berühmten holländischen Seefahrer, aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts bekommen. Westwärts von derselben erheben sich mehrere etwas niedrigere, aber fast ebenso keck geformte Spitzen, und weiter nach Südwesten hin steigt der höchste Berg der Insel auf, dessen Gestalt durch seinen Namen: „la Pouce" (der Daumen) bezeichnet

ist. Er ist nahe an 2700 Fuß hoch. Peter Both ist etwas niedriger. Vor etwa zwanzig Jahren nahmen sich drei übermüthige Gesellen vor, ihn zu besteigen, eine That, die bereits 1790 einmal von einem Franzosen, mit Namen Peuthé ausgeführt worden war. Es waren der Direktor der Landvermessung von der Insel Lloyd, der Lieutenant von der Flotte Keppel und der Lieutenant von der Armee Philpott, in ihrer Begleitung hatten sie einen Neger. Das Vorhaben wurde glücklich von ihnen durchgeführt, und sie brachten sämmtlich die Nacht auf der Spitze der Klippe zu. Philpott war ein Nachtwandler und wurde allnächtlich festgebunden, um nicht im Schlafe gefährliche Wanderungen unternehmen zu können.

Die Abwechselung von Wald und offener Gegend auf den steilen Abhängen und den quer durchgeschnitten erscheinenden Brüchen in den ausspringenden und eingehenden Winkeln der Bergkette verleihen dem ganzen Gemälde eine außerordentliche Mannigfaltigkeit an Farbentönen, an Licht und Schatten, die besonders noch durch die von Zeit zu Zeit vorüberziehenden Wolkenmassen vermehrt werden, die, wenn sie eine Weile von den Berggipfeln in ihrem flüchtigen Zuge aufgehalten sind, durch das fernere Andringen des Passatwindes sich mit erneueter Geschwindigkeit auf ihren Weg begeben, und sich in flimmernden Regenschauern auf die Ebene herabstürzen, deren übrige Theile von einer flammenden Sonne erleuchtet werden. Man ermüdet nicht leicht dies Gemälde mit den unaufhörlich wechselnden Lichtmassen und reichen Details zu betrachten, da der eine schöne Effect immer von dem anderen abgelöst wird, ohne daß man sagen kann, welchem man den Vorzug geben möchte.

Am Abende befanden wir uns außen vor dem Distrikte Pamplemousses, der den nordwestlichen Theil der Insel bildet. Port Louis schimmerte schon weiter nach Süden hervor, aber der uns entgegen kommende und schwache Wind erlaubte uns nicht demselben schnell zu nahen, und beim Anbruch des Abends mußten wir uns etwas vom Lande entfernen, um nicht in der Finsterniß von den in dieser Nähe starken und unbeständigen Strömungswirbeln umhergetrieben zu werden. Auch am folgenden Tage fuhr der Wind noch fort uns zu necken, aber um 3 Uhr Nachmittags kam der Lootse an Bord, worauf alle Boote ausgesetzt und vorausgesendet wurden, um uns zu bugsiren; es glückte uns also gleich nach Sonnenuntergang den Ankerplatz bei der Einfahrt des Hafens zu erreichen, wo dann die Anker mit sechzehn Faden Tiefe und einem Boden von zermalmten Korallen niedergelassen wurden. Früh am folgenden Morgen wurde die Fregatte durch ein Dampfboot, welches zu diesem Zwecke hier unterhalten wird, in den Hafen bugsirt. Die schmale Rinne, welche in denselben hineinführt ist durch Bojen kenntlich gemacht, in die man seine Warps befestigen muß. Die Fregatte wurde zwischen Coopers Island und dem

Begräbnißplatze mit Ankern in den Bojen vertaut. Der Vorstewen wurde ganz nach Osten gelegt, von welcher Richtung aus man bei Orkanen das heftigste Stürmen zu erwarten hat, und auf Ansagung des Hafenmeisters ist man verpflichtet, die Stangen und Raaen zu streichen, seine Vertauungen zu verstärken und die übrigen nöthigen Vorsichtsmaaßregeln zu ergreifen, die das Fahrzeug daran verhindern können, vorwärts zu treiben, wodurch immer die übrigen Schiffe im Hafen der Gefahr ausgesetzt sind, beschädigt zu werden. Innerhalb des äußeren Hafens befindet sich noch ein zweiter, worin kleinere Schiffe in vollkommener Sicherheit liegen können. Sowohl Docks, als Werften sind hier zu finden, und werden häufig und gern von Fahrzeugen in Anspruch genommen, welche auf der Reise von und nach Ostindien, während der oft eintreffenden Orkane Schaden gelitten haben. Die Kosten für Reparaturen werden sehr groß, weil der hohe Preis der Lebensmittel auch alle Tagelohne theuer macht. Wir werden bald ein Beispiel über die von den Orkanen verursachten Verwüstungen anführen. Die nahe liegende Insel Bourbon*) entbehrt gänzlich der tauglichen Häfen, so daß auch französische Fahrzeuge auf Mauritius ihre nöthigen Reparaturen vornehmen müssen.

Port Louis liegt an dem nördlichen Fuße auf einem von der Bergkette in der Mitte der Insel hervorspringenden Hügelzuge. La Pouce erhebt sich hinter der Stadt bis in die Wolken. Bequeme Landungsstellen und schöne Kais sind mit der gewöhnlichen englischen Sorgfalt auch hier angelegt. Die Stadt selbst bietet wenig für das Auge dar, und die Straßen sind den größten Theil des Tages über ganz leer. Nur unten am Hafen rührt sich ein Haufe Arbeitsleute, fast ausschließlich aus Negern oder mindestens Mischungen mit der schwarzen Raçe bestehend. Die Häuser machen keine Ansprüche auf Pracht und Eleganz, und scheinen nicht einmal dem Klima, welches ganz heiß ist, gut angepaßt zu sein. Jedoch muß man dabei in Betracht ziehen, daß die für tropische Klimaten so gut berechneten Häuser in Manila und dem spanischen Amerika wahrscheinlicherweise hier der Gewalt der Orkane nicht würden widerstehen können. Eine Promenade giebt es in der Stadt nicht, aber hinter derselben, im Innern der Insel, befindet sich eine weitläuftige grüne Ebene, die von Wegen umgeben und durchschnitten ist, welche mit Bäumen bepflanzt sind, und auf welcher sich mitunter die schöne Welt zeigt. Dieser Ort hat den Na-

*) Bourbon wurde unter dem Kaiserreiche Ile Réunion genannt, welcher Name jetzt wieder aufgenommen ist. Die Ankerplätze werden oft durch sogenannte Raz-de-marées oder große rollende Wogen, die zuweilen bei völliger Windstille eintreten, beschwert, und sie richten die Fahrzeuge, die nicht unter Segel gehen konnten, um ihnen auszuweichen, meist übel zu.

men Champ de Mars erhalten. In der Mitte desselben ist dem Andenken des Generals Grafen de Malartie, der während der so mißlichen Jahre 1792 bis 1800 sich durch Kraft und streng ausgeübte Gerechtigkeit die ungetheilte Achtung des ganzen Volkes erworben hat, ein Denkmal errichtet. Lange blieb das Monument jedoch in unvollendeter Gestalt, bis es etwa vor zehn Jahren durch die Gattin des damaligen Gouverneurs Sir William Goënns durch in „fancy fair" gesammelte Mittel zu seiner Vollendung gebracht ist.

Gute macadamisirte Wege führen um die ganze Insel herum. Nach Norden zu gelangt man in die Districte Süd- und Nord-Pamplemousses, in denen man in einer etwas mehr als eine Meile betragenden Entfernung von der Stadt auf die Kirche und das Dorf gleichen Namens trifft. Der Weg ist schön, man fährt zwischen Waldstrecken und Zuckerrohrfeldern hin, aus der Entfernung schimmern prächtige Villen hervor, und die Aussicht wird durch manche Wanderer belebt, unter denen man oft die schmächtigen und anmuthigen Figuren der Hindus bemerken kann. An ihrer Seite schreiten auch zuweilen ihre Gattinnen mit den Kindern auf dem Arme einher. Die lebhaften Farben ihrer leichten Tracht erfreuen das Auge, aber das Antlitz der Frauen wird durch einen von der Nase bis zu dem Kinne herabhängenden flachen Ring entstellt. Die Hindus werden hier hauptsächlich zum Baue des Zuckerrohres verwendet. Die Kirche von Pamplemousses hat eine schöne Lage und ist sehr prächtig, der dazu gehörende Kirchhof ist dicht mit Denkmälern besäet, und die auf denselben stehenden Namen erinnern uns an viele historische Geschlechter und berühmte Personen. Etwas weiter entfernt, auf der entgegengesetzten Seite des Weges, werden die Gräber Pauls und Virginias gezeigt, die auf beiden Seiten eines kleinen Teiches, oder richtiger gesagt, einer mit Wasser gefüllten Grube liegen. Vielleicht soll dies eine Anspielung darauf sein, daß es das nasse Element war, welches die beiden Liebenden verhinderte ihr Schicksal bei Zeiten zu vereinigen. Die Grabsteine sind ganz einfach, ohne jegliche Zierde oder Inschrift, und die Gräber nicht einmal gut und mit gehöriger Sorgfalt erhalten. Einige kleine Sträucher Dornrosen waren innerhalb der engen Schranken, von welcher sie umgeben gepflanzt, aber an ihnen allen befand sich nur eine einzige Blüthe, so daß sich fast alle Mitglieder unserer Gesellschaft damit begnügen mußten, einige Blätter als Andenken an diese Stelle mitzunehmen, um sie nach unserer Heimkehr den Bewunderern der allgemein gekannten Novelle Bernardin de St. Pierres zu verehren. Wie weit übrigens die sterblichen Reste des Helden und der Heldin in diesen Gräbern existiren, lassen wir ungesagt sein.

Dicht neben der Kirche befindet sich ein botanischer Garten, schon

um das Jahr 1770 angelegt. Der ursprüngliche Zweck desselben war, als Pflanzschule für den Anbau von Kräutern zu dienen, welche damals als außerordentlich lohnend angesehen wurden. Die Person, welche besonders an der Einführung derselben arbeitete, hatte den bezeichnenden Namen „Poivre." Jetzt hat dieser Anbau sehr abgenommen und ist beinahe ganz eingestellt. Die regelmäßige Anlage des Gartens legt ein Zeugniß für das Alter desselben ab, und er soll, nach dem Urtheile von Kennern, sehr viel von großem Werthe enthalten. Die schattenreichen, feuchten Gänge, auf denen moosbedeckte Steinbänke standen, schienen nicht gerade sehr fleißig von Menschenfüßen betreten zu sein, und erzeugten einen Eindruck der Stille und „tendre mélancolie," wie er sich auch in dem Werke „Paul und Virginie" ausspricht.

Südwärts von der Stadt hat die Insel ein ganz anderes Aussehen. Der Streifen Landes, der den Strand bildet, ist hier ganz schmal, von der Bergkette in der Mitte der Insel springen Hügelzüge hervor und reichen fast bis zum Meere, und in die tiefen Klüfte zwischen denselben stürzen brausende Ströme hinab. Wir verbrachten einige Stunden auf einer in dieser Gegend gelegenen Villa, einem Herrn Carter, zeitigen Vorsteher des bedeutenden Handelshauses Blyth Brothers u. Comp. gehörig, an welches die Fregatte wegen ihrer Geldbedürfnisse adressirt war. Diese Villa liegt dem „Grande Rivière," welcher an diesem Punkte einen Fall von über hundert Fuß Höhe bildet, ganz nahe. Sein schäumendes Wasser zwischen den reichen Laubmassen, von welchem die steilen Abhänge verborgen werden, bildet ein unbeschreiblich schönes Gemälde, welches wir jedoch leider unter unvortheilhaften Umständen zu sehen bekamen, weil der Himmel wolkenbedeckt, und ein starker Regen, der kurz zuvor gefallen war, das Gehen unter Bäumen und zwischen Gebüschen etwas unbehaglich machte, besonders da der zähe Lehm des aufgeweichten Erdbodens sich in großen Klumpen an den Füßen festsetzte. Die Seiten des Thales, oder richtiger der Schlucht, in welcher der Fluß fließt, sind so steil, daß man nur mit Lebensgefahr dieselben hinauf- oder hinunterklettern kann, und eine Brücke führt nicht darüber hinweg, so daß Herr Carter genöthigt ist bis in die Stadt zu fahren, wenn er zu dem Landhause seines Compagnons, welches auf der anderen Seite des Flusses liegt, gelangen will, was so viel heißt, daß er drei schwedische Meilen fahren muß, um eine Entfernung zurückzulegen, welche, in gerader Linie gemessen, noch nicht einmal eine Viertelmeile beträgt. Das Wachsthum ist überall üppig, wir wanderten unter ganzen Alleen von Mango, Advocatenbirnen und anderen Fruchtbäumen, welche, wie alle anderen Pflanzungen, durch Rinnen bewässert werden, die unmittelbar aus überall herabrinnenden Bächen abgeleitet sind, und auch den

nöthigen Wasservorrath in die Häuser führen. Zu diesem Bedürfnisse kann man so viel nehmen, als es Einem beliebt, aber für die Pflanzungen wird der Wasserzugang nach einer festgesetzten Ordnung vertheilt, und es wird scharf darauf gesehen, daß Wäsche und Kleidungen nicht in diesen Rinnen gereinigt werden. Es müßte besonders befriedigend sein, sich ein Paar Tage in dieser schönen Gegend aufzuhalten, aber die der Fregatte nur noch kurz zugemessene Zeit erlaubte uns dies leider nicht.

Die ohne Zweifel angenehmste, aber auch beschwerlichste Wanderung, die wir unternahmen, war die zu der Spitze La Pouce. An und für sich selbst ist sie zwar nicht sehr mühsam, aber sie wurde es, wie schon gesagt, durch den, die vorhergehenden Tage gefallenen Regen, der die Berge ganz glatt und schlüpfrig gemacht hatte und große Massen von Wasser in den dichten Büschen, durch die man sich bis fast an den Gipfel durchzuwinden hat, zurückgelassen hatte. Man verläßt die Stadt auf der Seite des Champ de Mars, überschreitet dieses und kömmt dicht bei einigen hübschen, von Gebüschen und Blumen umgebenen Häusern vorbei, über ein Paar kleine Hügel, auf denen Cactushecken ihre verrätherischen Früchte darbieten, und gelangt so auf einen sanft abschießenden Weg, welcher jedoch bald steiler wird und für Fuhrwerk zugänglich zu sein aufhört. Zur Linken hat man einen tiefen waldbewachsenen Thalgang, zur Rechten einen steilen Bergweg, zwischen welchem und dem Wege eine Waldstrecke von üppigen, wenn schon nicht hohen Bäumen sichtbar wird. Man stößt hier oft auf Meerkatzen, welche beim Anblick des Wanderers mit unglaublichster Geschwindigkeit die Abhänge hinaufklettern und sich mit munteren Sprüngen aus einem Gebüsche in das andere werfen. Auch dem in der Botanik ganz Unkundigen zeigt es sich, daß man hier von einer Vegetation umgeben wird, die sich wesentlich von der des Flachlandes unterscheidet. Wir hatten kurz zuvor in einer Reisebeschreibung gelesen, daß Mauritius seiner Natur nach ein Mittelglied zwischen Tahiti und der Galapagos-Inseln sei, aber nicht zu viel Aufmerksamkeit auf diesen Ausdruck gerichtet; hier war es jedoch unmöglich, nicht durch die Aehnlichkeit der uns zunächst umgebenden Gegenstände mit den auf den fruchtbaren Theilen von Floriana gesehenen, überrascht zu werden, und daß diese Aehnlichkeit nicht eine blos äußerliche und scheinbare ist, wird dadurch bewiesen, daß Magister Andersson hier verschiedene, auf den erwähnten Inseln auch vorgefundene Gewächse fand, und zwar mehr als an jedem anderen Orte, den wir schon besucht hatten. Die scharfen Kämme der Berge erinnerten dahingegen an Tahiti, waren aber nicht so in Grün gehüllt, wie dort. Nur wenige Vögel wurden sichtbar, aber eine Art großer Schnecken kroch in Menge auf dem feuchten Boden umher. Ganz in dem Maaße, wie man weiter aufwärts gelangt, wird der Weg steiler, bis man auf den Schultern des Hügelzuges, von

welchem La Pouce aufsteigt, auf einen ebenen Weg gelangt, welcher jedoch bald wieder steil auf die weitausgedehnte Ebene in der Mitte der Insel hinaufführt, um welche herum die Bergzüge einen natürlichen Wall bilden, und dem Ganzen das Aussehen eines einzigen ungeheuren Krater verleihen, welcher jedoch schon seit Jahrhunderten oder wahrscheinlicher Weise seit Jahrtausenden nicht mehr in Thätigkeit gewesen sein kann. Man weicht nun von dem Wege ab und tritt in eine dichte Waldstrecke aus Gebüsch und niedrigen Bäumen bestehend, die durch Rankengewächse und Schlangengras zusammengewachsen und so verbunden sind, daß nur ein schmaler Fußsteig in sich windenden Krümmungen durch dieselbe führt. Je höher man steigt, je verworrener und verwickelter wird die Baummasse, wenn man sich aber endlich dem heraussteckenden Kegel selbst naht, zeigt sich der Wald ganz plötzlich wieder lichter. Man klettert nun auf den Steinen der steilen Abhänge hinauf, zwischen denen kleine Kräuter und Gräser von ganz nordischem Aussehen wachsen, und man befindet sich endlich auf der engen und schmalen Fläche, welche die Spitze bildet und die gerade nicht für eine allzu zahlreiche Gesellschaft Raum bietet. Der Passatwind wehete hier oben herum ganz frisch und die Temperatur war so angenehm, wie nur immer möglich.

Die Aussicht, die der La Pouce von seiner Spitze darbietet, wird wohl nicht leicht von einer anderen an Schönheit und Reichthum übertroffen werden. Das noch nicht eine halbe Meile entfernte Port Louis scheint unter den Füßen des Beschauers zu liegen, und nach der entgegengesetzten Richtung, nach Osten hin, breitet sich die eben erwähnte Ebene in dem herrlichsten Grün aus, in der Entfernung von Bergen begränzt, zwischen deren Zwischenräumen man das Meer hervorschimmern sieht. Nach Norden zu erhebt der Peter Both trotzig seinen kahlen Scheitel aus einem wogenden Meere von wechselnden grünen Laubmassen, und die daneben liegenden Klippen scheinen darnach zu streben ihn in Keckheit der Form zu erreichen. Nach Süden hin dehnt sich ein langer Bergzug aus, dessen kahler Kamm so dünn ist, daß man glaubt, rittlings auf ihm sitzen zu können. Naht man sich der Nordwestecke der kleinen Fläche, auf der man sich befindet, und beugt das Haupt über dieselbe hinab, so erblickt man nach unten einen hohen schroffen Felsen von einigen hundert Fuß Höhe, der unseren nordischen Altvorderen, die sich nach dem Eingange in Walhalla sehnten, wahrscheinlich ein eben so bequemer Weg dazu gewesen sein würde, wie die Attestupen unserer Heimath, von denen sie sich so gern hinabstürzten. Am Fuße desselben liegen große Steinblöcke bunt übereinander geworfen, halb unter Gebüschen und Kräutern begraben. Wir hielten uns etwa eine Stunde auf La Pouce auf und traten dann unsere Rückkehr an. Die ganze Ausflucht hatte nicht länger gedauert, als von sechs

Uhr Morgens bis eilf Uhr Mittags, während welcher fünf Stunden wir uns keineswegs beeilt, sondern vielmehr in guter Ruhe die uns umgebenden Gegenstände betrachtet hatten, und obschon wir unseren Einzug in Port Louis in einem jämmerlich durchnäßten und beschmutzten Aufzuge hielten, waren wir mit dem Unternehmen äußerst zufrieden und beklagten diejenigen aufrichtig, welche sich aus Furcht vor der Länge und Beschwerlichkeit des Weges davon abhalten ließen, uns Gesellschaft zu leisten.

Mauritius hat auf einer Oberfläche von sechzehn schwedischen Quadratmeilen eine Bevölkerung von 180,000 Menschen, wovon etwas über ein Viertel aus Weißen besteht *), ein anderes Viertel aus freigelassenen Negersclaven und deren Abkommen, und nicht die ganze Hälfte aus Hindus, meist von der malabarischen Küste. Von den Weißen ist unvergleichlich der größte Theil ein hiergebliebener Rest französischer Kreolen, der sich trotz des Regierungswechsels völlig seine Nationolität erhalten hat. Die französische Sprache ist noch allgemein gangbar, und man findet auch unter den gebildeten Klassen viele Individuen, die nicht ein Wort englisch reden oder verstehen. Besonders gilt dies von den Damen. Bis in den letzten Jahren ist die vor Gericht gebrauchte Sprache die französische gewesen und alle Verhandlungen wurden in derselben geführt, aber dies Verhältniß ist jetzt geändert worden, gewiß zum bittern Verdruß der zahlreichen Advokaten von französischer Herkunft, mit welchen die Insel überschwemmt ist und deren Raubgier zum Sprüchwort geworden ist. Ungeachtet die Kreolen anerkennen, daß sie keinerlei Gründe haben, sich über die englische Regierung zu beschweren und das Verfahren derselben nicht anzugreifen ist, herrscht doch unter ihnen wenig Sympathie für die neuen Herren, und die beiden Nationen haben auch sehr wenig Umgang miteinander. Nur bei größeren öffentlichen Veranlassungen sieht man sie beisammen. Bei den Engländern findet man hier dieselbe offene und ungenirte Gastfreiheit, die im Allgemeinen in allen ihren Colonieen herrschend ist. Die französische Bevölkerung hat sehr viel von der uralten Artigkeit ihrer Nation festgehalten und mit der Offenheit vereinigt, die den Kreolen auszeichnet. Anfangs herrschte unter ihnen eine unbegrenzte und äußerst freigebige Gastfreiheit, und wenn sie jetzt eine dürftigere Gestalt angenommen hat, soll die Schuld davon mehr in der Veränderung der Umstände, als in der Gesinnungsart zu suchen sein. Wie die meisten Plantagen-Besitzer der französischen Colonieen, waren nämlich die zur Zeit der Abtretung der Insel Mauritius an England sie bewohnenden Franzosen tief verschuldet,

*) Die Zahl der Engländer beläuft sich auf ungefähr 5000, die Garnison nicht mit eingerechnet. — Eine kleine Anzahl Chinesen giebt es sogar auch hier; und wie überall stehen sie nicht gerade in dem Genusse eines guten Rufes.

theils in Folge des Krieges, theils aber auch durch eine verschwenderische und unbedachte Lebensart in Beziehung auf Geschäftsangelegenheiten. Bald begann dann die Anpflanzung des Zuckerrohrs eine bedeutende Ausdehnung zu gewinnen und der Wohlstand stieg, aber die meisten Plantagen fuhren doch fort, arg darin zu stecken. Dann kam die Sclavenemancipation*) hinzu, auf welche man jedoch schon lange vorbereitet worden war. Ansehnliche baare Summen gingen zwar ein, als ein Ersatz für die Freigebung derselben und brachten eine regere Bewegung in das Kapital der Insel, aber statt zur Verbesserung des Grundbesitzes und der Abtragung der Schuldenlast benutzt zu werden, sollen sie zum größten Theile auf Vergnügungen und Wohlleben verschleudert sein, und als das letzte Pfund sorglos ausgegeben war, befand man sich in einer ganz betrübten Stellung. Sie ist zwar seit jener Zeit wieder bedeutend gebessert, und sogar die vor einigen Jahren eingetretenen großen Handelskrisen vergingen ohne Ungelegenheiten bedeutenderer Beschaffenheit. Aber inzwischen hatte sich auch ein ernsteres Bestreben geltend gemacht und die ehemalige Verschwendung und Vergnügungssucht wurde gegen Sparsamkeit und Arbeitsamkeit ausgetauscht. Daß wir im Uebrigen während unseres kurzen Aufenthaltes an Ort und Stelle nicht dazu kommen konnten einige nähere Bekanntschaften zu machen, ist leicht einzusehen, aber nach ein Paar kleinen Gesellschaften zu urtheilen, welche die Fregatte besuchten, dürfte die Insel ein sehr angenehmes gesellschaftliches Leben darzubieten haben, oder wenigstens eins der nothwendigsten Elemente zu einem solchen, einnehmender Mitglieder des zarten Geschlechtes nicht entbehren.

Seitdem die Engländer Herren von Mauritius geworden sind, hat der Kräuter- und Spezereibau ganz der Erzielung des Zuckerrohrs weichen müssen, die in einem Erstaunen erregenden Grad zugenommen hat, wobei man jedoch bedenken muß, daß der Mangel an Absatz in Folge des Krieges die Production lange auf einem sehr niedrigen Standpunkte erhalten hatte. Im Jahre 1812 war der Ertrag wenig über eine Million Schiffspfund, während der Jahre 1815—1820 betrug er in der Durchschnittszahl jährlich ungefähr sechs Millionen, ist aber nun auf einhundertundsechzig gestiegen**), was hinreicht, um zweihundert mittelgroße Fahrzeuge zu belasten. Von dieser ganzen Zuckermasse gehen etwa fünf Siebentel nach England, der Rest nach dem Cap und Australien. Der Bau und die Pflege des Rohrs wird mit der größten Sorgfalt betrieben und Guano als Dungstoff benutzt. Der peruanische wird hier für den kräftigsten

*) Am 1. Februar 1835.

Der Uebersetzer.

**) 140 Millionen französische Livres.

gehalten. Die Arbeiter sind zum größten Theile Hindu's, die fleißiger, anstelliger und weniger kostspielig als die Neger sind. Durch eine ältere Erfahrung gewarnt, geht man sehr vorsichtig mit der Ausrodung der Wälder zu Werke, und haut nicht mehr aus, als was man gerade zum fruchttragenden Lande verwandeln kann. Kaffee wird auch auf den Hügeln und Höhen gebaut. Er ist von vorzüglicher Beschaffenheit, aber die Verschiffung desselben unbedeutend. Eigentlichen Ackerbau findet man nur im geringen Maaße und für die ganze Arbeitsklasse müssen die Lebensmittel (Reis ist der Hauptbestandtheil derselben), aus Indien und von anderen Orten geholt werden. Einige weit ausgedehnte Viehweiden finden sich natürlicher Weise auch nicht vor, und obschon man schöne Heerden sieht, liefern dieselben doch nicht einmal hinreichendes Schlachtvieh für den Bedarf der Insel, sondern es muß dasselbe aus Madagaskar geholt werden. Viele arabische Fahrzeuge, sogenannte Gurabs und Daos, werden mit dem Transporte des Viehes beschäftigt, aber diese Seefahrt stockt während der Zeit der Stürme und Orkane im bedeutenden Maaße, das heißt, zwischen November und März oder auch April. Die Lebensmittel sind in Folge dessen theuer, für ein Pfund Ochsenfleisch muß man sechsunddreißig Schillinge bezahlen. Von eßbarem Wild giebt es Rehe, Repphühner und Wachteln, welche jedoch nicht auf der Insel selbst heimisch sind, sondern erst hierher verpflanzt wurden. Die Wälder liefern mehrere schöne und anwendbare Holzarten zu Nutz- und Brennmaterial, worunter das Ebenholz, als die beste Art angeführt werden muß. Kleinere Schiffe werden hier größtentheils ganz aus auf der Insel gewachsenem Holze gebaut.

Mauritius hat eine Versicherungsgesellschaft gegen Seeschaden, mit einem Kapitale von 50,000 Pfund Sterling und zwei Banken und eine Sparbank, die Letzterwähnte von der Regierung eingerichtet. In wissenschaftlicher Hinsicht besitzt es eine „Society of Arts and Sciences," einen literarischen Verein und eine meteorologische Gesellschaft. Die enge Gemeinschaft der Insel mit der ganz in ihrer Nähe liegenden Madagaskar und den in unweiter Nachbarschaft befindlichen Seychellen, Rodrigues und Chayos, sämmtlich jetzt englische Besitzungen, im Uebrigen aber wenig besuchte Oerter, machen sie zu einem Niederlagsort für die Naturalien dieser Orte, womit ein nicht unbedeutender Handel getrieben wird. Namentlich für meteorologische Beobachtungen ist die Insel vortrefflich gelegen, besonders für Studierende der großen Orkanphänomene, zu welchem Zwecke auch die oben erwähnte Gesellschaft hauptsächlich gestiftet wurde. Der gegenwärtige Wortführer derselben ist Dr. Thom, welcher sich schon seit langer Zeit mit Forschungen in diesem Stoffe beschäftigt und ein Paar kleinere Schriften in demselben herausgegeben hat. Der Secretair, Mr. Bousquet, hat auch seit längerer Zeit Materialien zu einer genaueren

Kenntniß der Orkane gesammelt, und da jetzt alle hier vorüberkommende Fahrzeuge, oder mindestens die Mehrzahl derselben, Auszüge aus ihren Loggbüchern geben, muß die Sammlung der Angaben bald der Zahl nach sehr bedeutend und dadurch werthvoll werden.

Eine Darstellung der Natur der Orkane, soweit man dieselbe schon mit Sicherheit kennt, kann hier nicht in Frage kommen, und sie würde überdies kaum für den Leser im Allgemeinen faßlich gegeben werden können, ohne gar zu weitläufig zu werden, während derjenige, welcher aus der Kenntniß dieser Phänomen einen Nutzen zu ziehen erwartet, sich doch in allen Fällen aus den eigens darüber herausgegebenen Werken eine vollständigere verschaffen muß, als wir uns im Stande glauben, sie ihm verschaffen zu können. Eine solche Kenntniß über die Beschaffenheit der Orkane und ihre Bewegungen ist ohne Zweifel für den Seemann, welcher die Fahrwasser, in denen sie vorkommen, besegelt, von Nutzen, und selbst auch dann noch, wenn man diesen Nutzen in Frage stellen sollte, dürfte die auf Erlangung derselben verwendete Zeit nicht so groß sein, daß sie nicht leicht nach einer anderen Seite hin zu ersparen sein würde. Wir sind davon überzeugt, daß die im Folgenden angegebenen Regeln, um auf der See diesen Orkanen zu entgehen, bei der strengsten Einhaltung unmöglicher Weise eine Unbequemlichkeit herbeiführen werden, auch wenn sie nicht immer unfehlbar das Schiff retten können, welches sich vielleicht schon in einer solchen Lage befindet, daß es nicht wieder herauskommen kann, sondern sich auf die beste Art, zu versuchen dem Orkane Trotz zu bieten, beschränken muß, welcher gewöhnlich die unter seinen vollen Einfluß gerathenen Fahrzeuge übel zurichtet. Als Beispiel wollen wir den außerordentlich heftigen erwähnen, welcher im Jahre 1781 die von Rodney in Westindien genommenen Priesen so fürchterlich zurichtete und England einen Verlust von 3000 Seeleuten zufügte, außer den in seinen Colonieen angestellten Verheerungen, welche auf Millionen Pfund Sterlinge hinaufgingen; und um wieder nach Mauritius zurückzukommen, führen wir die von 1807 und 1808 an, von denen der eine das Linienschiff „Blenheim" und die Fregatte „Java" versenkte, der andere ein unter dem Befehle des Sir Edward Pellew's*) heimgehendes Konvoy anfiel, von welchem drei große Ostindien-

*) Sir Edward Pellew ist der spätere Lord Exmouth. — Der Blenheim führte die Flagge des Admiral Sir Thomas Troubridge. Er war der Freund Nelsons gewesen, sein Waffenbruder und einer der ausgezeichnetsten Offiziere Englands. Eine Brigg, Harrier, welche etwas von den anderen beiden Fahrzeugen abgekommen war, kam dadurch glücklich an den Ort ihrer Bestimmung, Ostindien, aber gleichsam als ob ein unheilvolles Geschick auf dem ganzen Geschwader geruht hätte, sank auch sie im folgenden Jahre, während eines Orkanes im ostindischen Fahrwasser.

fahrer versanken, und die meisten übrigen Fahrzeuge nur mit Verlust von größeren oder kleineren Theilen ihrer Takelage sich glücklich schätzen mußten, die zerbrochenen Rumpfe zu retten. Vor ungefähr jetzt zehn Jahren geriethen die französische Fregatte „La belle poule" und die Korvette „Le berceau" auf dem Wege von Isle de Bourbon nach Madagaskar in einen solchen Orkan, der die Korvette versenkte und die Fregatte in ein hülfloses Wrack verwandelte, und während eines zweiten, im November des Jahres 1851, wurden nicht weniger als funfzehn Fahrzeuge entmastet oder beschädigt, von denen später vierzehn nach Mauritius kamen, um sich dort repariren zu lassen*).

Die Jahreszeit der Orkane ist der Hochsommer und der Herbst. Es kommen dergleichen in Westindien und der chinesischen See vor (wo sie Typhone genannt werden), dort in den Monaten Juli bis November, im südlichen, indischen Meere aber zwischen dem November und dem April, welche Zeitgrenzen selten überschritten werden, und zwischen denen sich das Phänomen am häufigsten wiederholt, wenn gleich auch nicht immer auf eine so gewaltsame Weise. Das oben erwähnte bei Westindien trat im November ein. In den bengalischen und arabischen Buchten ist es auf keine gewisse Jahreszeit beschränkt, aber es gruppirt sich auch dort am häufigsten auf gewisse Monate. Selten verfließen zwei oder drei Jahre hintereinander, ohne daß man auf Mauritius die Spuren von einem solchen Orkane erkennen kann, aber alle sind natürlich nicht in sich selbst gleich kräftig, und auch von den gewaltigsten schreitet nicht immer der gefährliche Mittelpunkt der wirbelnden Bewegung über denselben Punkt vor. Man hat bemerkt, daß die heftigen oft genug ein Paar Jahre hintereinander eintreffen, ohne daß jedoch eine eigentliche periodische Wiederkehr beobachtet werden konnte. Die, welche auf der Insel die größten Verwüstungen angestellt haben, trafen in folgenden Jahren ein: 1730, 1731, 1746, 1754, 1760, 1772, 1773, 1788, 1807, 1808, 1818, 1819, 1824, 1836 und endlich 1850, wenn schon auch noch bei manchen anderen Gelegenheiten kleinere Schaden herbeigeführt sind. Der Orkan von 1773 raste am 9. und 10. April, zerstörte alle Saaten und die meisten Fruchtbäume, warf im Port Louis eine Kirche über den Haufen, stürzte über dreihundert Häuser ein und trieb zweiunddreißig in dem Hafen liegende Fahrzeuge

---

*) Das Kentern der schwedischen Corvette „Carlskrona" vor Havanna wurde nicht durch einen solchen Orkan, sondern durch einen plötzlichen und schnell vorübergehenden Stoßwind herbeigeführt. Diese beiden Phänomene sind weit verschieden und dürfen nicht mit einander verwechselt oder vermischt werden; außerdem dauert der Orkan zuweilen mehrere Tage, wenn auch selbstverständlich nicht diese ganze Zeit mit immerwährend gleicher Heftigkeit.

auf das Land. Die beiden von 1818 im März und 1819 im Januar richteten auch sehr bedeutenden Schaden an. Wir müssen nun diesen Stoff verlassen und führen nur noch an, daß die eigentlichen Aequatorial-Gegenden von Heimsuchungen durch Orkane befreit sind, welche dahingegen sich bis weit in die Tropen hinaus ausdehnen, in denen sie entstehen und sich entwickeln, so daß ein und der andere, nachdem er über das ganze atlantische Meer hinweggefahren, sich doch noch leicht auf den Küsten Europa's, mitunter auf eine höchst unbehagliche Art, wie z. B. am 21. December 1821, erkennen läßt.

Sowohl Mauritius, wie Bourbon, wurden zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts von dem Portugiesen Pedro de Mascarenhas entdeckt, welcher dem ersteren den Namen Ceroné gab und die letztere nach sich selbst benannte. Beide Inseln waren damals unbewohnt. Die Portugiesen besuchten seitdem mehrere Male dieselben, besonders Mauritius, dessen Häfen besser sind, als die Bourbons, und brachten Ziegen und Rehe, Meerkatzen und Schweine dorthin. Gegen Ende desselben Jahrhunderts wurde die Insel von einem holländischen Geschwader besucht, dessen Befehlshaber derselben den Namen verlieh, den sie jetzt noch trägt *). Eine Colonisirung wurde jedoch nicht eher begonnen, als gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, und auch da hatte sie erst eine geringe Dauer. Der Gouverneur hatte von den französischen Colonisten auf Madagaskar einen Haufen Sklaven beiderlei Geschlechts gekauft, aber diese entliefen in den Wäldern und beunruhigten späterhin stets die Kolonisten. Nach einem neuen Versuche, einigen Vortheil aus der Insel zu ziehen, trat sie die holländisch-ostindische Compagnie im Jahre 1715 an die französische ab, welche schon seit 1664 auch ganz Bourbon inne hatte. Sie erhielt nun den Namen Isle de France. Es erhielt sich aber Alles in einem betrübenden Zustande bis zum Jahre 1734, wo die Colonie unter Mahé de la Bourdonnais kräftiger und kluger Regierung aufzublühen begann. Das Zuckerrohr, die Quelle des gegenwärtigen Reichthums derselben, wurde von ihm eingeführt, und fast alle allgemein nützlichen Anlagen schreiben sich aus seiner Verwaltungszeit her, unter welcher auch die Colonie von einer ihrer schlimmsten Plageruthen, den Waldnegern oder sogenannten Maronen, befreit wurde**). Für alle seine Dienste wurde der auch als Krieger ausgezeichnete Mann mit drei Jahren Gefängniß in der Bastille und darauf folgender Vergessenheit und Armuth belohnt. Frankreichs ostindische Compagnie hat

---

*) Nach Moritz von Oranien.

Der Uebersetzer.

**) Diese Benennung für die in die Wälder entsprungenen Neger ist auch in ganz Westindien allgemein.

auf dieselbe Art und Weise die meisten ihrer ausgezeichnetsten Beamten behandelt, worunter wir nur Lally erwähnen wollen, der seine Tage auf dem Richtblocke beschließen mußte. Es ist daher nicht wunderbar, daß die Gesellschaft keinen langen Bestand hatte, im Jahre 1767 wurden die Besitzungen derselben gänzlich vom Staate übernommen. Der gegenwärtige Gouverneur auf Mauritius, Mr. Higginson, hat sich kürzlich an die Spitze einer Subscription gestellt, um la Bourdonnais eine Statue zu errichten.

Frankreich konnte bald aus der guten Verfassung, in welche dieser Mann Isle de France gebracht, die Vortheile erndten. Als während des nordamerikanischen Freiheitskrieges die ostindischen Fahrwasser ein Tummelplatz für die englischen und französischen Geschwader wurden, kam letzteren die Insel wohl zu Passe und machte es für de Suffren möglich, seine Fahrzeuge lange daselbst in gutem Zustande zu erhalten. Während der Revolution blieb die Insel nicht frei von Unruhen, aber der Partei der Ordnung, mit dem oben erwähnten Gouverneur de Malartie an der Spitze, glückte es dennoch, das Obergewicht zu behalten, und als das Dekret des Convents über die Freigebung der Sklaven ankam, erklärte sich die Colonie bis zu einem gewissen Grade von dem Mutterlande unabhängig. Mit Anerkennung der Richtigkeit des Dekrets in der Sache selbst, läßt es sich wohl nicht bezweifeln, daß die anbefohlene Freilassung, ohne einige Vorbereitungen und ohne den Sklavenbesitzern eine Art Entschädigung zuzuerkennen, der Colonie den vollkommenen Untergang gebracht haben würde. Die Gemeinschaft mit dem Mutterlande war jedoch deshalb noch nicht gänzlich gebrochen, und das frühere Verhältniß wurde wieder hergestellt, sobald Napoleon seine Regierung hatte befestigen können. Während der folgenden Kriege leistete die Insel dem Admiral Linois dieselben Dienste, wie sie es früher de Suffren gethan, und außerdem wurden von dort eine Menge Caper ausgerüstet, deren ebenso kecke, als geschickte Befehlshaber die französische Flotte, bei deren in diesen Fahrwassern gegen den englischen Handel nach Ostindien geführten Ausrottungskrieg, gute Hülfe leisteten. Unter diesen Caper-Capitainen hat besonders Surcouf sich berühmt gemacht. Schon bei dem Ausbruche des Krieges war die Einnahme der Insel von dem damaligen General-Gouverneur von Indien, dem Marquis von Wellesley, beabsichtigt worden, wurde aber dann von einer Zeit zur anderen aufgeschoben. Endlich aber wurden die dem englischen Handel zugefügten Verluste so bedeutend, daß das Vorhaben gegen Isle de France etwas ernster beschlossen wurde, und als vorbereitende That besetzte man die Insel Rodrigues, so wie gleichzeitig eine Anzahl Fregatten ausgesendet wurden, um die Häfen von Isle de France streng blokirt zu halten. Isle Bourbon fiel in die Hände der Engländer. Zur

See war das Kriegsglück jedoch mehr wechselnd, als auf irgend einem anderen Punkte der Erde, und blutige Kämpfe wurden rings um die Strande der Inseln ausgefochten. Verschiedene Kämpfer der beiden Nationen haben hier ihren Ruf begründet; wir erwähnen nur Rowley, Willoughby, Duperré, Hamelin, Bouvet und mehrere andere. Der 24. August 1810 wurde ein für die Engländer unheilvoller Tag, da eine ihrer Fregatten in Grandport gezwungen wurde die Flagge zu streichen, zwei von ihren eigenen Besatzungen verbrannt werden mußten, die sich an Bord einer vierten retteten, welche aber ein Paar Tage nachher auch die Flagge streichen mußte. Dasselbe Geschick wurde auch noch von einer fünften getheilt, welche jedoch am Tage darauf wieder genommen wurde*). Endlich griffen die Engländer im November die Insel mit einer Flotte von siebenundzwanzig Orlogsschiffen, unter Befehl des Admiral Bertis, und in Begleitung von funfzig Transportschiffen, welche 15,000 Mann Landungstruppen an Bord führten, an, und am 3. December capitulirte der französische Befehlshaber, die Insel sowohl, wie das dorthin verlegte Geschwader von vier Fregatten und ein Paar kleineren Fahrzeugen und alle bisher von den Engländern genommenen Priesen überliefernd. Im Frieden zu Paris erhielt Frankreich die Insel Bourbon wieder zurück, aber Isle de France wurde an England abgetreten. Der alte Name derselben wurde auch damals wieder aufgenommen und ist seit jener Zeit beibehalten worden.

Unser kurzer Aufenthalt auf Mauritius war ein sehr angenehmer, und wurde durch ein glänzendes Mittagsmahl bei dem Offizierkorps des hierher verlegten 5. Füselier-Regiments beendet. Zur Mittagszeit des 17. März segelten wir von Port Louis ab, und passirten am folgenden Tage in Sicht von der hohen Isle Bourbon. Der Nordostpassat hielt an bis wir uns am 23. unter dem 30. Grad südlicher Breite und dem 47. Grad östlicher Länge befanden. In den vier Mal vierundzwanzig Stunden vom 18. bis zum 22. hatte die Strömung uns in der Mittelzahl von zwanzig (drei und eine halbe schwedische Meilen) in vierundzwanzig Stunden nach Nordnordost versetzt. Am Nachmittage des letzterwähnten Tages gab sich die Annäherung an die Region der veränderlichen Winde durch einzelne Stöße aus der Westecke her zu erkennen, die viel Regen mit sich brachten. Der 23. und 24. wurde unter unaufhörlich herumspringenden Winden verbracht, die von starkem Regen und Donnerschlägen begleitet waren. Diese Winde hielten den Monat hindurch aus, doch überwiegend aus der Südwestecke herkommend, und das im Allge-

*) Die Namen derselben waren der Reihe nach: Nereide, Magicienne, Sirius, Iphigenia und Africaine.

meinen schöne Wetter wurde ein Paar Mal durch Regen und Donnerschläge unterbrochen. Am Morgen des ersten April frischte sich der Wind von Südwesten aus auf, und wehte zur Mittagszeit als völliger Sturm, so daß die Fregatte unter ganz gerefftem Fock und Besanstagsegel lag. Die afrikanische Küste um Point-Hood herum war jetzt in Sicht. Der Sturm legte sich schnell, und schon am Nachmittage des 2. war der Seegang vollkommen verschwunden. In den letzten vierundzwanzig Stunden hatte uns der Strom sechsundachtzig (funfzehn schwedische) Meilen nach Süd-Westen zum Westen, oder gerade gegen Wind und See versetzt, etwas, was hier um das südliche Vorgebirge Afrikas herum oft geschieht; wenn schon die allgemeine Richtung der Strömung gerade die entgegengesetzte, oder nach Osten hin ist. Das Land um die Alga-Bucht war in Sicht und von 3 bis 6 Uhr Nachmittags, während welcher Zeit die Fregatte keine bedeutende Entfernung durchlaufen hatte, sank die Temperatur des Meeres 2,7 Grad. Die folgenden fünf Tage hatten wir ziemlich wechselnde Winde, bald schwach, bald frisch wehend, aber im Allgemeinen klares und schönes Wetter, jedoch mit starker Deining aus Südwesten. Die Strömung setzte unterdessen ein wenig nach Osten um, und die Temperatur des Meeres wechselte zwischen 18 und 22 Grad. Zur Mittagszeit des 7. kam das Land um Cap Lagulhas und False Bai in Sicht, und gegen Abend das Vorgebirge der guten Hoffnung. In der Dämmerung legten wir südwestwärts bei, und wendeten uns ein Paar Stunden nach Mitternacht wieder nordostwärts. Das Vorgebirge der guten Hoffnung kam weiter am Morgen abermals in Sicht, und der Cours wurde auf die Table-Bai genommen. Der Wind wehte hart von Ostsüdost herüber, beruhigte sich aber bald beinahe gänzlich, als wir erst in See des Landes gekommen waren, dessen sonderbare Formen wir gute Zeit zu betrachten hatten. Es war fast schummrig bevor wir Green-Point, das Vorgebirge, welches nach Westen hin die Tafelbucht bildet, passirten. Der Südost stellte sich nun wieder frisch vom Tafelberge herabwehend ein; gegen denselben aufkreuzend nahten wir uns allmählig der Stadt, und ankerten um halb 9 Uhr Nachmittags. Am folgenden Morgen zogen wir uns weiter in die Bucht hinein, bis auf acht Faden Tiefe und mit Sandboden; die Spitze des Teufelsberges wurde von hier aus im Südsüdwesten gepeilt und der Löwenkopf wurde gerade genau nach Osten über der Signalstation auf dem Abhange desselben gesehen. Die Temperatur des Meeres, welche am 7. ostwärts des Vorgebirges der guten Hoffnung noch 19 Grad hatte, war nun bis auf 14 herabgesunken.

Der Hafen der Capstadt, die Tafel-Bucht, ist nur eine offene Rhede, woselbst man den nördlichen und westlichen Winden völlig bloßgestellt ist, und der Ankergrund ist nicht besonders gut. Während der Sommer-

monate Oktober bis März hat man diese Winde wohl nicht zu befürchten, der Südost weht dann mit der Beständigkeit des Passatwindes, sendet aber heulende Stöße aus den Bergen heraus, so daß man sich bei dem Einkreuzen davor hüten muß, zu viele Segel zu führen. Besonders an den Nachmittagen sind diese Stöße sehr heftig. Während des Winters, April bis zum September, wehen dahingegen oft genug harte nördliche Winde, die im Vereine mit der hohen See schon manches Fahrzeug auf's Land getrieben haben. Wir hatten am 15. und 16. einigermaßen einen Anfall von einem solchen auszuhalten, der von Regen und dicker Luft begleitet war. Ein amerikanisches Schiff sprengte während desselben seine einzige Ankerkette, und gerieth ins Treiben, erhielt aber Beihülfe und Ersatz vom Lande, wo sich immer Anker und Taue bereit und in Ordnung vorfinden, um auf ein gegebenes Signal in großen Booten hinausgeführt zu werden. Natürlicherweise muß man für eine solche Hülfe eine schwere Bezahlung erlegen; die Kosten für den Anker und die Boote sind bedeutend, und man darf nicht darauf rechnen, solche Dienste für Nichts zu empfangen, besonders da hier selten die Rede davon ist, Menschenleben zu bergen, sondern es sich vielmehr ganz einfach um eine Angelegenheit zwischen den Versicherern der Fahrzeuge und den Hafenbehörden handelt. Während der beiden stürmischen Tage gingen jedoch unsere Boote glücklich sowohl ans Land, als auch wieder zurück an Bord. Auf Green-Point stranden jährlich mehrere Fahrzeuge, und wir sahen eins, welches von Australien zurückkehrte dort seine Reise schließen. Es fuhr in einer Nacht im Nebel auf und wurde Wrack, aber die Besatzung und selbst ein Theil der Last wurde geborgen. Die letztere wurde drei oder vier Tage darauf mit dem Wrack auf Rechnung der Assecuranz im meistbietenden Wege versteigert.

Die Temperatur war während unseres Aufenthaltes in der Tafel-Bucht sehr verschieden, so daß sie an dem einen Tage 31 Grad überstieg und an einem anderen noch nicht einmal 16 erreichte, und in der Nacht sank sie sogar unter 11 Grad. Die des Meeres war auch sehr wechselnd, zwischen 12—15 Grad.

Englischen Kriegsschiffen ist es nur im Sommer gestattet in der Tafel-Bucht zu liegen, und auch dann sieht man sie nur selten daselbst, vielmehr liegen sie gewöhnlich in der zwei schwedische Meilen südwärts der Stadt befindlichen Simons-Bucht, woselbst es eine kleine Werfte giebt und der Stationsbefehlshaber seinen Wohnsitz hat. Außer einem Paare englischer Fahrzeuge lagen dort die russische Fregatte Pallas und ein kleines Dampfboot, beide auf der Reise nach Kamschatka begriffen. Unser alter Bekannter aus Batavia, Ardjoeno, und die amerikanische Dampffregatte Powhattan, ein Schwesterschiff der schon früher erwähnten Sus-

quehannah, langte ein Paar Tage nach uns in der Tafelbucht an. Die Powhattan war dazu ausersehen das für Java bestimmte Geschwader zu verstärken.

Die drei Berge, welche die Capstadt umgeben, der Tafelberg, der Löwenberg und der Teufelsberg bilden eine Gruppe von höchst sonderbarem Aussehen. Das Gestein ist Sandstein, und der rothbraune Staub desselben ist ein wirklicher Fluch für die Stadt, in deren Straßen er in wirbelnden Wolken von Stoßwinden umhergetrieben wird. Von unserem Ankerplatze aus war der Tafelberg zu sehen, er erhob sich mitten zwischen den beiden anderen; der Gipfel desselben ist ganz flach, woher er eben seinen Namen bekommen hat. Seine Höhe beträgt 3600 Fuß. Der Löwenberg liegt westlich von dem ersteren, seine Ausdehnung geht ungefähr von Nord nach Süd, und von Westen aus gesehen hat er etwas Aehnlichkeit mit einem liegenden Löwen, dessen Haupt nach Süden gewendet ist. Der Teufelsberg ist zerklüftet und spitz. Auf den Abhängen der Berge findet man Meerkatzen und Paviane. Eine von uns beabsichtigte Reise nach dem Gipfel des Tafelberges mußte leider in Rücksicht auf das bewölkte Wetter aufgegeben werden. Man entbehrt nämlich nicht nur bei einem solchen jeden Lohnes für seine Mühe, sondern setzt sich auch dem Uebelstande aus sich auf dem Berge selbst zu verirren, was, außer der damit verknüpften Unannehmlichkeit, oft auch gefährlich ist. Man thut am Besten, wenn man eine Person mit sich nimmt, die die Wege kennt, sonst kann man leicht den ganzen Tag wandern müssen ohne eine Stelle zu finden, wo man die steilen, fast gerade abgeschnittenen Absätze hinaufkommen kann.

Der holländische Ursprung verräth sich noch deutlich im Aeußeren der Stadt. Die Häuser sind ihrer bedeutendsten Zahl nach ganz so, wie man sie auf allen Gemälden aus der Schule dieses Landes sieht, und ganz besonders ist das Rathhaus durchaus keine schlechte Probe der Baukunst Hollands. Auch unter der Bevölkerung macht sich sogleich auf den ersten Anblick ein nicht englisches Element bemerkbar, und das Ohr muß oft die batavische Sprache vernehmen, die namentlich von der arbeitenden Klasse ganz allgemein gesprochen wird. Diese schien uns hier häßlicher zu sein, als an jeder anderen Stelle des Weltenrundes, die wir besucht hatten, eine natürliche Folge von der Vermischung mit dem Hottentotten-Blute. Aechte Hottentotten sieht man aber nicht oft in der Stadt, und die, auf welche man stößt, sind meist vom Lande hineingekommene Knechte oder Fuhrleute, denn die Hottentotten wollen nicht recht im Stadtleben gedeihen. Ein solcher Fuhrmann mit seinem Gespanne gehört zu den charakteristischen Eigenheiten der Capstadt. Man denke sich einen ungeheueren Rüstwagen, mit bis zu einem Dutzend Paar Ochsen bespannt, und der an der

Seite desselben wandernde Kerl mit einer Peitsche von den fabelhaftesten Dimensionen versehen. Der Schaft derselben ist von ein Paar Faden Länge, und die Schnur würde durch ein Mißverständniß für eine Angelleine genommen werden können. Die Peitsche wird mit beiden Händen geführt, und bei ihrer Benutzung faßt der Kerl erst festen Fuß, um mit Beihülfe des ganzen Obertheiles des Körpers die Kraft in die Schnur zu bringen, mittelst welcher er in geschwinden Schwingungen die lärmendsten Knalle hervorruft. Die Ochsen sind mager, hochbeinig und mit außerordentlich langen Hörnern versehen, und das Aussehen derselben verräth mehr Beweglichkeit, als Stärke. Die Dressur zu ihrem Zwecke ist vortrefflich, auf nur mündlichen Befehl manoeuvriren sie mit Genauigkeit, die mit der der best-exercirten Artillerie wetteifern kann, und es erregt Erstaunen, wie gut sie sich in einem ganz tüchtigen Trabe um die Straßenecken zu wenden wissen.

Das zunächst um die Stadt herumliegende Land ist sehr häßlich; Sand und riesige Kräuter machen die Hauptzüge seines Charakters aus. Im Allgemeinen bietet das Ganze für jeden Anderen, als den Naturkundigen, nichts von Interesse, weder eine schöne Natur, noch gut gepflegten Ackerbau oder sonst etwas das Auge fesselnde, und obschon man in einiger Entfernung auch wohl schöne Stellen findet, macht es die Kostspieligkeit jeder Art Fuhrwerk, daß man sich nicht gern ohne einen besonderen Zweck dorthin begiebt. Ungefähr eine Meile von der Stadt besitzt unser geachteter Consul, Herr Letterstedt, eine prächtige Villa Mariedal, woselbst er mit ächter nordischer Gastfreiheit alle Landsleute aufnimmt. Aus Veranlassung der erst ganz kürzlich hier angelangten freudigen Nachricht von der Geburt eines einstigen Erben des schwedischen und norwegischen Königthrones, veranstaltete Herr Letterstedt einen glänzenden Ball, wozu alle Würdenträger und die angesehensten Personen der Stadt gebeten waren. Der Gouverneur, General Cathcart, war durch einen Zufall nicht in der Capstadt, sondern an der Grenze, um dort die Verhältnisse nach dem eben beendeten Caffern-Kriege neu zu regulieren, aber sein Stellvertreter brachte ein Lebehoch auf den neugeborenen Thronfolger aus. Der Commandeur-Capitain Virgin antwortete auf diese Gesundheit mit einem Toast auf das Wohl der Königin von England. Ein am Bord der Eugenie angefertigtes Feuerwerk wurde abgebrannt, und es war nichts unterlassen, um das Fest so fröhlich, als möglich, zu machen. Einige Tage zuvor waren der Chef und die Offiziere der Eugenie zu einem Balle an Bord des Meanders, des Flaggenschiffes des Stations-Befehlshabers Commodore Talbot eingeladen, und am Tage darauf gab der Commandeur-Capitain Virgin an Bord der Eugenie ein „Dejeûner dansant," wozu sich unglücklicherweise nur ein kleiner Theil der eingeladenen Damen einfand;

vermuthlich weil sie sich noch nicht von den Anstrengungen des Tanzes der vorhergehenden Nacht hatten erholen können; oder auch weil sie die noch anhaltende Deining nach dem stürmischen Wetter der letztvergangenen Tage fürchteten. Das Halbdeck der Fregatte war in einem sehr schönen Tanzsaal verwandelt, der mit Ornamenten von Wappen und darum geschlungene Kränze und Festons von Eichenlaub und Haidekraut geziert war, von welchen vaterländischen Gewächsen auch hier ein Ueberfluß vorhanden ist. Die freigebige Gastfreiheit des Consuls Letterstedt beschränkte sich übrigens nicht nur auf das Befehlspersonal der Eugenie, sondern auch der Unterbefehl und die Besatzung wurden von ihm bedacht und mit verschiedenen Erfrischungen reichlich tractirt.

Zwischen der Stadt und Mariedal weicht der Weg zu dem vom Staate unterhaltenen Observatorium ab, dem jetzt der Herr Maclear vorsteht, welcher kürzlich eine sehr ausgedehnte und beschwerliche Gradmessung längs der westlichen Küste der Cap-Colonie geschlossen hat*). Die Resultate desselben sind noch nicht veröffentlicht worden. So wie seine Vorgänger im Dienste, Fallowes und Henderson, hat Herr Maclear sich auch einen ganz angesehenen Namen gemacht. Das Observatorium war jetzt in einem erweiternden Ausbaue begriffen, und man ging gerade damit vor den Grundstein zu einem großen Meridiankreise zu legen, den man aus Trouphtons und Simras wohlbekannter Instrumentenwerkstatt in London erwartete. Im Uebrigen enthielt es in Hinsicht auf Instrumente nichts Merkwürdiges. Dicht daneben befindet sich ein magnetisches und meteorologisches Observatorium, welchem ein Herr Morton vorsteht, aber seitdem das eigentliche Gebäude vor mehreren Monaten abgebrannt war, wurden die Instrumente in zufällig dort errichteten Häusern untergebracht. Beide erwähnten Herren Vorsteher erzeigten uns bei unserem Besuche jede nur mögliche Aufmerksamkeit und Wohlwollen.

Für den schwedischen Handel ist die Cap-Colonie ein wenig wichtiger Platz. Der Markt wird natürlicher Weise von England aus versehen, so daß nur Waldproducte abgesetzt werden können, und auch diese nicht einmal in bedeutender Quantität. Gewisse Retourlasten oder Frachten können nicht immer erwartet werden. Eine eigentliche Exportwaare ist nur Wolle. Wein wird nur in kleinen Quantitäten producirt.

Das Cap ist wohl allen unseren Lesern sehr gut bekannt und enthält außerdem so wenig von Interesse, daß wir nur in größester Kürze

---

*) Das durch die Arbeiten des jüngeren Herschels berühmt gewordene Observatorium war sein Privateigenthum. Es lag ungefähr eine Viertelmeile südlich des anderen.

etwas darüber erwähnt haben. Weiter in das Land hinein findet sich aber im Gegentheil viel für den Zoologen oder den Jagdfreund, und verschiedene Personen sind in den letzteren Jahren nur zu dem Zwecke dort umhergestreift, um ihre Lust nach Abentheuern zu befriedigen. Unter diesen Männern trafen wir auch zwei unserer Landsleute, die Herren Wahlberg und Andersson, die beide noch jetzt (1854) sich daselbst befinden.

Während unseres Aufenthaltes am Cap verloren wir wieder einen unserer Schiffskameraden, den Bootsmann Compaß, der nach einem langwierigen Fieber am 12. April verschied, und zwei Tag darauf von uns am Lande begraben wurde.

XVII.

Rückreise vom Cap der guten Hoffnung und Ablakelung.

1853. April 20. bis Juli 30.

Am Tage nach dem Tanzfeste, welches wir eben erwähnt haben, hatte sich die Eugenie jeder Spur ihrer Feiertagskleidung entledigt, und lag in ihren Alltagskleidern klar da, um wieder unter Segel zu gehen. Nur der Wind ließ auf sich warten. Unser verehrter Herr Consul besuchte uns noch in der letzten Stunde, um uns Allen ein herzliches Lebewohl zu bieten. Zur Mittagszeit fing ein und das andere leichte Kräuseln an über die bisher spiegelglatte Meeresoberfläche hinzufahren, und bald sprang eine schwache Briese aus Südwesten auf, und um 2 Uhr Nachmittags, am 20. April, fing die Eugenie ihre Wanderung auf dem ihr seit alter Zeit her bekannten atlantischen Meere an. Der Weg zur See wurde zwischen der Küste und Robben eingeschlagen, welche Insel als Deportationsort für die Verbrecher der Colonie benutzt wird. In der Rinne zwischen derselben und dem festen Lande hat man gewöhnlich die Strömung nach Norden, weßhalb sie oft von ausgehenden Schiffen benutzt, aber immer von den kommenden Fahrzeugen vermieden wird. Robben hat ein äußerst unfruchtbares Aussehen; es ist kahl und steinig, und der gerade gegenüberliegende Strand besteht aus widerwärtigen, von dem Winde umhergewirbelten Treibsande, oberhalb welches sich eine öde, unfruchtbare Ebene bis zum Fuße der entfernteren Berge ausdehnt. Schon am folgenden Tage wurde eine starke Veränderung in dem Klima gespürt: das Thermometer sank während der Nacht nicht tiefer, als bis auf 17 Grad, während es am Cap zuweilen bis auf 11 Grad hinuntergeht, und die Temperatur des Meeres war von 13 auf 18 Grad gestiegen. Der südwestliche Wind zog sich allmählig durch Süden bis nach Südost, und wir glaubten schon, daß wir eine Spur von dem Passatwinde empfanden, aber er zog sich

bald wieder zurück, und die Tage vom 25. bis 26. wurden dicht im Süden des Wendekreises mit schwachen und unbeständigen westlichen Winden bei ganz bewölktem Himmel zugebracht. Eine starke Deining von Süden her ließ sich erkennen, und die Strömung versetzte uns etwas nach Südwesten. Als wir den Wendekreis geschnitten, stellte sich der Passat ein, aber nicht sehr frisch, und da er überdies ganz gerade von hinten einstand, machte die Eugenie keineswegs eine sehr bedeutende Fahrt. Der Himmel war den größten Theil der Zeit mit Wolken bedeckt. Kurz vor Mittag, am 1. Mai, wurden die Bergspitzen von St. Helena sichtbar; sie stachen gerade über einen Punkt des Horizontes herauf, an welchem eine dichte Wolkenschicht schon ein Paar Stunden vorher dem Auge die Stelle gezeigt hatte, wo die Insel läge. Später am Abende ankerten wir mit Wurfankern vor dem nordwestlichen Vorgebirge derselben in fünfundvierzig Faden Tiefe. Zwischen dem Wendekreise und der Insel hatte uns die Strömung ungefähr zwanzig (drei und eine halbe schwedische) Meilen nach Süden zu in vierundzwanzig Stunden versetzt. In der Dämmerung des 2. gingen wir wieder unter Segel, der Kabel sprang bei dem Lichten und der Wurfanker, der sich in irgend einen Stein oder Kluft festgesetzt hatte, wurde verloren, nachdem wir ein Paar kleine Schläge gemacht hatten, ankerte die Fregatte um 8 Uhr früh vor Jamestown, der Hauptstadt der Insel.

Die kleine Stadt liegt in einem engen Thale, umschlossen von kahlen, zerklüfteten, steilen Bergrücken, die keinesweges einen vortheilhaften Begriff der übrigen Insel geben. Die Rhede verleiht keinen Schutz gegen das Meer, da aber der Passatwind hier ebenmäßig und beständig weht, und Stürme etwas durchaus Unbekanntes sind, so kann man doch mit dem allergrößesten Sicherheitsgefühle sein Schiff auf dieselbe legen. Das Einzige, was sich möglicher Weise ereignen kann, ist dies, daß man von einem aus den engen Thälern hervorbrechenden Stoßschauern trotz seines Ankers, und mit ihm in die See hinausgetrieben werden kann. Zuweilen ist die Deinung beschwerlich, sie rührt dann von den in ferneren Gegenden wehenden Stürmen her, deren Wogen sich bis hier fortpflanzen. Einige Male sind auch sogenannte „raz de marée" oder „rollers" hier vorgekommen und haben den Fahrzeugen Schaden zugefügt. In den meisten Fällen landet man jedoch ohne Schwierigkeit an der zu diesem Zwecke aufgeführten steinernen Brücke, neben welcher auch Röhrenschnecken zur Wasserfüllung angebracht sind. Dicht neben der Brücke hat man ein Paar Schenken in Höhlen auf den Klippen eingerichtet. Der Weg geht ein Stück längs der Kante des Berges hinauf, worauf man durch eine kleine Befestigung zu einem mit Kanonen umgebenen Hof und von diesem in die Stadt gelangt, die allerdings sehr klein und dürftig ist, aber keines-

weges unschön aussieht. Sie hat nur ein Paar tausend Einwohner, dem größten Theile nach aus gemischter afrikanischer Raçe bestehend. Die ankommenden Fremden sehen sich bald von Personen umgeben, die ihnen Pferde anbieten, und wir zögerten nicht lange, um uns auf den Weg zu begeben, die weltbekannten Merkwürdigkeiten der Insel zu betrachten. So wie überall in ihren Besitzungen haben sich die Engländer beeilt gute Wege anzulegen, wenn schon sie hier den Bergen nicht auszuweichen wußten. Ein solcher führt von der Stadt aus, auf der östlichen Seite des Thales hinauf; man sieht sehr bald „the Briars" unter seinen Füßen, einen kleinen Ort, in welchem Napoleon bei seiner Ankunft bis auf Weiteres einquartiert wurde. Der Name ist sehr bezeichnend, denn das Haus wird auf allen Seiten von Cactushecken von der stachelreichsten Art umgeben. In den Schluchten, auf den Bergabhängen haben kleine dickblättrige Pflanzen feste Wurzel gefaßt, aber ihr in's Graublaue hinüberspielende Grün vermag sich in einiger Entfernung nicht mehr so recht gegen das Schwarzgrau oder die bräunliche Färbung der Berge geltend zu machen. Endlich kommt man weiter hinauf auf einen Absatz, wo das Grün wieder etwas lebhafter wird, und in der Mitte der Insel sieht man hier und dort kleine Waldstrecken hervorragen. Der Weg schlängelt sich nun über kleinere Berge hinweg und längs der Kanten von mit gelbblühenden Kräutern bewachsenen, kleinen, runden Hügeln hin. Man weicht links von der Landstraße ab und kommt in ein enges, abgeschlossenes Thal, in welchem sich einige Trauerweiden und Cypressen dem Auge aufdrängen. Auf der grünen Grasfläche zwischen diesen Bäumen hat der Held seines Jahrhundertes so manche Stunde lesend oder in stiller Betrachtung verbracht, und auf dem von ihm selbst dazu ausersehenen Fleck wurden dort seine irdischen Reste niedergesetzt. Ein alter Neger wohnt dicht daneben in einer von Blumen umgebenen Hütte; er erzählt mit einem gewissen Stolze, wie er ehemals dem Kaiser das Gatterthor geöffnet, und ihm von dem vortrefflichen Wasser angeboten habe, welches aus einer kleinen, nahe seiner Hütte liegenden Quelle hervorrieselt. Das Grab ist jetzt offen, und wir stiegen in dasselbe hinab. Der Boden, das Dach und die Seiten sind dauerhaft aus großen Steinquadern gemauert. Die Lage ist unaussprechlich lieblich, von Stille und Frieden redend, und vielleicht ist der starke Contrast in den Aussichten, welche man von der Stelle des Grabes genießt, gerade Das gewesen, was einen solchen Eindruck auf die Sinne des gefallenen Kaisers gemacht hat, daß er dahin gekommen ist diesen Fleck zu seinem Ruhesitze im Leben und im Tode zu erwählen. Die kleine Grasfläche grünt so freundlich und lachend, und wird von Hügeln umschlossen, welche durch die eben erwähnten, gelbblüthigen Kräuter ein eigenthümlich prächtiges Aussehen erhalten. Wenn man die Thäler ent-

lang aufwärts sieht; bemerkt man nur Grün und Ueppigkeit, ganz nachdem sich die Thäler verschmälern, werden sie immer dichter mit Bäumen und Gebüschen erfüllt, und ihr Grün wird immer lebhafter. Wendet man aber dahingegen den Blick nach unten, dann sieht man dieselben sich erweitern und zu einer ungeheueren schwarzen Grube ausbreiten, deren zerklüftete Seitenwände jede Pflanze fortzuweisen scheinen, die den Muth hätte dort Wurzel fassen zu wollen, und in deren Tiefe die vollkommenste Oede herrscht. Die schwarze Lava liegt dort noch in aller ihrer knorrigen, holprigen Nacktheit, aber gerade durch ihren Contrast erscheint das sie umgebende Grün nur noch um so lebendiger zu sein.

Der alte Neger zeigte uns einen Fußsteig über einen waldbestandenen Berg, auf welchem man ganz nahe bei Longwood, Napoleons Wohnsitz, wieder auf die Landstraße hinauskommen sollte. Dieser kleine Weg schlängelte sich mannigfaltig durch Waldstrecken, in denen schottische Tannen die Hauptrolle spielen. Man kommt gerade einem kleinen Wirthshause gegenüber auf die Landstraße hinaus, wo wir für unsere Rückkehr ein Mittagsessen bestellten, und setzten darauf unseren Ritt weiter fort. Die Hochebene auf dem Gipfel der Insel hat ein Aussehen, was man unter den Tropen nicht zu finden erwarten sollte. Von Fichtenwäldern umgeben und mit einer Matte von feinem Grase im lebhaftesten Grün bedeckt, gleicht es völlig einem Stücke aus einer der fruchtbareren Provinzen Schwedens, bevor die Frühlingsfärbung desselben ganz verschwinden konnte. Man befindet sich jetzt ungefähr zweitausend Fuß über dem Meere und das Klima ist sehr hübsch kühl. Die höchste Spitze der Insel, Dianas Pik, schießt zu einer Höhe von noch ferneren tausend Fußen auf. Das nordische Aussehen wird durch den Umstand erklärt, daß der größere Theil der Inselflora aus fremden, hier eingeführten Gewächsen besteht, von denen national-englische den größten Theil ausmachen*). Als die Insel entdeckt wurde, war sie in ihrem bedeutendsten Theile mit Wald bestanden, aber da die von den Portugiesen hierher geschleppten Ziegen und Schweine unaufhörlich die aufkeimenden Baumsprossen abfraßen, und die großen Bäume allmählig an Alter starben, wurde sie schon vor etwas mehr als einem Jahrhunderte fast ganz kahl. Die Folgen dieser Verwüstung des Waldes zögerten nicht, sich bald einzustellen. Sonne und Winde verdorrten die jetzt vollkommen jedes Schutzes entbehrende fruchtbare Erdrinde, die dann in Form eines Staubes hinaus in das Meer flog, und große Strecken Landes, von denen es sich beweisen läßt, daß sie ehemals mit

*) Darwin gab 1836 an, daß von den 746 Arten, aus denen die Flora der Insel besteht, nur 52 einheimische sind, und seitdem ist die Zahl der ausländischen noch bedeutend vermehrt.

Wald bestanden und fruchtbar waren, stehen nun fast ohne ein einziges grünes Blatt da. Man hat später versucht, so weit es möglich war, diesem Uebelstande abzuhelfen. Die Ziegen dürfen nicht mehr frei in den Wäldern umherlaufen und Tannen sind in bedeutender Zahl auf allen Höhen angepflanzt worden.

Longwood gehört der englischen Krone, welche nach dem Tode Napoleons dasselbe an Privatpersonen verpachtet hat. Diese haben natürlich dabei ganz und gar auf ihren eigenen Vortheil gesehen, und das einst von dem verbannten Kaiser bewohnte Haus ist jetzt vollkommen baufällig. Auch in seinen besseren Zeiten muß es ziemlich leicht und enge gewesen sein. In dem Salon des ehemaligen Weltbeherrschers stand eine Saatmaschine aufgestellt, und sein Schlafzimmer ist schon seit mehreren Jahren zum Stall benutzt worden. Der Fußboden ist ganz gefault, von Tapeten ist kaum noch eine Spur zu finden. Das neue Haus, welches erst einige Tage vor dem Tode des Kaisers fertig geworden war, und welches er nie bewohnte, ist dahingegen eben so wohl geräumig, als bequem und selbst prächtig. Es erfüllt alle billigen Ansprüche und ist dem Klima sehr wohl angepaßt. Die Tapezierung und dergleichen ist noch im guten Zustande. Die Ställe und übrigen Wirthschaftsgebäude umgeben einen Hof auf der Hinterseite des Hauses, die Vorderseite wird von einem kleinen Garten mit üppigen Bäumen und Büschen umschlossen, bei deren Anpflanzung man darauf gesehen hat, daß sie die Kaserne der englischen Besatzungsstärke der Aussicht aus den Fenstern der von dem Kaiser gewöhnlich zu benutzenden Zimmer entzöge. Wenn daher Sir Hudson Lowe's Betragen möglicher Weise mitunter kindisch und des Anstands ermangelnd gewesen sein mag, so dürfte man doch wohl nicht mit Fug und Recht der englischen Regierung eine vorsätzlich böswillige Absicht ihren gefallenen Feind kleinlich zu plagen vorwerfen, wegen dessen Bewachung sie jedoch natürlicher Weise zu verschiedenen, für ihn unbequeme Maaßregeln genöthigt war. Daß auf der anderen Seite er und seine Begleiter Alles schlecht und unbefriedigend finden würden, ist ebenso entschuldbar, wie erklärlich, und der von der ersten Stunde ab gefaßte Widerwille gegen die unbehagliche Person des Gouverneurs war auch nicht dazu geeignet, die Reizbarkeit eines verwundeten Gemüthes zu mildern. Ohne als ein Vertheidiger des Sir Hudson Lowe auftreten zu wollen, müssen wir dennoch gestehen, daß wir ein großes Mitleid für ihn hegen. Als ein Opfer einer unangenehmen Pflicht, wird sein Name durch den Hohn und die Verwünschungen des merkwürdigsten Mannes seines Jahrhunderts der Nachwelt überliefert, und auch von seinen eigenen Zeitgenossen und Landsleuten hat er nur Demüthigungen und Schmähungen zu erdulden gehabt. — Wir eilen, sowohl diesen Stoff, als auch diese Stelle zu verlassen, einsehend, daß unsere poetischen Ergüsse in

diesem Buche nicht an ihrem Platze sind, auch selbst, wenn wir gegen Vermuthen etwas Neues in Bezug auf diese so oft von großen und kleinen Poeten und Schriftstellern behandelte Angelegenheit, die nunmehr als abgenutzt zu betrachten ist, vorbringen könnten. Wir begeben uns also auf den Rückweg, uns nur einige Augenblicke bei dem vorerwähnten Wirthshause aufhaltend, um ein dürftiges Mittagsmahl einzunehmen, bei welchem uns aber von zwei rosenwangigen lachenden Mädchen aufgewartet wurde. Der Abend ward von uns bei dem schwedisch-norwegischen Konsul, Mr. Carrol, bei dem sich eine kleine Gesellschaft versammelt fand, zugebracht. Der Chef der „Eugenie" hatte sein Musikkorps ans Land kommen lassen, um die Einwohner zu belustigen, und eine große Zahl derselben versammelte sich bald auf dem nahe gelegenen Markte. Am folgenden Tage, dem Geburtstage Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen, wurde ein feierlicher Salut von den Kanonen des Schiffes gegeben, der in mannigfaltigen Echos von dem einen Bergabhange zu dem anderen rollte.

Die Fregatte war während der ganzen Zeit von jungen Weibern mehr oder weniger abgeschwächter afrikanischer Raçe überlaufen. Eine und die andere derselben sah gar nicht so übel aus, und ihr Betragen war fast immer sehr still und bescheiden. Alle beklagten sich über Armuth und schlechte Zeiten. Ehedem war St. Helena ein Eigenthum der ostindischen Compagnie, und da man es in früheren Zeiten in der Regel nicht so eilig hatte, als jetzt, hielten sich die meisten heimkehrenden Fahrzeuge einen oder den anderen Tag hier auf, wodurch der Bevölkerung ein kleiner Verdienst zufloß. Jetzt segeln die meisten der Insel vorbei, die vermögenderen Bewohner derselben haben sich an andere Stellen gezogen und es giebt daher wenig Gelegenheit zum Arbeitsverdienste. Daneben erzeugt die Insel nur eine unbedeutende Menge Lebensmittel und die ärmere Bevölkerung muß fast lediglich von gesalzenem Fisch und Reis leben. Fleisch kostet hier fast einen Reichsthaler das Pfund und es ist nicht einmal zu jeder Zeit zu bekommen.

Am Abend des letzterwähnten Tages verließen wir St. Helena und setzten unsere Fahrt nordwestwärts fort. In der Tagesdämmerung des 7. sahen wir Ascension im Westen über den Horizont hervortauchen. Der Passatwind wehte mit herrlichem Wetter frisch und beständig, ohne von beschwerlicher Wärme begleitet zu sein. Zwischen St. Helena und dem Parallelkreise des 5. Grades, welcher unter dem 16. Grade westlicher Länge geschnitten wurde, versetzte uns die Strömung in der Mittelzahl in vierundzwanzig Stunden siebenundzwanzig, oder vier und eine halbe schwedische Meile nach Südsüdwest. Unter dem letzterwähnten Parallelkreise wurde die Fregatte von der großen Aequatorial-Strömung erfaßt und während der fünf folgenden vierundzwanzig Stunden, vom 12. bis

13., nicht weniger als hundertunddreiundneunzig, oder vierunddreißig schwedische Meilen, gerade nach Westen versetzt, was beinahe sieben schwedische Meilen für vierundzwanzig Stunden beträgt. Die nördliche Grenze des Stromes wurde zwischen dem 4. und 5. Grad nördlicher Breite gefunden. Keine von den Grenzen derselben wurde mit einiger Bestimmtheit durch den Thermometer angedeutet, welcher innerhalb derselben eine Meerestemperatur von 26 und 27 Grad zeigte. Der Aequator wurde am Morgen des 11. unter 20 Grad westlicher Länge geschnitten. Nur an einem Tage, dem 12., unter 2 Grad nördlicher Breite, war der Wind wesentlich flau und unbeständig und mit ein Paar Regenschauern aus Nordost verknüpft. Am folgenden Tage ließ sich die Deining des Nordostpassats erkennen und der Wind selbst löste sehr schnell den zwar nicht sehr frischen, aber doch noch immer ziemlich ebenmäßig blasenden Südost ab. Während der ganzen Zeit, daß wir uns im Innern der Aequatorial-Strömung befanden, leuchtete das Meer zur Nachtzeit in einer Weise, die wir uns nicht entsinnen können, je zuvor so gesehen zu haben. Man kann kaum nach einer Beschreibung sich einen Begriff von etwas dergleichen machen. Mittelst Fischkescher aufgeholtes Wasser zeigte uns die leuchtenden Thierchen, die wir in der Länge bis zu vier Zoll und ein bis zwei Zoll Dicke fanden*), und man konnte dann den Schein in vielen Brechungen von blau, grün, gelb und violett sehen. Die Thierchen verschwanden immer mit anbrechender Tagesdämmerung, und daß ihr Verschwinden nicht nur ein scheinbares war, zeigte sich dadurch, daß der Kescher auch nicht ein einziges Thier mehr heraufbrachte, ungeachtet er nur zehn Minuten zuvor noch ganz voll geworden war. Wir versuchten es, diese Geschöpfe als Speise zuzubereiten, hatten aber dadurch kein Gericht bekommen, welches dem berühmten Trepang der Chinesen glich. Sie schrumpften bei der Zubereitung zu einer dünnen Haut zusammen, die aber durchaus nicht so übel schmeckte.

Wir befanden uns nun auf dem großen befahrenen Seewege für die aus Süd-Amerika zurückkehrenden und von Norden ausgehenden Fahrzeuge, und am 15. begegneten wir allein fünf von der letzteren Art**). Der Passatwind führte uns bis zum 36. Parallelkreise, zuweilen steif wehend, zuweilen nur mäßig, sich ganz in dem Maaße, in dem wir ostwärts kamen, mehr nach Osten ziehend, und mit schwachem Wehen aus Südosten schließend. Die Strömung versetzte uns während dessen gleichmäßig nach Südwesten und zwar ungefähr zwölf, zwei schwedische Meilen

*) Sie gehörten nach uns gemachter Mittheilung zu dem Geschlechte Pyrosoma.

**) Die Messung zeigte am Mittage 6° 39′ nördlicher Breite und 27° 34′ westlicher Länge.

in vierundzwanzig Stunden. Das Wetter war fast ununterbrochen schön, nur ein oder der andere kleinere Regenschauer that ihm Abbruch. Die Temperatur der Luft war bis zu dem erwähnten Parallelkreise wenig gesunken, die des Meeres dagegen bis gegen 20 Grad heruntergekommen. Die vier Mal vierundzwanzig Stunden vom 20. bis 23. befanden wir uns in der nach dem vielen darin fließenden Seegrase sogenannten Sargasso-See, deren Grenzen jetzt die 21. und 34. Parallelkreise waren, von denen wir den ersten unter 37 Grad und den letzteren unter 41 Grad westlicher Länge schnitten. Diese Grenzen dürfen nicht als definitive angesehen werden, denn eine derselben oder beide verändern sich oft nach der Jahreszeit und anderen zufälligen Umständen. Wir wissen es nicht, wie weit man in dieser Beziehung eine recht sichere, auf Facta gestützte Kenntniß besitzt, die jedoch bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Seefahrt nicht sehr schwer zu erlangen sein dürfte. Die Angaben einiger hundert Loggbücher auf die verschiedenen Monate des Jahres einigermaaßen gleichmäßig vertheilt, würden wohl in dieser Beziehung völlig hinreichend sein. Wo diese ungeheueren Massen von Gras, welche man auf diesem großen, über hundert schwedische Meilen breiten Raume sich ausdehnen sieht, erzeugt oder gewachsen sein mögen, darüber wagen wir aus Unkenntniß dieses Stoffes uns kein Urtheil zu erlauben. So weit das Auge reicht, sieht man parallele, mehr oder weniger breite Streifen derselben auf der Meeresoberfläche liegen und mit den Wogen steigen oder fallen, und wenn man ein Grasbündel aufholt, findet man in demselben eine ganze Welt von kleinen Fischen, Krabben und Weichthieren lebend und sich munter darin bewegend*).

Wie gewöhnlich folgten auf das Verlassen der Region des Passatwindes ein Paar Tage Windstille und mit leicht anlaufenden Windstößen, die sich allmählig von der Westecke her festsetzten. Ein Menge Weichthiere zeigten sich während dieser Tage, und wir sahen auch täglich mehrere Segler. Am 28. fing der Südwest wieder an frisch und beständig zu werden und sich mit dem schönsten Wetter zu verbinden. Ein großer Theil des Tages wurde in Gesellschaft mit einigen holländischen Schiffen und einer schwedischen Brigg verbracht, welche jedoch mit einer sich auffrischenden Briese bald alle von uns zurückgelassen wurden. Um die Mittagszeit des 29. bekamen wir zwei von den azorischen Inseln, Flores und Corvo in Sicht, beim Untergange der Sonne hatten wir sie aber schon wieder hinter uns aus den Augen verloren. Unser guter Wind

---

*) In von Dübens Reise auf dem Schiffe Prinz Karl findet sich eine schöne Beschreibung dieser mikroskopischen Welt.

blieb jedoch nicht von langer Dauer, sondern zog sich bald durch Süden nach Südost, und vom 1. bis 3. Juni mußten wir gegen einen ungleichen nordöstlichen Wind mit feuchtem und nebligem Wetter liegen und arbeiten. Dieser Wind ist im Frühjahre und im Anfange des Sommers in diesen Fahrwassern, wie auch in Schweden, höchst hartnäckig. Nach einem Tage Stille bekamen wir auch dieses Mal wieder günstigen Wind mit ausgezeichnetem klaren und schönen Wetter, und am Morgen des 7. befanden wir uns mitten in einer Flotte von Lootsenkuttern, aus deren einem, zu den Scilly-Inseln gehörenden, wir einen Lootsen entnahmen. Weiter am Nachmittage bekamen wir diese Inseln selbst in Sicht, und kurz darauf erst Landsend und später Lizard. Ein Paar Stunden nach Mitternacht fing das Licht des berühmten Eddystone-Feuers an über den Horizont hervorzuschimmern. Der Feuerthurm wurde in der Dämmerung passirt, eine Stunde später kam der Hafenlootse an Bord, und um 6¾ Uhr furchte die Eugenie durch den Einlauf westwärts von Breatwater in den Plymouth-Sund, und ankerte nahe dem vor demselben liegenden Dreidecker Queen. Kaum hatten wir die Anker fallen lassen, als sich auch der Wind nach Südosten herumwarf und mit Regen und dickem Wetter verband, so daß, wenn wir uns nur um eine Stunde verspätet hätten, wir wahrscheinlich wieder hätten umkehren und in die See zurückgehen müssen, da keine Möglichkeit gewesen wäre in dem dichten Nebel die Einfahrt aufzufinden. Dies Wetter hielt zwei Tage lang und einen guten Theil des dritten an, zur großen Freude und zum Nutzen der Ackerbauer dieser Gegend, welche sich seit mehreren Wochen vergeblich nach Niederschlag gesehnt hatten.

Auch standen die den Hafen umgebenden wohlangebauten Hügel und Felder, als die Sonne endlich wieder hervortrat, in einer entzückenden Frühlingsfärbung des lebhaftesten Grüns da, gegen welche die dunkelgrünen Baumgruppen im Parke von Mount Edgecumbs einen prächtigen Contrast bildeten. Dieser Park gilt dafür einer der schönsten in ganz England zu sein, und sein fürstlich reicher Besitzer öffnet ihn mit einer vielleicht wenig gewöhnlichen Liberalität einmal in der Woche dem großen Publikum. — Der bessere Theil der Stadt ist sehr sauber und schön, aber das dem Bootshafen zunächst liegende — Mutton Corve — dafür höchst widerwärtig. Die Straßen waren jetzt in Folge des Regens mit einem dicken Schmutzlager überzogen, von einer eigenthümlich schleimigen und klebrigen Beschaffenheit, und ihr Zustand wurde noch besonders durch die darin herrschende lebendige Beweglichkeit verschlimmert, die hauptsächlich durch eine zufällig gerade vereinigte Ackerbaugesellschaft hervorgerufen wurde. Alle Wirthshäuser waren mit Gästen überfüllt, so daß es nur mit der größten Schwierigkeit möglich war etwas zum Essen zu erlangen.

Ankommende Herren und Damen sollen aus Mangel an Herberge gezwungen gewesen sein die Nacht in ihren Wagen zuzubringen. An allen Ecken wurden die lärmenden Reden und Hurrahrufe vernommen, von denen öffentliche Mittagsessen in England gewöhnlich begleitet werden. Stündlich gingen Omnibusse nach der dicht vor der Stadt veranstalteten Thierschau und Ausstellung von Ackergeräthen, und alle Lohnfuhrwerke waren vom Morgen bis Abend in Anspruch genommen. Die Ausstellung wies Alles auf, was der südwestliche Theil von England Ausgezeichnetes an Hausthieren, Blumen, so wie anderen Erzeugnissen des Feldbaues und den Produkten der Gartenzucht besitzt, wenn schon natürlich die letzteren zu dieser Jahreszeit keine besonders große Rolle spielen konnten. Die meiste Aufmerksamkeit zogen sich einige Hühner von Cochinchinesischer Raçe zu. Sie übertrafen an Größe eine Pute, kosteten aber auch das Paar tausend Pfund Sterling. Damit verhielt es sich jedoch so, daß, da der Eigenthümer verpflichtet war, sie an Ort und Stelle sogleich für den einmal festgesetzten Preis zu verkaufen, und bei einer früheren Gelegenheit für funfzig Pfund das Paar eine Anzahl weggeben mußte, er zur Verbeugung solcher Gefahr, für dieses eigentlich nicht zu verkaufende Paar, den erwähnten ungeheueren Preis festsetzte, welchen natürlich auch Niemand Miene machte dafür zu zahlen.

Die Orlogswerfte liegt nicht in der Stadt Plymouth selbst, sondern in dem, auf der anderen Seite einer kleinen Bucht liegenden Städtchen Devonport. Sie ist in jeder Hinsicht von weit geringerer Bedeutung, als die von Portsmouth, und es werden auch nur ausnahmsweise Schiffe dort gebaut. Dagegen ist der Hafen in strategischer Hinsicht durch seine Lage von großer Wichtigkeit, als dem atlantischen Meere und Brest näher liegend, wie Portsmouth. Der Hafen, oder Plymouth-Sund, war noch im Anfange dieses Jahrhunderts ein nicht so ganz sicherer Ankerplatz, da er keinen Schutz gegen südliche Winde darzubieten vermochte. Diesem Mangel ist aber jetzt durch die großartigen Wogenbrecher abgeholfen, welche, seitdem sie erst unlängst ganz fertig geworden sind, schon den stärksten Stürmen siegreich getrotzt haben, so wie auch Smeatons vor demselben liegendes Meisterstück, der herrliche, bald hundertjährige Leuchthurm auf der kleinen, arglistigen Klippe von Eddystone ihnen und der Zeit widerstand. Eine kleine Arbeiterzahl ist jedoch stets mit unbedeutenden Reparaturen an den Wogenbrechern beschäftigt, deren kleinsten Sprünge bei der ersten Gelegenheit sorgfältig verstopft werden, um dem Wasser keine Punkte zur Anwendung ihrer Kraft zu bieten. Ein kleinerer Leuchthurm steht auf dem westlichen Ende derselben, und auf dem östlichen ein Seezeichen. Bei stärkerem Seegange entsteht darin, besonders zur Zeit der Ebbe, hinreichende Bewegung um Boote in Gefahr zu setzen, für größere Fahr-

zeuge führt sie aber keine Unbequemlichkeiten herbei. Außer der Queen lag jetzt nur noch die Dampfcorvette Magicienne in dem Sunde. Einladungen zur Mittagstafel kamen sogleich von den Offizieren beider Fahrzeuge an, aber die baldige Abfahrt der Fregatte hinderte uns mehr als eine derselben anzunehmen.

Wir verließen Plymouth des Nachmittags am 12., und von einer kleinen, guten, nordwestlichen Briese unterstützt, waren wir früh am folgenden Morgen in Cherbourg. Dieser Kriegshafen ist ganz unzweifelhaft dazu geeignet in einem möglichen Kriege zwischen den beiden mächtigen Nachbarn eine große Rolle zu spielen. Eigentlich von Napoleon geschaffen und Portsmouth gerade gegenüber liegend, ist er, wie sich ein berühmter englischer Seeoffizier darüber ausdrückte: „ein Auge, um damit zu sehen, und ein Arm, um damit zu schlagen!“ Von der Natur mit einem wenig günstigen Loose ausgestattet, und allein durch seine geographische Lage von Wichtigkeit, ist der Hafen nur durch Kunst zu dem geworden, was er jetzt ist. Seine langen und prächtigen Molen wetteifern mit den Wogenbrechern Plymouths, und übertreffen sie an Weitläuftigkeit und Ausdehnung. Der von ihnen umschlossene Hafen ist gut und sicher, aber der Raum scheint dennoch nicht hinreichend groß genug. Weiter hinein befindet sich noch ein in zwei Bassins getheilter Hafen für Handelsfahrzeuge und Boote. Die Werften sind in Beziehung der Mittel zu Neubauten von Schiffen mit denen von Brest und Toulon nicht zu vergleichen; es standen jetzt gerade nur ein Schiff und zwei Fregatten in Bau, wie man auch eben den Kiel zu einem Schrauben-Dreidecker legen wollte, der dem englischen Duke of Wellington (von 130 Kanonen) gleichkommen sollte. Die Werkstätten, schön und geräumig, waren natürlich gemäß der jetzigen, hohen Ausbildung solcher Bauten eingerichtet. Einige Schwierigkeiten in Bezug auf Bewahrung des Zimmerholzes, welches in Frankreich an Orten vergraben gehalten wird, in denen das Wasser weder süß, noch recht salzig ist, wird als hemmender Grund angegeben, daß Cherbourg nie zu einem Bauwerfte erster Größe erhoben werden kann. Aber es bedarf dessen auch gar nicht einmal. Seine Wichtigkeit hat es hauptsächlich als strategische Position, und Frankreichs jetziger Kaiser hat mit aller Kraft den Plan seines großen Onkels in dieser Hinsicht wieder aufgenommen, wenn schon er denselben in mehreren Details verändert hat, und demselben im Ganzen einen größeren Maaßstab verlieh. Außer den schon früher vorhandenen Bassins oder nassen Docks, in denen eine ansehnliche Anzahl Fahrzeuge getakelt und bereit in die See zu gehen liegen können, ist noch ein neues, von ungeheueren Dimensionen in Arbeit genommen. Es ist dazu geeignet dreißig Linienschiffe aufnehmen zu können, in zwei Reihen liegend, und soll von mehreren kleinen Docks, jedes für

ein Fahrzeug eingerichtet, umgeben werden, um, je nach den Umständen, zur Reparatur, zum Neubau, oder Bewahrungsplatz für fertige, aber nicht ausgerüstete Schiffe verwendet werden zu können. Eine große Menge Arbeiter waren hierbei beschäftigt, und tausend Pferde werden allein zur Wegschaffung von Steinen und Erde verwendet. Einige Jahre dürften jedoch noch darüber vergehen müssen, ehe diese großartige Anlage fertig werden kann. Die Fluth steigt hier so bedeutend, daß schon durch die Ebbe das ganze Dock fast völlig trocken gelegt werden kann.

In einem der alten nassen Docks lag das Schiff „Austerlitz" von hundert Kanonen, um mit einer Schraube versehen zu werden. Diese war vierblättrig, konnte aber zusammengeschlagen werden, so daß sie mit derselben Leichtigkeit, wie eine zweiblättrige, zu heben war. Die Einrichtung zu diesem Zwecke war sehr sinnreich und durchaus nicht verwickelt, doch kam es uns so vor, als sei Alles etwas zu leicht genommen, um die starken Angriffe auszuhalten, von denen ihr gegenüber die Rede sein wird, so daß sie dem Uebelstande ausgesetzt sein möchte, daß sich das Zusammenschlagen nicht mit gehöriger Leichtigkeit bewerkstelligen ließe. Dies ist jedoch nur eine bei dem schnellen Ansehen geschöpfte Vermuthung einer in dem speciellen Stoffe sehr wenig zu Hause seienden Person. Uebrigens hatte das Schiff nichts Besonders aufzuweisen. Eine kleine, mit der Schraube versehene Dampfcorvette war zur Prüfung auf der Rhede und schien ein gutes Resultat zu geben. Sie war für die westindischen Colonieen bestimmt. Etwas Anderes, was die Aufmerksamkeit auf sich zog, war die Lustjacht des Kaisers, „la reine Hortense," auch mit einer Schraube versehen. Die Maschine war von gewöhnlicher Art, mit daran angebrachter Auswechslung und mit Hinsicht auf Vollendung der Arbeit eher den in Motala gefertigten nachstehend, als voraus. Die Salons waren natürlicher Weise mit aller der Pracht ausgestattet, die eben nur die reiche Industrie Frankreichs zu Wege bringen kann, aber uns schien es so, als seien sie ein wenig zu sehr überladen, und besonders machten die vielen Bronzeverzierungen den Eindruck einer durch Absichtlichkeit beleidigenden Pracht; der Chef derselben war der Capitain der Fregatte, Excelmans, ein Sohn des erst kürzlich verstorbenen Marschalls und Adjutant des Kaisers; er empfing uns auf das Artigste. Das Fahrzeug war übrigens noch nicht ganz fertig, vielmehr waren die Tischler und ihr Anhang an Bord.

Alle einzelnen Einrichtungen der Werfte konnten natürlich während der kurzen Promenade in der Dauer von ein Paar Stunden nicht untersucht werden, und sie sind überdies von geringem Interesse für die Menge der Leser. Wir müssen uns also hier auf das am meisten in die Augen fallende beschränken. Man kann dem nicht entgehen die Sorgfältigkeit und

Sauberkeit zu bemerken, mit denen alles Einzelne in den Werkstätten ausgeführt wird, aber es ist sehr die Frage, in wie weit immer etwas damit gewonnen wird. Wir sahen zum Beispiel Blöcke mit einer bis in das Aeußerste gehende Feinheit gearbeitet, die denn natürlicher Weise den Preis in einem bedeutenden Maaße erhöhen mußten, ohne darum einen entsprechenden Nutzen herbeizuführen, und wir haben die Angabe gelesen, daß die Flotte Frankreichs, im Verhältniß zu ihrer Größe, vielmehr als die englische kostet, sowohl beim Baue, als bei der Erhaltung in See, und dem ohnerachtet, daß der englische Matrose besser genährt und besoldet wird.

Zur Versehung der Schiffe mit Wasser giebt es hier eine große, sorgfältig gemauerte Cisterne, wo hinein das Wasser aus einem Strome geleitet wird. Von der Cisterne aus wird es durch Röhren nach mehreren Richtungen hin in Becken geführt, und man braucht nur an einem Krahne zu drehen, um es in die Fässer zu füllen.

In der Modellkammer muß man die verschiedenen Pläne zur Erweiterung der Werften sehen, welche nach einander vorgeschlagen und eingegeben wurden, auch ein Modell der Steinkästen, welche dazu gedient haben, den ersten Grund zu den Molen zu legen. Sie waren von abgestumpfter, konischer Form und fanden sich in dem Unkostenanschlage mit 600,000 Francs das Stück aufgenommen, und an der dazu auserseheneu Stelle versenkt. In der Wirklichkeit sollen sie jedoch, wie dies in der Regel ist, doppelt so viel gekostet haben, und sieben dergleichen sind gelegt worden. In Hinsicht an Fahrzeugen enthielt die Modellkammer fast nichts, denn Alles dergleichen wird im Bureau des Marinedepartements in Paris verwahrt.

Cherbourg ist im Uebrigen eine ziemlich unbedeutende Stadt mit wenig Handel und Bewegung, zieht jedoch einen nicht geringen Verdienst von den vielen englischen Lustjachten, welche hierher kommen, um sich für ihre Sommerreisen mit Weinen und anderen französischen Leckereien zu versehen. Auch sieht man englische Goldmünzen überall im Umlaufe. Einzelne unter den Straßen der Stadt sind sehr sauber und schön, und um dieselbe rund herum findet man schattige Alleen, welche angenehme Promenaden darbieten. Die Kirche, im gothischen Style, verdient bemerkt zu werden. Sie enthält einige mittelmäßige neue Gemälde, deren schreiende Farben eines reiferen Alters zu bedürfen scheinen, um erst zu etwas Harmonischem zu werden. Die Kanzel ist dahingegen ausgezeichnet schön, und prächtig mit reichem Schnitzwerke in Nußbaum- und Eichenholz und im Renaissance-Style ausgeführt, verziert. Auf dem Rathhause sieht man eine kleine, der Stadt angehörende Gallerie, worin sich mehrere Gemälde von großem Verdienste befinden. Die Räume werden von oben her beleuchtet, und wir haben es nicht erwartet in einer kleiner Pro-

vinzialstadt Frankreichs so viel von entschiedenem Werthe und so gut aufgestellt vorzufinden.

Das umherliegende Land ist fruchtbar und gut angebaut, es ist Frankreichs an Viehzucht und Ackerbau reichste und wichtigste Provinz. Das Aussehen der Bevölkerung verräth Wohlbefinden und Vermögen, wenn man aber aus England kommt, kann man sich nicht enthalten die relativ schlechte Beschaffenheit der Zugthiere, der Fuhrwerke und Geräthe zu bemerken, die keineswegs die in der großen Masse der schwedischen Ortschaften gebräuchlichen übertreffen, wenn schon die Pferde allgemein von einer weit größeren Raçe sind. Im Aussehen und Gehaben des Volkes verräth sich unläugbar die nordische Herkunft; wir fanden uns geneigt, die rothwangigen, blauäugigen, frohsinnigen Bauermädchen in schwedischer Zunge anzureden; nur der höchst sonderbare Kopfputz mit seinen weißen Flügeln erinnerte an etwas Fremdes.

Den letzten Abend in Cherbourg brachten wir bei einem sehr munteren Feste zu, welches die französischen Seeoffiziere veranstaltet und wozu sie das Befehlspersonal und die Gelehrten der Eugenie eingeladen hatten. Die meisten von den in der Stadt garnisonirenden Offiziere der französischen Armee waren auch anwesend. Gesundheiten und das Wohl der Regenten beider Reiche wurden getrunken, eben so auf die französische und schwedische Flotte, und man begab sich erst an Bord zurück, um eine Stunde später wieder in See zu stechen. Gleich nach Mitternacht glitt die Eugenie sacht zum Hafen hinaus, um das nächste Mal seine Anker in einem vaterländischen Hafen fallen zu lassen.

Der Wind war den ganzen 17. Juni über gut, aber doch nicht frisch genug, um uns mit einer genügenden Geschwindigkeit vorwärts zu bringen. Am Abende nebelte es etwas, und wir blieben bis gegen Morgen des 18. in Dämmerung gehüllt: als es sich dann aufklärte, bekamen wir das Dungeneſſ-Feuer in Sicht. Die Briese frischte nun auf, und um 9 Uhr Vormittags hatten wir schon Dover passirt, zur Mittagszeit befanden wir uns North Foreland gerade gegenüber, drei Stunden später hatten wir auch Galoppers Feuerschiff hinter uns, und waren also aller Gefährlichkeiten los und ledig. Der Wind zog sich nun nach Osten zu, und da wir am Morgen des 21. die jütische Küste in Sicht bekamen, wehte er frisch aus Nordosten her, gerade unserem Cours durch das Skaggerrack entgegen. Wir kreuzten den ganzen Tag mit allen nur möglichen Segeln gegen ihn an, und hatten uns bis etwas vor Mitternacht durch Schläge nach Hanstholmen hinaufgebracht. Später am Nachmittage des 22. zog sich der Wind nach Norden, als wir aber um 10 Uhr in der Nacht Skagen in Sicht bekamen, starb er ganz aus, und wir blieben den größten Theil des Mitsommerabendes in Windstille mit dem schönsten Wetter liegen.

Bei Sonnenuntergang sprang eine kleine westliche Briese auf, und wir zögerten nicht sogleich die Leesegel beizusetzen. Mit Anbruch des Mitsommertages wurde Skagen passirt, und um 3½ Uhr Morgens fing der Feuerthurm von Vinga und die ihn umgebende, vaterländische Küste an durch die graue Morgendämmerung hervorzuschimmern. Eine Bowle guten Gebräus war zur Feier dieses herrlichen Momentes im Kanonenraume bereit gehalten. Die Briese frischte sich schnell auf, um 6 Uhr Morgens kam der Lootse von Vinga aus an Bord, und anderthalb Stunden später fällte die Eugenie ihre Anker vor der Festung Elfsborg, in wenigen Tagen fast ein Jahr und neun Monate, nachdem sie den letzten schwedischen Hafen verlassen hatte.

Die wenigen Tage, welche wir vor Elfsborg liegen blieben, wurden unter Lustbarkeiten und Gastereien verbracht, zu welcher uns verschiedene Bewohner von Gothaborg, mit der dem Norden eigenthümlichen Gastfreiheit eingeladen hatten. Die Fregatte wurde auch täglich von ganzen Dampfbootladungen von Menschen besucht, ein Zeichen, daß die Reise derselben ein allgemein verbreitetes Interesse erregt hatte. Bei der Abfahrt wurde die Eugenie wieder von dem Glücke begünstigt, welches sie fast immerwährend auf der ganzen Reise begleitet hatte. Der Wind war am vorhergehenden Abend, am 28., scharf westlich und hart wehend, so daß es keine Möglichkeit gab durch das enge Fahrwasser zwischen Elfsborg und dem Hakefjord hinauszukommen, denn das Dampfschiff „Götha-Elf" war zu schwach, um die Fregatte gegen den Wind hinauszuziehen, und ein Boot von stärkerer Kraft wurde nicht zugänglich gefunden. Es lag indessen hinter der Fregatte und klar, um dieselbe im ersten günstigen Augenblicke festzunehmen. Ein Paar Stunden nach Mitternacht beruhigte sich plötzlich das vorher harte Wehen, und dieser günstige Zufall wurde nicht versäumt sogleich in Anspruch genommen zu werden. Kaum hatte auch die Fregatte, von der Götha-Elf bugsirt, bei der Gefre-Scheere vorüber, hinaus in den Hakefjord kommen können, als sich auch der Wind so bedeutend wieder auffrischte, daß uns das Dampfboot nicht weiter zu bugsiren vermochte, aber wir hatten jetzt schon Raum genug gewonnen, um zu kreuzen, und ein Paar Stunden darauf ging der Lootse wieder nach Vinga zurück. Der Wind wehte draußen in der See gerade recht auf den Steven, und wir trieben vor Backbords-Halsen bis 10 Uhr Vormittags westwärts in die See, wo der Wind sich quer über nach Südwesten zog, und uns erlaubte den Cours zum Kattegate hinaus anzulegen. Am Nachmittage kam er frisch mit tüchtigen Regenschauern, und weiter gegen Abend waren wir bis unterhalb Hallands-Väderö, wo wir jedoch nicht hinüberlegen konnten, sondern die Nacht unter Kreuzen in der Oeffnung der Kullabucht verbringen mußten. Kullen wurde am Morgen des

30. passirt, und gleich darauf erhielten wir einen Lootsen von Helsingör, welcher jedoch in Ansehung der eingegangenen Nachrichten über den Ausbruch der Cholera in Kopenhagen, von uns die Erlaubniß nicht erhielt an Bord zu kommen, sondern die Lootsung von seinem in's Schlepptau hinter uns liegenden Boote unternehmen mußte. Nachdem wir den ganzen Vormittag über gekreuzt hatten, ankerten wir um 2 Uhr Nachmittags auf der Rhede von Kopenhagen.

Am folgenden Tage, den 1. Juli, ging die Fregatte von Kopenhagen aus im Schlepptaue eines Dampfschiffes ab, wodurch jede directe Communication mit dieser inficirten Stadt gänzlich und auf das Sorgfältigste vermieden wurde, damit kein Anlaß gefunden werden möchte uns die Schuld aufzubürden, die Seuche von Kopenhagen aus mitgenommen zu haben, wenn schon wir glauben, daß es auch gewiß noch Einige geben mag, die im vollkommensten Ernste die Gemeinschaft, welche durch das Bugsirtau gebildet war, für hinreichend ansehen, um dieselbe von dem einen Fahrzeuge auf das andere zu verbreiten. Die Bugsirung ging nur langsam von Statten, weil der Wind uns etwas entgegen kam, bald nach der Mittagsstunde wurde das Feuerschiff von Dragö passirt. Der Wind fuhr fort aus der Südwestecke mit mäßiger Briese herzukommen, und zur Mittagszeit des 2. Juli bekamen wir die Außenklippen in Sicht. Einige Stunden später wurde schon das Feuer auf dem südlichen Vorgebirge von Oeland, dem sogenannten langen Jan hinter uns gelassen, und bald nach Mitternacht sahen wir die Karlsinseln durch die Halbdämmerung der nordischen Sommernacht hervorschimmern. Am Vormittage des 3. kam das Feuer von Landsort in Sicht, zur Mittagszeit bekamen wir einen Lootsen an Bord, und da der Wind sich gegen Abend mit Regenschauern nach Norden warf, ankerte die Eugenie um 6 Uhr bei Retholmen, einer Meile außerhalb „Dalaröe.“ Früh am folgenden Morgen stellte sich das Dampffahrzeug Herkules ein, um uns zu bugsiren. Es machte jedoch seinem Namen keine Ehre, da die Bugsirung so langsam ging, daß wir anfingen dem Glauben zu mißtrauen vor Sonnenuntergang noch in den Strom hineinkommen zu können, aber am Nachmittage kam das Dampfschiff Flink uns bis etwa eine Meile vor Waxholm zu Hülfe, und Seiner Majestät des Königs hohen Geburtstag mit zweiunddreißig Schüssen salutirend, ankerte die Eugenie um 7 Uhr Nachmittags zwischen Skeppsholmen und Stadsgärden.

Wie schon in Göthaborg hatten auch hier der Chef und das Offizierpersonal der Eugenie sich eines höchst schmeichelhaften Empfanges zu erfreuen. Die Befehlenden und Gelehrten der Expedition wurden von der Königlichen Akademie der Wissenschaften und von der Societät der Großhändler von Stockholm zu glänzenden Mittagstafeln eingeladen; und

auch der Unterbefehl und die Besatzung wurde nicht vergessen und konnte sich in Tivoli einen frohen Abend machen. Dieser Abend wurde jedoch leider zu einem Unglücksbringenden für einen Bootsmann, welcher bei der Rückkehr an Bord durch eine Luke auf den Zwischenboden hinabstürzte und am folgenden Tage in dem Garnison-Lazarethe seine Reise um die Erde und auf dieser Welt schloß. Vom Morgen bis spät am Abende war die Fregatte mit Besuchern überfüllt.

Auch geruheten Seine Majestät der König, begleitet von Ihren Königlichen Hoheiten dem Kronprinzen und der Kronprinzessin, die Fregatte in Gnaden mit Ihrem Allerhöchsten Besuche zu beehren. Bei der Rückkehr an's Land gaben Seine Majestät die Absicht zu erkennen zum Andenken an diese Reise der Eugenie eine Medaille prägen zu lassen, von welcher ein Exemplar in Gold dem Chef, in Silber den Offizieren und Unteroffizieren und in Bronze der Besatzung ertheilt werden sollte. Für diese Letztere ließen Seine Majestät auch noch ein Tanzvergnügen an Bord veranstalten, selbstverständlich mit dazu gehöriger reicher Tractirung.

Die Eugenie segelte von Stockholm am 14. Juli wieder ab, und langte am 18. in Karlskrona an. Zwölf Tage später wurde die Besatzung derselben abgelohnt, nachdem sie vorher das Schiff auf die Werfte gelegt hatte.

Beilagen.

1. Statistische Angaben über die La-Plata-Staaten.

Bevölkerung in den La-Plata-Staaten um die Mitte des Jahres 1840 bis 1850.

1.	Buenos Ayres	320,000
2.	Santa Fé	20,000
3.	Entre-Rios	30,000
4.	Corrientes	40,000
5.	Cordova	90,000
6.	Santiago del Estero	50,000
7.	Tucuman	45,000
8.	Salta und Jujuy	80,000
9.	Catamarra	30,000
10.	Rioja	25,000
11.	San Louis	20,000
12.	Mendoza	45.000
13.	San Juan	25,000
Argentinische Republiken		820,000.
Paraguay		gegen 220,000.
Banda Oriental		„ 80,000.
Alle La-Plata-Staaten		1,120,000.

Die in Gran Chaco und südwärts davon umherstreifenden Indianer gehen, nach verschiedenen Angaben, nicht unter die Zahl von 50,000 und nicht über 100,000 Individuen.

Die Staatseinkünfte betrugen 1850 62,266,510 Papier-Pesos, oder nach dem damaligen Cours über 12,000,000 Reichsthaler Banko, von welcher Summe der Zoll den größten Theil eingebracht hatte. Die Ausgaben desselben Jahres beliefen sich auf 56,046,352 derselben Münze, oder ungefähr 11,000,000 Reichsbankthaler. Der Cours der Papiermünze war damals ungefähr 13—14 Pesos Papier gegen einen harten Piaster, während unseres Aufenthaltes an diesen Orten war er 18—19, und ist bei ein Paar Gelegenheiten noch unvortheilhafter gewesen.

Export von Buenos Ayres im Jahre 1851.

Artikel.		Quantität.	Werth. Pfd. St.
Gedörrtes Fleisch . (für 100 Pfd.)		431,873	172,749
Knochen (Schenkel) . . .	Stück	3,538,367	2,654
„	Tonnen	1,274	1,592
Federn	Ballen	107	4,280
Pferdehaar	„	4,623	92,460
Häute, Ochsen- und Kühe	Stück	2,601,140	1,300,570
„ Pferde	„	140,677	26,377
Hörner	„	2,365,720	13,007
Felle, Kalbs	Ballen	193	3,281
„ „	Dutzend	119	178
„ Rehe	Ballen	36	720
„ „	Dutzend	7	2
„ Ziegen	Ballen	185	3,700
„ „	Dutzend	25	8
„ Nutria (Biber) .	Ballen	38	1,900
„ „ „ . . .	Dutzend	76	28
„ Schaaf	Ballen	4,320	43,200
Talg	Pipen	19,790	217,690
„	Kisten	7,549	22,647
„	Seronen	185	462
Wolle	Ballen	19,060	190,060
„	Seronen	2,914	29,140
		Summa	2,126,705

Der Import nach Buenos Ayres belief sich auf:

		1825	im letzten Jahre 1851.
Von England	Pfd. St.	800,000	900,000
„ Frankreich	„	110,000	500,000
„ Nord-Europa . .	„	85,000	170,000
„ Länder des Mittelmeeres	„	115,000	120,000
„ Vereinigte Staaten .	„	180,000	200,000
„ Brasilien u. die übrigen	„	275,000	220,000
Summa		1,575,000	2,110,000

Nord-Europa:	
Hamburg u. Bremen	85,000
Dänemark, Schweden und Norwegen .	30,000
Belgien . . .	30,000
Holland . . .	25,000

Der große Zuwachs im Import von Frankreich her ist theils durch die steigende Ueppigkeit in Kleidung und Gewohnheiten entstanden, theils in Folge der großen Menge Franzosen, Basken und Savoyarden, welche sich daselbst ansässig gemacht haben, und die eine große Menge schlechter französischer Weine consumiren. Vor 1840 sollen nicht mehr als vier oder fünf Lasten desselben jährlich zu verkaufen gewesen sein, jetzt werden vierzig verkauft, und der Abgang soll ungefähr tausend Last im Monat sein.

Als eine Probe der Preise von den Waaren des Landes führen wir folgende Liste an, die zwar nicht von neuem Datum ist, aber doch noch als ziemlich zuverlässig angesehen werden kann. Die Münzen sind zur Vergleichung der Summen auf unseren Fuß reducirt.

Vieh.

Fette Ochsen	pro Stück	Bco. Rchsthlr.	14 —	bis	15 —
Schöne Ochsen	„ „	„ „	10 —	„	11 —

Fette Kühe	pro Stück	Bco.	Rchsthlr.	12 —	bis	13 —
Schöne Kühe	„	„	„	9 —	„	10 —
Magere Ochsen zum Schlachten wegen der Häute	„	„	„	7 —	„	— —
Magere Kühe desgl.	„	„	„	4 —	„	— —
Magere Stiere desgl.	„	„	„	6 —	„	— —
„ „ zweijährig . .	„	„	„	3 —	„	— —
„ „ einjährig . .	„	„	„	2 —	„	— —
Fette Hammel	„	„	„	1 16	„	— —
Stuten zum Schlachten . .	„	„	„	3 —	„	— —
Häute und Felle.						
Gesalzene Ochsen und Kühe von 75 Pfd.		Bco.	Rchsthlr.	8 —	bis	9 —
„ Pferde	pro Stück	„	„	3 16	„	— —
Getrocknete Ochsen (Matadero) von 40 Pfd.		„	„	7 —	„	— —
„ Kühe „ „ „		„	„	8 24	„	— —
„ Ochsen und Kühe (vom Lande)		„	„	7 —	„	8 —
„ Pferde (vom Lande)	pro Stück	„	„	2 24	„	— —
Schaaffelle, reine, gemischte	pro Dutzend	„	„	5 —	„	— —

2. Die Zeitung Panama Herald theilt Folgendes über die Fischerei im Perlarchipelagus mit:

Diese Fischerei war ehemals ein Eigenthum der spanischen Krone, und sollte in derselben Categorie stehen, wie die Gold- und Silbergruben, und wurde unter Leitung der Regierung betrieben. Die Fischer erhielten die Gerechtigkeit auf eigene Rechnung Perlen zu suchen gegen eine Abgabe von fünf Procent vom Fange. Als sich das Land unabhängig von Spanien erklärte, wurde die Steuer auf den Perlfischfang abgeschafft, weil die Perlen als in dem Meere gehöriges Naturerzeugniß betrachtet wurden, das Jedermann frei sei, wie alle Arten Fische. Ein Jeder hat daher jetzt gleiche Gerechtigkeit zu solcher Fischerei und disponirt ungehindert über den ganzen Ertrag seiner Arbeit. Es existirt keinerlei Beschränkung in Hinsicht auf das Fischwasser, vielmehr kann man untertauchen, wo es Einem beliebt.

Die nächsten und bedeutendsten Fischereien sind um die Perl-Inseln gelegen. Diese sind der Zahl nach sechzig oder siebzig; die größte heißt S. Miguel, auf der eine Stadt gleichen Namens liegt mit ungefähr 1500 Einwohner. Alle diese Inseln sind mehr oder minder bewohnt, und die meisten sind jetzt Privateigenthum.

Gegenwärtig sind 12—1500 Menschen mit der Perlfischerei beschäftigt, und der zusammengezählte jährliche Ertrag pflegt sich zwischen 80,000 und 150,000 Piaster zu halten, meistens jedoch mehr als 100,000, ohne ungefähr 1000 Tonnen (6000 Schffspfd.) Schalen, welche zu 30 bis 40 Piaster pro Tonne verkauft werden. Die Inseln sind gesund und fruchtbar, und die Einwohner, von denen der größte Theil Neger sind, zeigen sich gutmüthig und gastfrei.

Das Tauchen geschieht bis in eine Tiefe von drei bis sieben Faden, und der Taucher pflegt ein halbes oder ein ganzes Dutzend Muscheln mit heraufzubringen. Er arbeitet gewöhnlich zwei und eine halbe, höchstens drei Stunden hintereinander, während welcher Zeit er zwölf bis funfzehn Mal taucht. Die besten Taucher bleiben ungefähr eine Minute unter Wasser, die meisten nur fünfundvierzig Secunden. Daß einer zehn Minuten und darüber unter Wasser bleiben könne, ist ein völliger Irrthum. Wir hörten von einem hierselbst wohnhaften und angesehenen Manne, der sich beinahe dreißig

Jahre hindurch mit dem Perlhandel befaßt hatte, die Versicherung, daß er von keinem Taucher Etwas wisse, der es länger als einundsechzig Secunden unter dem Wasser ausgehalten habe, und daß dieser auch nur durch das Versprechen einer bedeutenden Belohnung dazu vermocht werden konnte.

Die Muscheln werden entweder frisch, als Nahrungsmittel benutzt, oder getrocknet, nachdem sie erst vorher abgesiedet worden. Ihr Geschmack ist vortrefflich, und sie sollen eine sehr gesunde und kräftige Speise sein. Die gedörrten Muscheln werden auf Schnüre gereiht und an einer kühlen, trockenen Stelle aufbewahrt, und später auf verschiedene Weise zubereitet.

Der Preis der Perlen variirt sehr bedeutend, je nach ihrer Größe, Reinheit und Gestalt, von zehn Piaster die Unze bis auf fünftausend. Zwischen fünfhundert und funfzehnhundert Piaster werden oft hier für eine einzige Perle von nur drei sechszehntel Unze Gewicht gezahlt.

3. König Kamehamehas Rede an den Commandeur-Capitain Virgin bei der Audienz am 26. Juni 1852.

„Ihre schöne Fregatte ist das erste schwedische Orlogsschiff, welches mein Königreich besucht, aber ich hoffe, daß ihr bald noch viele andere nachfolgen werden.

Ich biete Ihnen und Ihren Offizieren ein herzliches Willkommen auf meinen Inseln, und ich bin überzeugt, daß Ihr Besuch hierselbst zur Errichtung eines Freundschafts- und Handels-Verhältnisses zwischen den vereinigten Staaten, Schweden und Norwegen und meinen Inseln führen wird, welches Verhältniß für ewig fortdauern wird.

Ich wünsche, daß Sie meinem großen und guten Freunde, Sr. Majestät König Oskar, zu erkennen geben mögen, daß ich mich sehr über die Versicherungen des Wohlwollens freue, die Sie mir in Sr. Majestät Namen gegeben haben, und daß ich feierlichst verlange, mit Sr. Majestät und Seinem Reiche die freundschaftlichsten und freisinnigsten Beziehungen auf einer Grundlage der vollkommensten Gleichheit zu befördern, sowohl in Beziehung auf Sr. Majestät hier anwesenden Unterthanen, wie auch den schwedischen und norwegischen Handel und die Frachtfahrt mit schwedischen und norwegischen Fahrzeugen. Da Sr. Majestät Politik die des freien Handels und der Reciprocität ist, bin ich davon überzeugt, daß dieselben auch mir im Austausche die gleichen Vortheile bewilligen."

4. Statistische Angaben über die hawaiischen Inseln.

a) Bevölkerung.

Kaholawe ist zu Maui gerechnet. In Hinsicht auf das Alter war im Jahre 1850 die Bevölkerung so vertheilt:

	Männlich.		Weiblich.		
Unter 18 Jahren . . .	12,983		10,383		
Zwischen 18 u. 31 Jahren	7,995		7,752		
Zwischen 31 u. 53 „	11,018		11,047		
Ueber 53 Jahr	10,207		9,154		
Summa	42.203	+	38,336	=	80,539.

b) Finanzen.

Seit 1842 waren die Einkünfte und Ausgaben des Staates in runder Zahl:

	Einkünfte.	Ausgaben.
1842 . . .	Doll. 41,000	— —

		Einkünfte.	Ausgaben.
1843 . . .	Doll.	69,000	— —
1844 . . .	„	65,000	— —
1845 . . .	„	75,000	— —
1846 . . .	„	127,000	116,000
1847 . . .	„	155,000	— —
1848 . . .	„	166,000	166,000
1849 . . .	„	194,000	177,000
1850 . . .	„	284,000	251,000;

deren Vertheilung folgende war:

Einkünfte	1846.	1850.	Ausgaben 1850.	
Einfuhrzoll	Doll. 51,144 42	118,901 38	König und Rath Doll.	19,966 16
Binnenhandel u. Fischereien	„ 12,353 80	26,784 02	Inneres Departem. „	140,030 52
			Aeußeres „ „	4,730 64
Directe Besteuerung	27,038 42	52,455 26	Finanz- „ „	15,080 08
Geldbußen . . .	8,426 34	14,404 25	Justiz- „ „	28,825 07
Stempelpapier 2c.	7,893 34	15,314 72	Unterrichts- „ „	29,841 43
Verkauftes Krongut	20,398 68	56,495 22	Verschied. Ausgaben „	12,233 26
Summ Doll.	127,855 00	284.354 85	Summa Doll.	250,707 56

c) Schulwesen.

	1848. Protestantisch. Schulen.	Schüler.	Katholisch. Schulen.	Schüler.	1850. Protestantisch. Schulen.	Schüler.	Katholisch. Schulen.	Schüler.
Hawaii . .	150	6,300	28	787	169	5,470	26	651
Maui . .	94	3,851	31	773	101	2,661	40	871
Molokai . .	20	982	2	34	27	810	2	44
Lanai . .	7	184	—	—	7	184	—	—
Oahu . . .	99	3,597	35	936	87	2,619	30	715
Kauai . . .	50	1,352	3	64	43	1,053	2	38
Niihau . .	6	141	2	37	7	162	2	40
Summa	426	16,407	101	2,631	441	12,959	102	2,359

Die ganzen Kosten für diese 543 Schulen betrug 1850 an Doll. 25,892;
Schullehrer-Gehalt . . . . „ 20,630;
was in der Mittelzahl für jeden Lehrer macht . . . . „ 37,99;
für jede Schule . . . . „ 47,68.

Privatschulen sind in der obenstehenden Tabelle nicht mit eingerechnet. Eilf solche gab es 1850 im Unterrichts-Departement einregistrirt und sie wurden unterhalten
von der Regierung mit . . . . Doll. 1,929 92
„ Privatpersonen mit . . . „ 11,061 00.

Die Schüler in diesen eilf Schulen bestanden aus:

Weißen 67
Gemischte Raçe . 61
Hawaiier . . . 313 441.

5. Der Walfischfang im stillen Meere.

Die Honolulu-Zeitung „Polynesian" für den 15. December 1853 theilt über den Walfischfang Folgendes mit:

Die Zahl der angekommenen Walfischfängerschiffe im verflossenen Herbste ist 359, von denen 210 Honolulu besucht haben, 101 Lahaina und 38 Hilo; da aber verschiedene dieser Fahrzeuge mehr als einen Hafen besucht haben, bleibt die wirkliche Zahl nur 275. Von diesen waren:

Amerikanische . .	258	
Französische . . .	10	
Bremer	4	
Englische	1	
Chilensische . . .	1	
Hawaiische . . .	1	275.

Nach einem Mittelwerthe für jedes Fahrzeug mit Ausrüstung von 40,000 Dollars beläuft sich der Capitalwerth dieser Flotte auf ungefähr 11,000,000 Dollars.

Der Fang bestand aus:

Spermaceti .	17,247	Faß oder	543,280	Gallons	à 80 c. .	Doll. 434,624
Thran . . .	421,585	„ „	13,279,897	„	à 50 c. .	„ 6,639,948
Fischbein . .	5,357.737	Pfund	. . . .	.	à 25 c. .	„ 1,339,434
					Summa	Doll. 8,414,006

Ein Fahrzeug hatte während eines dreimonatlichen Fischens eine Last erhalten, welche nach den in Honolulu gangbaren Preisen 123,000 Dollars Werth hatte. Zwischen sechs- und siebenhundert amerikanische Fahrzeuge sind mit Walfischfang in den verschiedenen Theilen des stillen Meeres beschäftigt. Ungefähr die Hälfte des Thranes wird in den vereinigten Staaten abgesetzt, der Rest geht nach Europa, besonders nach Deutschland.

6. San Francisco.

a) Goldverschiffung.

1851.	1852.	
34,492,634 Doll.	45.801,321 Doll.	oder ein Zuwachs von 11,308,687 Doll.

Von dieser Summen wurden verschifft nach:

		1851.	1852.
New-York	Doll.	30,062,498	39,007,367
New-Orlans . . .	„	403,294	470,783
London	„	3,392,761	6,020.027
Panama	„	151,205	46,000
San Juan	„	— —	43,626
Chile	„	460,322	97,907
China	„	2,554	115,611
Andere Orte . . .	„	20,000	— —
Summa	Doll.	34,492,634	45,801,321

b) Handel und Seefahrt.

Wählrend des Jahres 1852 sind angekommen:

	Anzahl.	Tonnen.
Amerikanische Fahrzeuge aus amerikanischen Häfen	344	196,781
„ „ „ ausländischen „	252	116,944
Andere Fahrzeuge aus aus ausländischen Häfen	407	131,289
Summa	1,003	445,014
Worunter Dampfschiffe	127	118,876

In demselben Jahre sind abgegangen:

	Anzahl.	Tonnen.
Amerikanische Fahrzeuge nach amerikanischen Häfen . . .	705	133,507
" " " ausländischen "	391	219,644
Andere Fahrzeuge nach ausländischen Häfen	405	120,988
Summa	1,501	474,139
Worunter Dampfschiffe	158	127,047

	Männer.	Weiber.	Kinder.	Summa.
Die Zahl von seewärts angekommener Passagiere war 1852	57,316	5,223	1,651	64,190
Die Zahl von seewärts abreisender Passagiere war 1852	22,554	390	2	22,946

7. New-Süd-Wales.

Ackerbau in der Colonie war 1837 . Acker 92,125
" " " " 1851 . " 152,057

Der Ertrag desselben belief sich:

	Waizen. Büschel.	Mais.	Korn.	Hafer.	Roggen.	Kartoffeln. Tonnen.	Heu.	Tabak. Ctr.
1837 .	692,620	632,155	51,447	17,119	6,753	2,102	5,627	2,034
1851 .	1,407,463	717,053	133,944	49,069	4,891	13,644	36,605	12,530

Die Anzahl an Vieh war:

	Pferde.	Rindvieh.	Schaafe.	Schweine.	Talg-Production.
1843 . . .	55,739	850,160	3,452,539	54,607	Ctr. 28,901
1851 . . .	116,397	1,375,257	7,396,895	65,510	" 88,145

Die Aus- und Einfuhr der Ackerbau- und Viehzuchtproducte war:

		Ausführ.	Einfuhr.
Getreide 1837 . . .	Pfd. Sterl.	21,399	56,817
" 1851 . . .	"	22,856	66,882
Lebendes Vieh 1840 .	"	—	21,213
" " 1851 .	"	23,645	510
Butter und Käse 1837	Ibs.	106,755	49,313
" " 1851	"	200,789	70,140
Wolle 1837	"	4,273,715	—
" 1851	"	15,268,474	—
Talg 1837	Ctr.	500	—
" 1851	"	86,460	—

Die Viehausfuhr bestand 1848 aus 1,181 Pferden, 10,208 Kühen u. Ochsen, 25,331 Schaafen
" " " 1851 " 1,941 " 971 " " 18,186 "

8. Chinas Thee-Ausfuhr.

a) Nach England.*)

Grüne Theesorten.

Vom 1. Juli 1843 bis 30. Juni 1844 8,974,200
" 1844 " 1845 12,196,800

*) Das Gewicht ist überall in englischen Pfunden angegeben.

Vom 1. Juli	1845	bis 30. Juni	1846	12,609,100
„	1846	„	1847	7,864,000
„	1847	„	1848	6,963,700
„	1848	„	1849	8,479,200
„	1849	„	1850	8,120,000
„	1850	„	1851	8,154,300

Schwarze Theesorten.

Vom 1. Juli	1843	bis 30. Juni	1844	41,639,600
„	1844	„	1845	41,373,300
„	1845	„	1846	44,975,500
„	1846	„	1847	45,501,000
„	1847	„	1848	40,730,600
„	1848	„	1849	38,763,500
„	1849	„	1850	45,841,200
„	1850	„	1851	55,865,800

b) Nach den vereinigten Staaten.

Grüne Theesorten.

Vom 1. Juli	1844	bis 30. Juni	1845	13,812,099
„	1845	„	1846	14,236,082
„	1846	„	1847	13,853,132
„	1847	„	1848	15,345,030
„	1848	„	1849	13,818,700
„	1849	„	1850	14,396,400
„	1850	„	1851	15,215,700
„	1851	„	1852	20,937,300
„	1852	„	1853	26,489,800

Braune Theesorten.

Vom 1. Juli	1844	bis 30. Juni	1845	6,950,459
„	1845	„	1846	4,266,166
„	1846	„	1847	4,318,496
„	1847	„	1848	3,993,617
„	1848	„	1849	4,853,600
„	1849	„	1850	7,361,400
„	1850	„	1851	13,545,100
„	1851	„	1852	13,396,700
„	1852	„	1853	14,484,700

Druck von Trowitzsch u. Sohn in Berlin.

1851-53.



die Beobachtung derselben verhindert.

Bd. I, VIII, 304 ss. Bd. II, VI, 306 ss.
m. 19 Textholzsch. + 24 Tafeln (davon 20 farbige)
u. 3 gef. Karten

Skogman, Carl,

Erdumsegelung der königl. Schwedischen Fregatte Eugenie in den Jahren 1851 bis 1853 ausgeführt unter dem Befehl des Commandeur-Capitains C. A. Virgin, behufs Anknüpfung politischer und commercieller Beziehung und wissenschaftlicher Beobachtungen und Entdeckungen : mit 12 Bildern in Bd.: Zweiter Band

Berlin 1856